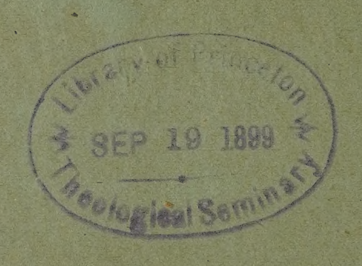
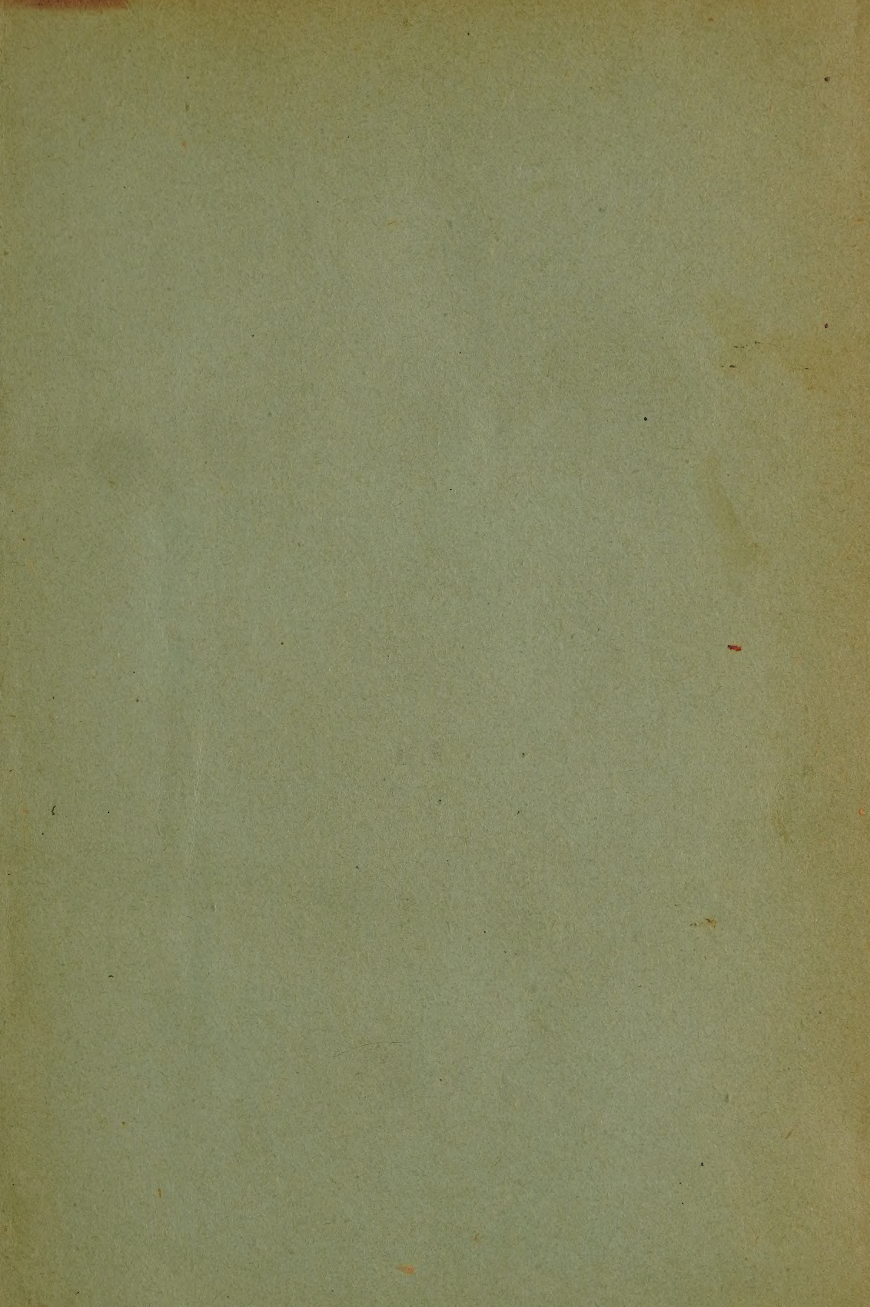
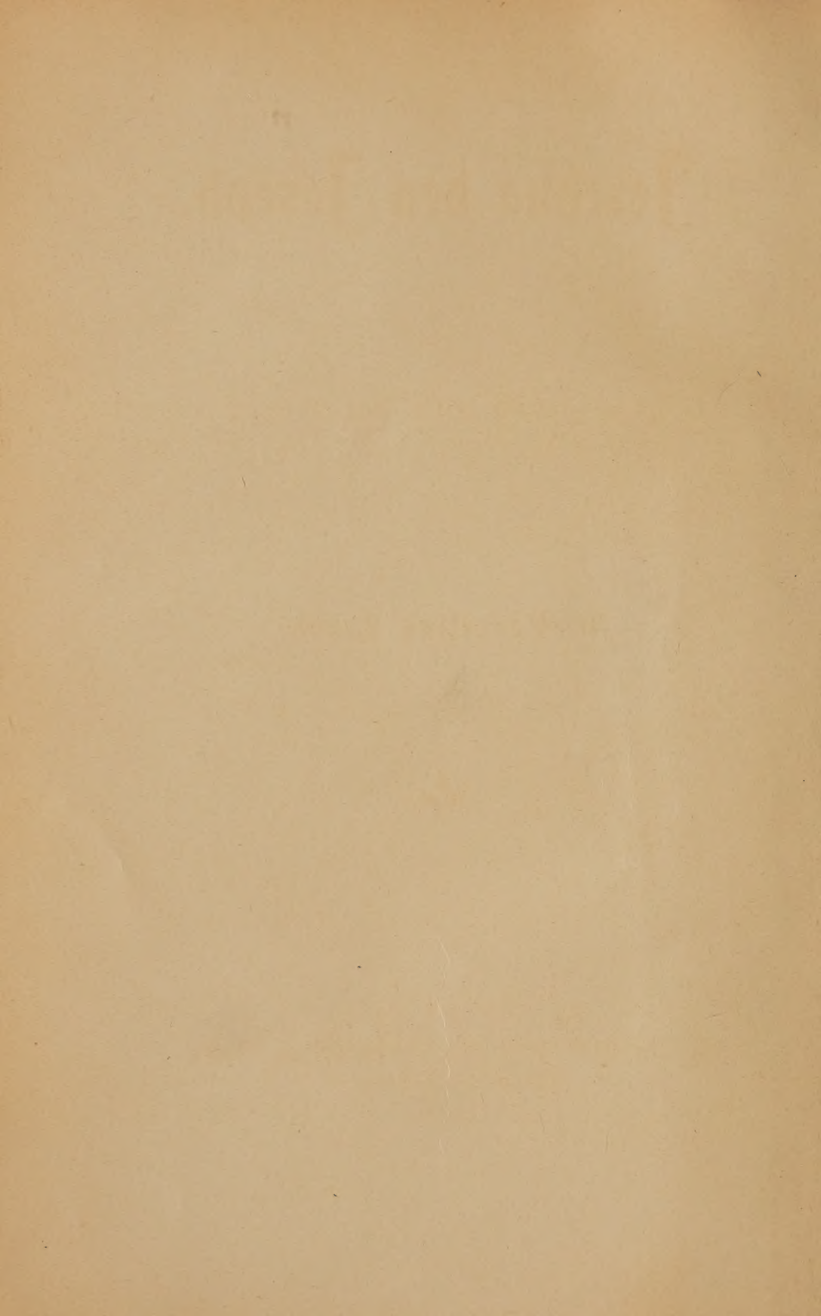



Library of Princeton
SEP 19 1899
Theological Seminary





809

Jeschua ben Joseph.

Eine Erzählung aus der Herodierzeit

von

Dr. Cornelius Rauch.



Leipzig.
A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf.
(Georg Böhme).
1899.

Seinen lieben teuren Freunden,

den Herren

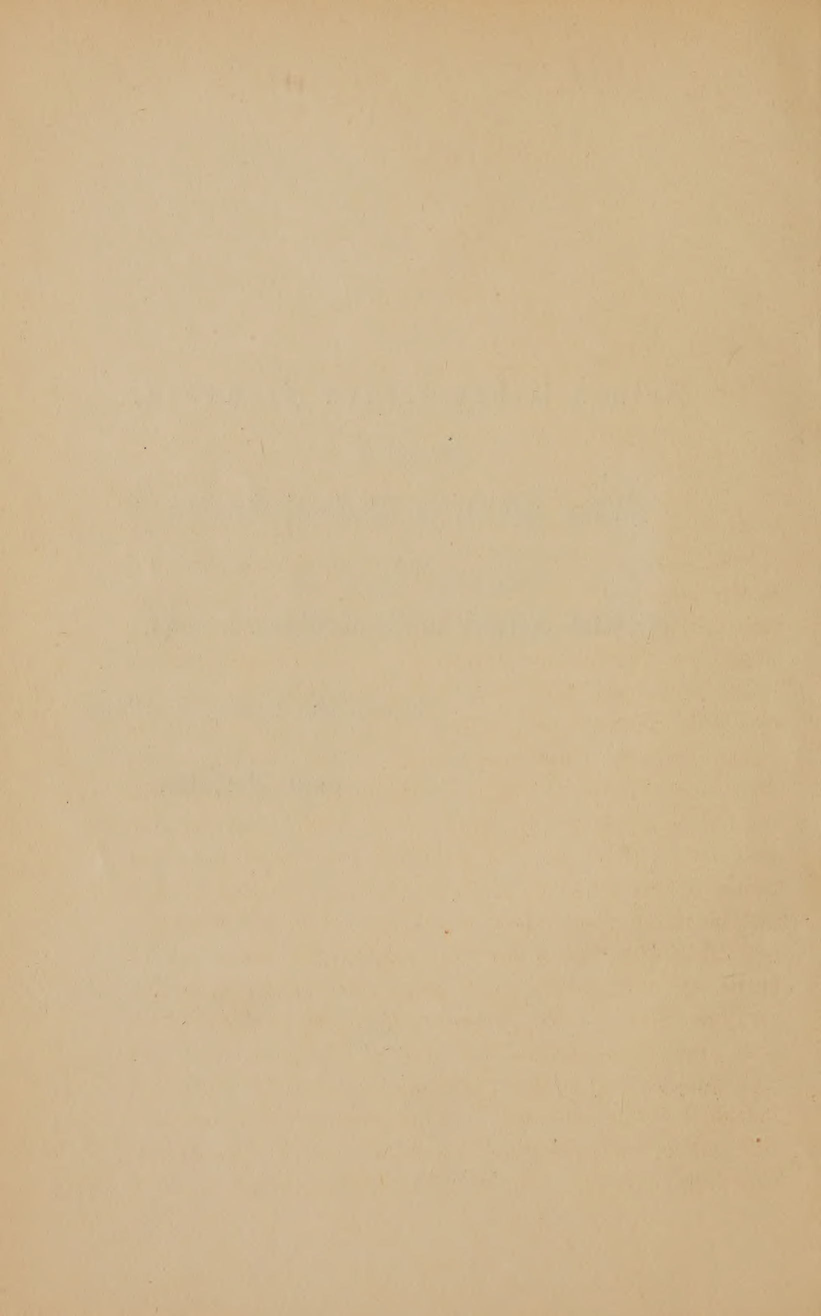
Gustav Alberti in Blasewitz-Dresden

und

Wilhelm Alberti in Waldenburg i. Schl.

in herzlichster Zuneigung gewidmet

vom Verfasser.



Vorwort des Autors.

Die nachstehende Erzählung spielt in der Zeit der ersten römischen Kaiser, im goldenen Zeitalter des Römertums. Diese Zeitepoche war in literarischer Beziehung eine sehr hervorragende und glanzvolle. Es wurde viel geschrieben und gelesen. Auf dem palatinischen Hügel der ewigen Stadt, neben dem Apollotempel, erhob sich stolz das Gebäude der ersten öffentlichen Bibliothek; guter Buchläden gab es eine genügende Menge, nicht allein in Rom, sondern auch in vielen größeren Provinzialstädten. Der Vertrieb von Büchern, Schriftrollen und periodischen Schriften (Zeitungen und Tagesanzeigern) war bereits ein ziemlich lebhafter, selbst in die entferntesten Provinzen des weiten Römerreichs hin. Durch gutgebaute Verkehrsstraßen und wohlorganisierte Posteinrichtungen waren die Provinzen dem Zentralsitze des Kaiserreichs nahegerückt, und schon bedurfte es nicht mehr, wie früher, einer langen Zeitdauer, bis eine Provinz von Ereignissen Kenntnis erhielt, die in einer anderen stattgefunden hatten. Wenn daher eine historische Persönlichkeit, wie die des hehren Jeschua ben Joseph, dessen Wirksamkeit in jene hochentwickelte Zeitperiode fällt und dessen Existenz und Lebensgang durch zeitgenössische schriftliche Zeugnisse beglaubigt sind, — von einigen gelehrten

Männern zu einer mythischen Gestalt herabgedrückt wird, so ist das eine ruchlose, tendenziöse Falsifikation der Geschichte. Mit derselben Logik könnte man auch den Perikles, Plato, Alexander den Großen, die Gracchen und Scipionen, selbst den C. Octavianus Augustus und viele andere in das Gebiet der Mythe versetzen, ähnlich wie in unseren Tagen ein schalkhafter spanischer Gelehrter, scheinbar überzeugungsvoll, doch aus satyrischem Scherz, scharfsinnig zu beweisen suchte, daß Napoleon I. gar nicht existiert habe und daß sein angebliches Erscheinen auf dem Welttheater nur eine zeitliche Verkörperung der nach Frankreich verpflanzten altgriechischen Apollosage sei.

Auch in allgemein kultureller Beziehung war die Periode der ersten Kaiserzeit eine hochentwickelte. Roms urbanes Wesen, verfeinerte Sitte und verfeinerter Lebensgenuß war selbst in die entferntesten Provinzen hineingedrungen, und Handel und Gewerbe, die sich bedeutend gehoben hatten, suchten den Bedürfnissen der neuen sozialen Verhältnisse gerecht zu werden. Wer mit diesem Charakter der Zeit unserer Erzählung nicht ganz vertraut ist, dürfte fälschlich glauben, daß manche Striche der nachstehenden Kulturskizzen nur ein Ausfluß poetischer Lizenz seien. Andere könnten an modernen Ausdrücken im Munde von Leuten der antiken Welt Anstoß nehmen, an Ausdrücken wie Zeitungen, Delikatessenhandlung, Kultur u. s. w. Indessen solche Ausdrücke sind doch nur Bezeichnungen von bestimmten Begriffen, welche der angezogenen Zeit bereits bekannt und geläufig waren. Schon Cicero und Horaz brauchen das Wort Kultur auch zur Bezeichnung eines bestimmten Zustandes geistiger Entwickelung.

Manches Nebensächliche ist in der Erzählung detaillierter ausgemalt, als es dem Plane der Erzählung nach eigentlich gerechtfertigt erscheinen könnte. Es ist geschehen, um soziale

Gegensätze zwischen Reichtum und Armut, Luxus und Dürftigkeit, Vornehmheit und Niedrigkeit, Gesetzlichkeit und vogelfreier Gesetzlosigkeit, zwischen heidnischer Frivolität und religiöser Frömmigkeit, atheistischer Glaubenslosigkeit und orthodoxem Glaubenseifer u. a. in stärkerem Relief hervortreten zu lassen.

Einige Überlieferungen, die sich in der morgenländischen Kirche erhalten haben, sind in die Erzählung hineingeflochten. Von Quellenwerken über sozialpolitische Zustände zur Zeit unserer Erzählung ist vornehmlich benutzt worden das vorzügliche und gelehrte Werk des Professors Dr. Emil Schürer: „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Christi," I. u. II. Teil. Leipzig 1886—1890.

Den eigentlichen Anstoß zur Abfassung der Erzählung und manchen guten Gedanken dazu hat die Lektüre der fesselnd geschriebenen, interessanten Bücher des Pastors Ludwig Schneller gegeben: „Kennst Du das Land?" und „Evangelienfahrten." — Leipzig 1892.

Pskow—Rußland, im Herbste 1898.

Dr. Cornelius Rauch.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung. Land und Leute . . . . . . Seite 1
Kapitel I. Simon aus Jerusalem und Alexander aus Korinth . . . . „ 10
„ II. Die Nazarener rechtfertigen ihren Ruf . „ 33
„ III. An der Jordansfähre . . . . . „ 79
„ IV. In Cäsarea Augusti . . . . . „ 101
„ V. In Jerusalem . . . . . . „ 130
„ VI. Jeschua's Wirksamkeit in Judäa und Galiläa. Kollision mit dem Senat. Proklamation als Messias . . . „ 168
„ VII. Thamar und die Römer . . . „ 205
„ VIII. In der Königsburg Herodes' des Großen „ 245
„ IX. Joils Rückkehr . . . . . . „ 281
„ X. Jeschuas Einzug in die Residenz . . „ 302
„ XI. Zwei Tage letzter Lehrthätigkeit . . „ 332
„ XII. Ein bedeutungsvoller Tag . . . „ 364
„ XIII. Weltliches Gericht über den Sproß aus Davids Stamme . . . . . „ 406
„ XIV. Neuer Sonnenaufgang für die Menschheit „ 439
„ XV. Römische Frivolität . . . . „ 474
„ XVI. Beginn einer neuen Weltzeit . . . „ 498
Schlußkapitel. Jeschua's Prophezeiung erfüllt sich. Gottesgericht über Jerusalem und das jüdische Land . . . . „ 528

Berichtigung: Seite 2 Z. 13 von oben lies: „zwischen Jericho und dem Südende des Toten Meeres“ statt „zwischen Jericho und dem See Genezareth“.



Einleitung.

Land und Leute.

Den Schauplatz der nachfolgenden Erzählung bietet Palästina, jenes vom großen Weltverkehr abgeschiedene, schmale und langgestreckte[1]) Bergland, welches die ausgedehnte syrisch-arabische Wüste von den Fluten des mittelländischen Meeres scheidet.

In grauer Urzeit ist dieses Bergland seiner Längsachse nach geborsten. Die Bruchspalte, die von der physischen Geographie als „Verwerfungsspalte" bezeichnet wird, vertieft sich mehr und mehr von Nord nach Süd, erreicht ihre tiefste Einsenkung im Bette des Toten Meeres, welches die tiefste Stelle der ganzen Erdoberfläche darstellt, hebt sich sodann ein wenig und setzt sich als Einsenkung bis zum arabischen Golfe fort.

Am Nordende dieser Erdspalte dehnen sich die gewaltigen Bergzüge des Hermongebirges aus, dessen hochragende Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Schmelzwasser der Schnee-

1) Länge ca. 30 Meilen, Breite ca. 15 Meilen.

massen nebst atmosphärischen Niederschlägen finden nach Süden Abfluß in der Erdspalte und stürmen hier zwischen wild und schroff aufsteigenden Felswänden als „Jordanfluß“ mit brausendem Gefäll in das Tote Meer hinab. Er ist ein stolzer Fluß, der Jordan: an seinem Ufer hat er nie eine Stadt, auf seinem Nacken nie einen Nachen geduldet. Nur das kesselartige Becken, der See Genezareth, den er passiert, wird von Schiffen befahren, doch die Schiffahrt ist hier, bei Zusammentreffen bestimmter Umstände, mit großer Gefahr verbunden. Der Fluß selbst aber ist des steilen Gefälles wegen bisher unbefahrbar gewesen, doch hat die moderne Dampfkraft auch hier gesiegt: in jüngster Zeit ist der Versuch gemacht worden, zwischen Jericho und dem See Genezareth eine Dampferverbindung zu unterhalten.

Im ganzen Laufe des Jordans gibt's nur wenige Stellen, wo das Flußbett eine mehr horizontale Bank bildet, so daß die Strömung eine minderstarke wird und die Anlage von Fähren oder ein Durchwaten des Flusses ermöglicht.

Seit uralter Zeit werden ein und dieselben Uebergangsstellen zum jenseitigen Ufer benutzt. Seit Jahrtausenden ziehen sich auch ein und dieselben Handels- resp. Karawanenstraßen dort hin, wo an den Übergangsstellen mehr abgeflachte Ufer sind, welche Raum zu Lagerplätzen geben.

Paläſtina's Gebirge bestehen zum größten Teil aus dem Kalksteine der Kreideformation (Juraformation). Letztere pflegt stets reich an Höhlen und Grotten zu sein.

Die Kreide und der kreidehaltige Kalk sind eine geologisch weiche Felsart. Die Abflüsse der oft sehr heftigen und stürmischen, wenn auch meist nur kurze Zeit anhaltenden Winterregen durchbrechen vielfach diesen weichen Fels und bilden zahlreiche Rinnsale, die sich allmählich zu tiefen und

breiten Schluchten erweitern. Hieraus erklärt sich das eigentümlich zerklüftete Aussehen der palästinensischen Gebirge.

Wenn die Winterregen reichlich fallen, dann rauscht und braust es überall durch diese Schluchten, dann strömt und wirbelt es in den kiesgefüllten Regenwasserbecken. Hat sich aber das Wasser zum Sommer hin verlaufen, was gewöhnlich geschieht, dann geben die öden, ausgetrockneten, weißen Kiesbette der Landschaft eine äußerst melancholische Färbung.

An wirklichen Flüssen ist das Bergland arm, und auch die wenigen, die es besitzt, können der Bevölkerung nicht als Verkehrsstraßen dienen, da Wasser beständig meist nur in ihrem unteren Laufe zu finden ist.

Ebenso arm ist das Land auch an Seen, Teichen und Quellen. Zum Glück kommt sommers und winters über ein häufiger Taufall vor, welcher dem trocknen Boden die für den Landbau nötige Feuchtigkeit zuführt. So ist denn Wasser ein kostbares Naß, das nicht allein im Haushalte der Bevölkerung, sondern auch in der Landesgeschichte und auch in Sagen, Märchen, Gleichnissen und Sprüchen des Volkes eine große Rolle spielt. Der Mangel an Wasser im Sommer zwingt die Bevölkerung zu den weitgehendsten Vorsichtsmaßregeln. Mit ängstlicher Sorgfalt wird alles nur zu erreichende Regenwasser gesammelt und in unterirdische ausgemauerte Brunnen (Zisternen) geleitet, welche oft von beträchtlicher Weite und Größe sind, mitunter sogar die Geräumigkeit eines größeren Zimmers erreichen. Die Pflege der Zisternen und der natürlichen Brunnen kann hier teilweise sogar als Maßstab zur Abschätzung des jeweiligen Kulturstandes der Bevölkerung dienen.

Ein Brunnen ist ein wertvoller Besitz, um den in alter und neuer Zeit von den Volksstämmen blutige Fehden ausgefochten worden sind.

Am linken Ufer des Jordan, im Ostjordanlande, waren zur Zeit unserer Erzählung die nördlich gelegenen Landschaften Basan, Argor und Hauran im Besitz des Fürsten Philippus, eines Sohnes Herodes des Großen, während das mehr südlich gelegene Gebiet, Peräa, dem Fürsten von Galiläa gehörte, dem Antipas (Herodes), einem Bruder des Philippus. Das Ostjordanland weist einen reinasiatischen Landschaftscharakter auf: gleichartig geformte weite Ebenen und Hochländer, an deren Ostrande sich hier öde, doch kulturfähige Steppen, dort wiederum Sandwüsten hinziehen, welche, sich ausdehnend, im Laufe der Zeiten manche alte, blühende Kulturstätte unter ihrem Wüstensande begraben haben.

Das Westjordanland, mit den Landschaften Galiläa im Norden, Judäa im Süden und zwischen beiden Samaria, hat einen mehr europäischen Landschaftscharakter. Es fällt zum Jordanthale steil ab, zum Mittelländischen Meere jedoch in sanfter Neigung, besitzt aber trotzdem doch nur wenige Pässe zur Uferebene hinab, ein Umstand, der in alter Zeit wesentlich zur nationalen Abgeschiedenheit des jüdischen Volkes beigetragen hat.

Das westjordanische Bergland bildet keine ebene Hochfläche, sondern ist von vielen Höhenzügen der Breite und Länge nach durchbrochen. Einer der letzteren, welcher in das Vorgebirge Karmel ausläuft, durchquert das Land und trennt dadurch Galiläa von Samaria, Phönikien vom Philisterlande. In Judäa ist dem Hochlande noch ein besonderes Zentralplateau aufgesetzt, das „Gebirge Juda“, auf dessen Rücken Jerusalem nebst anderen altisraelitischen, heiligen Stätten thronen.

Die Längs- und Quergebirgszüge bedingen die große Mannigfaltigkeit des landschaftlichen Charakters des Westjordanlandes: Hochgebirge, Hügelland, Tiefthal und Hoch-

ebene, Schlucht und Kesselthal wechseln untereinander in buntem Gemische. Obergaliläa erinnert vielfach an das schottische Hochland. Die wenigen mulden- oder kesselförmigen Bodeneinsenkungen, die „Ebenen“, haben stets in der inneren politischen Geschichte Palästinas eine große Rolle gespielt.

Eigenartig ist auch der Charakter der Küstenebene. Der nördliche Teil derselben, die phönikische Küste, ist steil und buchtenreich, hatte daher einige leidliche Häfen, welche in alter Zeit dem blühenden phönikischen Welthandel dienten. Heutzutage sind sie versandet und verschlammt, infolge einer eigenartigen Strömung des Mittelmeeres, welche, am ägyptischen Ufer vorbeistreichend, Nilschlamm mit sich reißt, um ihn sodann an der phönikischen Küste abzusetzen. Daher vermag heutzutage ein leichter Nachen kaum zu passieren dort, wo in alter Zeit Hunderte von Schiffswimpeln lustig im Seewinde flatterten.

Die südliche Küste, die philistäische, besitzt keine natürlichen „Häfen“, da sie flach und buchtenlos ist. Zur Zeit unserer Erzählung gab es hier ein paar künstlich angelegte Hafenorte. Es konnte von einer namhafteren Entwickelung einer Handelsschiffahrt hier nie die Rede sein wegen der eigenartigen Beschaffenheit des ganzen Küstengebiets. Dem ganzen philistäischen Meeresstrande entlang ziehen sich öde, unwirtliche, bisweilen über 20 Meter hohe Dünen hin, welche den wenigen Küstenflüssen den Einfluß ins Meer entweder ganz oder teilweise versperren. Zwischen Gaza und Joppe (Jafa) verhindern außerdem noch Korallenriffe den Zugang zur Küste.

Der Dünengürtel der Küste ist 3—6 Kilometer breit, südlich von Joppe sogar noch breiter. Hinter diesem Dünenwalle liegt eine Zone meist sumpfigen Terrains, jenseits dessen erst die reiche dem Land- und Gartenbau dienende Uferebene

beginnt. In dieser steht das Grundwasser ziemlich hoch und ist überall reichlich vorhanden. Dank diesem Umstande ist das aus Thon- und Quarzsand bestehende Schwemmland der Küstenebene überaus fruchtbar, trotzdem es einer eigentlichen Humusschicht entbehrt.

Bei solcher Küstenbildung ist es verständlich, daß man am langausgedehnten Meeresstrande nur einige wenige Ansiedlungen findet; die meisten liegen eben landeinwärts hinter dem Dünen- und Sumpfgürtel der Küste.

Palästina ist ein sonniges, wärmedurchstrahltes Land. Das Klima ist durchschnittlich ein subtropisches mit atmosphärischen Niederschlägen während der Monate zwischen der Herbst- und Frühlingstag- und nachtgleiche. Lokale Bodenerhebungen über das Meeresniveau bedingen natürlich klimatische Unterschiede der einzelnen Landesteile. Im tiefgelegenen, von hohen steilen Felswänden eingeschlossenen Jordanthale herrscht ein ewiger, immergrüner Sommer; hier kommt das Klima dem Nubiens gleich. Hier erntet man bereits im Aprilmonate, 3—4 Wochen früher als auf dem Hochgebirge. Das Klima der Küstenebene gleicht dem von Griechenland oder Sizilien, ja ist mild sogar auf dem Hochgebirge, wo man den eigentlichen, mit Frost und Schnee einherziehenden Winter nur als einen sehr seltenen und kurzweilenden Gast kennt.

Im Hochlande gibt es eigentlich nur zwei Jahreszeiten: die trockene und heiße (Sommer) von April—Mai bis Oktober—November, und die nasse und relativ warme (Winter) von November—Dezember bis März—April.

Die Acker- und Saatzeit für Getreide beginnt im Oktober—November, sobald die „Frühregen“ das vertrocknete Erdreich für den Pflug aufgeweicht haben. Sommerfrüchte, wie Linsen, Bohnen, Hirse, werden im Januar oder Februar

gesät. Im März—April pflegen die „Spätregen" zu fallen, welche die Körnerbildung des Getreides befördern. Ende April bis Mitte Mai, je nach der Örtlichkeit, erntet man Gerste, Linsen, Wicken, etwas später Weizen und Spelt. Zu Pfingsten pflegt überall die Getreideernte beendet zu sein. Im September vollzieht sich die Olivenernte, die Weinlese aber fällt in die Monate September—Oktober und dauert darüber hinaus nur in vereinzelten Fällen. Außer Getreide betrieb man schon in den ältesten Zeiten die Kultur von Gurken, Zwiebeln und Melonen; in manchen Gebieten wurde auch Flachs und Baumwolle produziert.

Im ganzen Lande gedeihen Feigen-, Oliven-, Zitronen-, Pfirsich-, Mandel-, Granat- und Johannisbrotbäume. Äpfel- und Birnbäume sind nur wenig vorhanden. In der Küstenebene und im Jordanthale finden sich nicht selten Dattelpalmen.

Das Klima ist für Ackerbau und Weinzucht ein außerordentlich günstiges, garantiert aber gute Erfolge nur bei einer äußerst sorgsamen Bestellung des Bodens, die in Palästina viel mehr als in anderen Ländern Arbeit und Mühe kostet.

Über dem Kalk- und Kreidefelsen des Landes ist nämlich eine rotbraune Schicht thonhaltigen und sandigen Mergelbodens gelagert, welche durch heftige Regenschauer leicht weggeschwemmt werden kann. In alter Zeit suchte die Bevölkerung durch Terrassenbauten der Fortschwemmung der Ackerkrume vorzubeugen und suchte selbst aus weiter Ferne eine Erdschicht zum Ersatz herbeizuschaffen, falls die Regen wirklich die Nährschicht des Bodens fortgerissen hatten.

Die nachjüdische Bevölkerung des Landes hat solche Arbeiten vernachlässigt und dort, wo das Erdreich von stürmischen Winterregen fortgespült war, keinerlei neue Aufschüttungen gemacht.

Kein Wunder, daß dort, wo in alter Zeit sich zahlreiche Frucht- und Weingärten hinzogen, jetzt nur nackte, felsige Wüsteneien in die Sonnenglut hineinstarren, und dort, wo früher üppige Ackerfelder waren, jetzt nur dornige, stachlige Gestrüppe ein kümmerliches Dasein fristen. Auf den Bergen findet man heutzutage nur spärliche Baumgruppen von Eichen mit stachligem Laube, von Terebinthen und anderen Bäumen, im übrigen aber meist nur eine große Anzahl kleiner grauer, stachliger Gebüsche. Wälder und Wiesen, wie in Europa, gibts im Lande nirgends mehr. Die meisten der alten Brunnen, Quellen und Teiche sind verschüttet, versandet, verschlammt.

Das ganze heutige Palästina trägt in jeder Beziehung den Stempel der Verödung und Verarmung. Erst in dem letzten Jahrzehnt sind ca. 170,000 Imigraten,[1] davon 150,000 Juden, ins Land gezogen. Vor 15 Jahren betrug die ganze Bevölkerungszahl kaum eine halbe Million Seelen, davon nur ca. 35,000 eingewanderte Juden spanischer und deutscher Abstammung. Dazu kamen einige wenige Tausende Syrer, Nachkommen der einstigen Aramäer. Den Hauptteil der Einwohnerschaft bildeten und bilden Araber, welche als Ackerbauer (Hadari) feste Wohnsitze haben oder als halbwilde Nomaden (Beduinen) den einstigen Landbesitz des jüdischen Vetterstammes durchwandern. Nach überkommenen Überlieferungen, die sie haben, sind ihre Vorfahren aus Arabien bereits zu Zeiten Nabuchodonosor's eingewandert, nachdem die jüdische Bevölkerung in die babylonische Gefangenschaft abgeführt worden war.

Ein ganz anderes Bild gewährte das Land zur Zeit unserer Erzählung, zur Zeit des römischen Kaisers Tiberius.

Damals hatte das Land eine dichte Bevölkerung von 5 bis 6 Millionen Seelen, meist Juden, gemischt mit

Hellenen, römischen, makedonischen, ja sogar babylonischen Kolonisten, Syrern und Arabern.

Zu seiner Zeit war es ein fettes fruchtbares Land, in welchem neben Ackerbau auch Handel und Industrie blühte. Auf den Bergkämmen rauschten Zedern-, Terebinthen- und Eichenhaine, an den Abhängen prangten terrassenförmig angelegte Frucht- und Weingärten, in den Bergmulden wogten reiche Getreidefelder und weideten zahllose Herden.

Trotz ihrer bunten nationalen Zusammensetzung, trotz starken Steuerdrucks, führte die Bevölkerung, welche ihr Leben zu Hause nach eigenem Willen und Gutdünken einrichten konnte, ein materiell behagliches Dasein, doch war der jüdische Hauptteil dieser Bevölkerung mit seinem Schicksale unzufrieden, wenn er auch äußerlich sich zufrieden zeigte. Unter einer ruhigen Außenseite bargen sich die Keime zu großen historischen Verwickelungen und Umwälzungen. In stetem Wachsen begriffen war der Haß gegen alle heidnischen Elemente, welche durchs Land zerstreut waren, besonders der Haß gegen die römische Fremdherrschaft, deren Druck dem orthodoxen Teil mehr und mehr unerträglich erschien.



I. Kapitel.

Simon aus Jerusalem und Alexander aus Korinth.

Es war an einem Tage des Dezembermonats im Jahre 27 nach Christi Geburt.

Die Sonne stand hoch über der obergaliläischen Landschaft und brannte stechend nieder auf eine langgestreckte Karawane, welche sich auf der Straße von Tiberias nach Nazareth, bergab, bergauf, träge fortbewegte.

Gleichsam als Vorhut zog weit voran eine Schar gutbewaffneter Knechte, welche zwischen sich und dem Hauptteile der Karawane eine größere Distanz zu wahren suchten, damit die aufgewirbelten Staubwolken Zeit gewönnen, sich wieder zu Boden zu senken.

An der Spitze des Hauptteils ritten auf kostbar gezäumten Eseln zwei reich gekleidete Männer, denen Sänften tragende Maultiere und handfeste, kräftige Leibwächter folgten. Weiter des Weges zurück sah man die Schlangenlinie schwerbelasteter Kamele, Maultiere und Esel, welche von einer zahlreichen Schar von Troßbuben geführt wurden. Den Schluß der Karawane bildeten zwei getrennt dahinziehende Scharen Bewaffneter.

Die äußere Erscheinung der Reiter war eine durchaus vornehme. Die vorzügliche Ausstattung der Reit- und Lasttiere und der Geleitsmannschaft sprach für den Reichtum des Karawanenbesitzers.

Der eine der Reiter war ein schon älterer Mann mit großen schwärzlichen Augen, mit schön geformten Gesichtszügen, in denen ein tief melancholischer Ausdruck lag, und mit auffallend stolzer Haltung des turbangeschmückten Hauptes. Ein feinleinenes, mit Goldfranzen besetztes Schweißtuch fiel ihm über Kopf und Schulter herab. Den Leib umschloß ein feines buntfarbiges Wollenkleid; der breite Ledergürtel mit verschiedenen Täschchen war mit kunstvoll gearbeiteten Goldplatten verziert. Aus diesem Gürtel stand hervor der Griff eines langen Dolches, welcher mit Edelsteinen und Elfenbeinplatten belegt war. Die Füße des Reiters steckten in gelbgefärbten, weichledernen Stiefeln, deren Schäfte man mit buntfarbigen Seidenstickereien geschmückt hatte. Selbst die Reitdecke, auf welche ein weiches Lederpolster geschnallt war, zeigte sich mit bunten Seidenstreifen verziert. Sättel gab es damals noch nicht.

Dieser Mann war Simon von Jerusalem, der Sprosse eines vornehmen, altisraelitischen Geschlechts, Mitglied der obersten Landesbehörde[1]) von Judäa. Er war ein Mann von fürstlichem Reichtum, nicht allein Besitzer von vielen Landgütern, Wein- und Fruchtgärten, sondern auch Inhaber von lukrativen Handels- und Gewerbegeschäften. Seinem Winke gehorchte eine ganze Legion von Sklaven aus aller

---

1) Landes-Senat (latein.) oder Synedrium (griechisch), gleich Staatsrat (Luthers „hoher Rat“); Stadtsenat oder Stadtsynedrium gleich Stadtrat als administratives Organ der Bürgerschaft. Jerusalem als Sitz des Landessenats hatte keinen eigenen besonderen Stadtsenat.

Herren Länder gebürtig, geschickt in allerlei Fertigkeiten und zu jeglichen Diensten bereit.

Er hatte in Damaskus in großen Partien persische und indische Erzeugnisse und modische chinesische Seidenstoffe, welche erst jüngst in den Handel des Abendlandes gekommen waren, eingekauft und geleitete nun mit seiner Karawane die kostbaren Waren nach Jerusalem, wo er sie mit obligatem Vorteil zu verkaufen gedachte.

Der andere der beiden Reiter an der Spitze des Hauptteils der Karawane war ein bedeutend jüngerer Mann, Alexander aus Korinth, dessen Bekanntschaft Simon vor kurzem in der Synagoge von Damaskus gemacht hatte. Die Vorfahren dieses Alexanders, Geschlechtsverwandte Simons, waren vor geraumer Zeit aus Palästina ausgewandert, waren in die römische Provinz Achaja (Griechenland) gezogen und hatten zuletzt in Korinth eine beständige Heimstätte gefunden. Hier waren sie zu großem Reichtum gelangt und hatten sogar, dank freigebiger Spenden an Statthalter und Hofbeamte, römisches Bürgerrecht erworben. In Korinth unterhielten sie ein blühendes Wechsel- und Handelsgeschäft, das sich allmählich vergrößerte und jetzt Zweiggeschäfte in Syrakus, Milet und Dyrrhachium besaß. Diese Ausbreitung genügte noch nicht der jugendlichen Unternehmungslust des 23jährigen Alexanders, welcher vor kurzem, nach dem Tode seines Vaters, Erbe eines sehr bedeutenden Vermögens geworden war. Mit der Absicht, seine Handelsbeziehungen auch auf Syrien und Palästina auszudehnen, war er mit eigener Galeere nach Phönikien gesegelt, hatte sodann Damaskus, einen bedeutenden Stapelplatz für zentralasiatische Exportartikel der damaligen Zeit, besucht, hier große Einkäufe gemacht und die asiatischen Waren in besonderer Karawane zum nächstgelegenen Hafenorte abgefertigt. Simons Vorschlag, ihn nach Jerusalem zu

begleiten, kam ihm sehr gelegen, denn er wollte sich in Palästina persönlich umsehen, um einen geeigneten Platz zur Gründung einer Filiale auszusuchen.

Jetzt nun ritt er neben Simon her, mit dem Stolze eines civis romanus, eine apollonisch schöne, jugendliche Gestalt, Jude der Abstammung nach, aber Hellene nach Erziehung, Sprache und Lebensweise. Von frühester Kindheit an hatte er große Vorliebe für Waffenspiele gezeigt, war später, aus Liebhaberei für militärische Übungen, in die römische Legion getreten, für welche Achaja Standort war, und hatte in kurzer Zeit die unteren Offizierswürden durchgemacht, wozu ihm allerdings weniger der Diensteifer, als der Reichtum geholfen, mit welchem er seinen Vorgesetzten zu geeignetster Zeit große „Freundlichkeiten" zu erweisen verstanden hatte. Lukullische Gastmähler, welche er den Archonten, den Stadtvätern von Korinth, gab, trugen wesentlich dazu bei, daß er schließlich zum Befehlshaber der Stadtmiliz von Korinth gewählt wurde. Solch' eine militärische Stellung hinderte aber keineswegs, die Handelsgeschäfte weiter zu betreiben und bewog ihn, selbst in der Fremde militärische Kleidung zu tragen und sich das Ansehen eines Tribuns zu geben.

Über seinem kurzen Waffenrocke trug er einen kostbaren, pelzverbrämten, mit Goldstickerei verzierten weißen Wollenmantel; der Helmbusch bestand aus prachtvollen Straußfedern. Wie er selbst, war auch seine Leibwache, welche er aus der Schar seiner kräftigsten makedonischen Sklaven gebildet hatte, militärisch gekleidet; militärisch gut eingeschult, war sie, ohne Aufsicht gelassen, eine gar schlimme Rotte. Um Konflikte derselben mit Simons Eskorte zu vermeiden, ließ Alexander sie in gehöriger Distanz von Simons Nachhut marschieren.

Den beiden Männern, die anfänglich sich in bequemer

Sänfte hatten von den Mauleseln tragen lassen, war es in der Sänfte zu schwül geworden; sie hatten Reitesel vorzüglichster Rasse bestiegen und trabten nun unter lebhafter Unterhaltung nebeneinander her, der Sonnenglut wenig achtend.

Ohne von seinen Plänen hinsichtlich der Gründung eines Zweiggeschäfts in Palästina etwas zu verraten, hatte Alexander in gewandter Weise seinen Gefährten über Landes- und Handelsverhältnisse ausgeforscht, und dabei erfahren, daß in großen Mengen Mandeln, Pistacien, gedörrte und zu festen, kuchenartigen Massen geknetete Datteln und Feigen exportiert wurden, und daß spezielle vorteilhafte Exportartikel Dattelweine[1]) und ganz besonders der Weintraubenhonig seien, der überall in der Welt sich großer Beliebtheit erfreue und bereits zu den Zeiten des Erzvaters Jakob einen bedeutenden Ausfuhrartikel der Kanaaniter nach Aegypten gebildet habe.

Die Unterhaltung der Reiter ging in griechischer Sprache vor sich. Diese war zur Zeit unserer Erzählung die allgemeine Umgangssprache der vornehmen und gebildeten Welt, sowohl der lateinischen oder römischen, wie der jüdischen, just wie in unserer Zeit die französische.

Während Simon in begeisterten Worten von dem Eindruck sprach, den er beim ersten Besuche der Residenz[2]) des herodianischen Fürsten Philippus aufgenommen, hatte Alexander sich endgültig entschlossen in der Küstenstadt Cäsarea Augusti die Filiale zu gründen, um die palästinensischen Früchte und Weine aus erster Hand einzukaufen und sie dann über Dyrrhachium in Illyrien nach den mehr nach Norden ge-

---

1) Dattelweine wurden aus reifen in Wasser eingeweichten Datteln gekeltert. Der Weintraubenhonig (Luthers „Honig“) war der zu Sirupkonsistenz eingekochte, vorher gekelterte Traubenmost.

2) Cäsarea Philippi, das alte Paneas, am Fuße des Hermongebirges.

legenen Ländern Europas zu exportieren. Nun, da sein Plan gefaßt war, wandte er seine Aufmerksamkeit der Rede des Gefährten zu, der in der Schilderung seiner Reiseeindrücke fortgefahren war, und bemerkte:

— Fürwahr, werter Simon, auch mir wird unvergeßlich bleiben der kurze Aufenthalt in der alten Stadt des Gottes Pan; ich bleibe dir zu Dank verpflichtet, daß du mich dem leutseligen und kunstsinnigen herodianischen Fürsten vorgestellt hast. Ich muß gestehen, dieser Philippus hat in seinem ganzen Wesen, in seiner ganzen Haltung soviel wirklich Königliches, daß jedermann in ihm sehen muß den echten Sprößling des alten davidischen Königshauses.

— Halt ein, Alexander, rief Simon unwillig dem Reisegefährten zu. Ohne es zu ahnen, sprichst du eine gar üble Lästerung aus. Die Herodianer haben nichts gemein mit dem Hause des heiligen David. Sie sind nicht einmal Juden. Das Volk hält sie für Edomiter; in meinen Augen sind sie weiter nichts als Nachkommen der fluchwürdigen Philister. Der Großvater Herodes des Großen war Tempeldiener am Apollotempel zu Askalon. Sein Vater war als Kind, während eines Ueberfalls dieser Stadt durch idumäische Raubhorden fortgeführt worden und wuchs in Idumäa, im Lande der räuberischen Edomiter auf. Seiner Keckheit und Verschlagenheit wegen schon in jugendlichem Alter zum Hauptmann der Landmiliz ernannt, wurde er später Statthalter von Idumäa und ward zuletzt von dem hasmonäischen Priesterfürsten mit der Verwaltung des ganzen jüdischen Landes betraut. Philippus, werter Freund, macht die einzige rühmliche Ausnahme, sonst aber sind die Herodianer ein verruchtes Geschlecht, und es klingt mir wie ein schmachvoller Hohn, wenn man sie mit dem erlauchten Hause Davids in Verbindung bringt.

— Mit Beschämung muß ich gestehen, gab Alexander zur Erwiderung, daß ich leider die Geschichte Achajas besser kenne, als die des Landes meiner Väter, doch ist das entschuldbar bei denen, die in der Diaspora leben. Du thätest mir einen großen Dienst, edler Simon, wenn du mich etwas eingehender mit der Geschichte Palästinas bekannt machen würdest. Mich interessieren die Herodianer.

In ernstem Tone bemerkte Simon:

— Es ist schlimm, wenn die Kinder Israels nicht die Geschichte ihres Volkes kennen! Deine Unkenntnis, junger Freund, muß ich rügen, mag aber dein Bestreben loben, Versäumtes wieder einzuholen. So höre denn.

Du wirst hoffentlich doch wissen, daß nach dem Tode Alexanders, des großen Makedoniers, unser Erbland unter die Knechtschaft der syrischen Herrschaft gelangte, aus welcher dasselbe durch die heldenmütigen Makkabäer oder, wie sie gebräuchlicher genannt werden, die Hasmonäer befreit wurde. Die erste Hasmonäerzeit war eine glückliche für unser Volk, mit dessen politischer Ermannung Hand in Hand auch eine Zeit der religiösen und sittlichen Erhebung einherging. Damals lag des allgewaltigen Gottes Segen auf dem Lande.

Ja! es waren sonnige Tage für unser unglückliches Land, als es, im Namen des heiligen Gottes, von den ersten Hasmonäern in der Würde erblicher Hoherpriester verwaltet wurde.

Danach kam eine düstere Zeit. Der Gott unserer Väter wandte sich von Israel ab, als es seinem obersten Stellvertreter nicht mehr genügte an der hohenpriesterlichen Würde und dem faktischen Besitze der Macht, sondern ihn gelüstete, nach Zepter und Diadem[1]) zu greifen, den äußeren Zeichen

1) Diadem, ein etwa 2 Zoll breites Band aus kostbarem Stoffe, welches um Stirn und Schläfe gebunden wurde. Bei den persischen Königen war es purpurblau und weiß.

des Königtums. Ohne göttliche Zustimmung setzte sich der Hohepriester die Königskrone aufs Haupt, und die Strafe dafür blieb nicht aus! Je mehr die Priesterkönige in Weichlichkeit, Wohlleben und Fleischeslust versanken, desto anhaltender überließen sie die Verwaltung ihres Reichs Haremsgünstlingen. Schließlich brach unter den hasmonäischen Prinzen ein Bruderkrieg aus und dieser veranlaßte die Intervention der Römer. Unser armes, heiliges Land trat in den fluchwürdigen Bannkreis Roms.

Gajus Pompejus rückte in Jerusalem ein. Es war im selben Jahre, da der große Meister der Rede Marcus Cicero Konsul war.

Unter Gottes Hilfe hatten die ersten Hasmonäer durch ihre Tapferkeit die Freiheit von den Syrern erkämpft; unter Gottes Zorn haben die letzten Hasmonäer durch ihre Übelthaten die Freiheit ihres Volkes an die Römer verloren!

Simons Ton war gegen das Ende seiner Rede äußerst bitter geworden. Die Unterhaltung stockte.

Alexander unterbrach endlich das Schweigen durch die Frage, wie sich Gajus Pompejus zum jüdischen Staate verhalten habe?

Simon fuhr fort in der Belehrung seines jungen Reisegefährten:

— Pompejus löste aus dem jüdischen Staatsverbande alle Küstenstädte und alle Städte im Lande, in Samaria, Galiläa und im Ostjordanlande, welche heidnische oder jüdisch-hellenisierte Bevölkerung besaßen. Diese Städte, die mit beträchtlichem Landgebiete beschenkt wurden, machte der Feldherr zu freien, reichsunmittelbaren Republiken, welche der unmittelbaren Aufsicht des Statthalters der neugegründeten römischen Provinz Syrien untergestellt wurden. Das übrige, demnach

starkverkleinerte jüdische Reich wurde dem Hohenpriester aus hasmonäischem Hause zur Verwaltung übergeben.

Im übrigen rüttelte Pompejus nicht weiter an dem inneren Gefüge der Verwaltungsverhältnisse Palästinas.

Als Gajus Julius Cäsar den ganzen Orient seiner Macht unterworfen hatte und auch die Verhältnisse unseres Landes ordnete, ließ er dem hasmonäischen Fürsten nur die hohepriesterliche Würde, machte aber zum Prokurator von Judäa den Antipater, den Vater Herodes des Großen, nachdem er ihn in den römischen Ritterstand hatte erheben lassen. Antipaters Söhne, welche in Rom erzogen waren, erhielten vom Vater hohe Aemter: Phasael wurde zum Befehlshaber von Jerusalem, Herodes aber zum Statthalter von Galiläa ernannt. Von da an datiert sich die glänzende Laufbahn des vielgenannten Mannes, der später König von Judäa wurde und den Beinamen des Großen erhielt.

— Ja, dieses Mannes Namen hat auch in ganz Griechenland guten Klang. Er muß in der That ein bedeutender, großer Mann gewesen sein! rief Alexander aus.

— Selbst war er es nicht, aber sein Glück war groß, erwiderte Simon in ziemlich gehässigem Tone. Der syrische Legat Sextus Cäsar ernannte ihn zum Befehlshaber über Samaria und Cölesyrien; von Gajus Cassius erhielt er die Statthalterstelle über ganz Syrien, und damit vereinigte sich in seiner Hand eine beträchtliche Macht.

Zur Zeit der römischen Duumviratskriege verstand er als listiger, geschmeidiger und staatskluger Kopf, der unter Umständen sehr freigebig zu sein wußte, in dem für sich günstigsten politischen Fahrwasser zu segeln.

Trotzdem er Anhänger des Gajus Cassius gewesen war und gegen M. Antonius gekämpft hatte, gelang es ihm als Überläufer sich die Gunst des letzteren zu gewinnen.

Der hasmonäische Fürstpriester von Jerusalem hatte sich von den Parthern mit dem leeren Königstitel belehnen lassen. Dafür wurde er, nach Besiegung der Parther durch Antonius und Herodes, seines hohenpriesterlichen Amtes entsetzt; Herodes aber wurde zum König von Judäa ernannt. Der ehrgeizige Mann, der diese Würde auch durch Senat und Volk von Rom bestätigt wissen wollte, machte sich persönlich nach Rom auf, wo sein Gesuch volle Berücksichtigung fand. Als er die Senatssitzung, in welcher seine Bestätigung als König von Judäa feierlichst erfolgt war, verlassen wollte, ward er von M. Antonius und Cäsar Octavianus in die Mitte genommen und ehrenvoll aus dem Sitzungssaale geführt.

Nach dem Falle des Antonius ward er von Cäsar Octavianus nochmals feierlichst als König von Judäa bestätigt mit beträchtlicher Vergrößerung seines Herrschaftgebiets, und außerdem noch zum Legaten von Syrien ernannt.

Schwerlich hat je ein Nichtrömer eine glänzendere Laufbahn gemacht als dieser Herodes.

Und nun herrschte von Roms Gnaden, in königlichem Purpur, über das Land unseres gottgesalbten Königs David der Enkel eines Hierodulen von einem Apollotempel!!

Simon hatte die letzten Worte mit bittrem, hohnvollem Lachen hervorgestoßen, und ritt jetzt schweigsam weiter.

Sein Gefährte war indessen aus seinem Sinnen aufgescheucht worden. In jugendlicher Phantasie hatte er für sich besondere Wege zu Ruhm und Macht ausgemalt. Könnte er es nicht auch zu einem Königsmantel bringen? hatte er bei sich gedacht.

— Blieb Herodes auf der Höhe seiner Macht? War er glücklich bis an sein Ende? fragte er nun den Simon.

— Des gewaltigen Gottes Hand bricht gar leicht den Starken und Stolzen, gab Simon zur Antwort. Trotz

Machtfülle, trotz äußeren Ruhmes und Glanzes hat der „große“ Herodes doch nie wahres Lebensglück gefunden. Sein lasterhaftes Leben, sein gottverfluchtes Thun rächte sich bitter an seinen Kindern. Der königlichen Frauen gabs zu viel, und jede suchte alles zu erreichen für die eigene Leibesfrucht und Haß und Verleumdung zu säen gegen die Kinder der anderen Frauen. In Haremsintrigen ging das ganze Hofleben auf. Mehrere Kinder starben, auf des Vaters Geheiß, als Opfer der Intrigen; auf böswillige Verleumdung hin, wurden die edelsten und besten Söhne gemordet. In Rom von den tüchtigsten und edelsten Lehrern erzogen wurden die nachgebliebenen Söhne, an den königlichen Hof des Vaters heimgekehrt, aus Mißgunst und Mißtrauen von jeglicher manneswürdigen Thätigkeit ausgeschlossen. Was Wunder, daß diejenigen seiner Söhne, die vom Henkerbeil verschont geblieben waren, sich ausschließlich den zerrüttenden Genüssen eines lasterhaften Hoflebens hingaben.

Als endlich der rächende Gott den König mit furchtbarer, unheilbarer Krankheit schlug und endlich die verruchte Seele aus dem sündedurchseuchten Leibe riß, da suchte jeder der Söhne die Alleinherrschaft an sich zu ziehen.

— So viel ich weiß, unterbrach hier Alexander den heftig Eifernden, konnte doch von einer Vererbung der Herrschaft nicht die Rede sein. Zwar ist es ja römische Taktik, unterworfene Länder nicht sofort zu römischen Provinzen zu machen, sondern das einheimische Herrschertum zeitweilig zu belassen, doch vergibt der römische Senat die Länder und die Herrscherwürde nicht als erbliches, sondern nur als persönliches Lehen.

— Du hast recht, werter Alexander. Hierin liegt auch der Grund, weshalb unser heiliges Land, je nach Willkür und Launen der jeweiligen römischen Machthaber, bald in

einzelne Teile zersplittert, bald wieder zu einem politischen Ganzen zusammengefügt wurde, um von neuem in einzelne politische Sonderherrschaften zerrissen zu werden.

Natürlich bedurfte auch das Testament des Herodes, sollte es rechtskräftig werden, der Bestätigung Roms.

— Und erfolgte diese?

— Nicht im vollen Umfange. Der Kaiser wies die ihm vermachten 1000 Talente[1]) zurück. Einige hellenistische Städte wurden zu reichsunmittelbaren Republiken erklärt. Das übrige Land ward unter drei Söhne verteilt, von denen übrigens keiner den Königstitel erhielt. Dem ältesten Sohne wurde Judäa und Samaria mit 400 Talenten jährlicher Einkünfte zugestanden; Antipas ward Beherrscher von Galiläa und Peräa mit 200 Talenten Jahreseinkommen; das Land im Osten und Nordosten vom See Genezareth erhielt Philippus; er hat nur etwa 100 Talente jährlicher Einkünfte.

— Trotzdem hat er sich eine herrliche Residenz erbaut. Wie malerisch liegt sie nicht und wie prachtvoll sind nicht die Tempel des Augustus und der Roma, des Pan! Wie schön auch die Theater und Gymnasien!

Simon machte eine abwehrende Handbewegung und erwiderte in scharfem Ton:

— Freilich sind die Bauten schön und prachtvoll, doch was nützen sie dem Judentum? Sie dienen nicht der Verehrung unseres Gottes und sind dem blinden Götzendienste des Heidentums geweiht.

In der Unterhaltung trat nun eine Unterbrechung ein, da der Weg so schmal ward, daß nur ein Reiter hinter dem anderen dahinziehen konnte.

---

1) Der Geldwert eines Talents der damaligen Zeit entspricht etwa dem jetzigen Kurse von 5200 deutscher Mark.

Als der Weg breiter wurde, sprengte Alexander wieder an Simons Seite und nahm das frühere Gespräch auf.

— Haben Herodes Söhne noch ihre Herrschaften inne?

— Vom Philippus weißt du es, sagte Simon. In der Mitte des Landes herrscht noch Antipas, der sich gerne „König Herodes“ titulieren hört. Sie beide regieren unter römischer Aufsicht. Dem Ältesten, Archelaus, ist Judäa-Samaria bald genommen worden und bildet jetzt seit 21 Jahren eine römische Prokuratur. Wegen seiner ruchlosen Thaten ist Archelaus vom Kaiser abgesetzt und nach Gallien verbannt worden.

Nun weißt du es, daß Jerusalems stolzer Nacken unter Roms fluchwürdigem Joche gebeugt ist!

Soll man da nicht Wehe über Wehe rufen!?

Simons Unmut fand seine Entladung in einem scharfen Hiebe, der unverdient den geduldigen Esel traf.

In der drückenden Tageshitze wurde die Bewegung der Karawane immer träger und träger. Das störte indessen nicht das Verlangen Alexanders, sich über die Landesverhältnisse noch genauer zu informieren.

— Du sprachst vorhin, erfahrener Simon, von der großen Fruchtbarkeit Palästinas, von einer Produktion, welche die Bedürfnisse des Landes weit übersteige. Bei solchen Verhältnissen muß der Exporthandel ja viel Reichtum dem Lande zuführen?

— Du urteilst scharfsinnig, kluger Alexander. In der That, es fließt Reichtum ins Land. Doch was hilft das Alles. Trotz allem bleibt unsere nationale Lage eine tiefunglückliche. Gott hatte unserem Vater Abraham alles Land von Aegyptens Grenzen bis zu den Wassern des Euphrats verheißen und unsere Väter haben es auch voll besessen. Wer aber wohnt jetzt, zu unserer Zeit, auf dem Boden, welcher Jakobs Samen gehört!

— Nicht ganz verstehe ich den Sinn deiner Worte, mein teurer Simon.

— Du wirst ihn verstehen, so du dich erinnerst, daß seit der unseligen syrischen Herrschaft die Söhne Israels verlustig gegangen sind eines großen Teils ihres gottverheißenen Erbguts. Ich spreche nicht von der Meeresküste, von den phönikischen und philistäischen Landstrichen; die sind so vollständig im Hellenentum aufgegangen, daß selbst die alten phönikischen Landesgötter sich in hellenisches Gewand gekleidet haben. Aber ganze Landstriche gegen Sonnenaufgang sind heute von griechisch-makedonischen Kolonien durchsetzt, und viele altisraelitische Städte sind hellenisiert worden und dem Judentum verloren gegangen. Im Ostjordanlande existieren zehn große Republiken, die einen politisch mächtigen Städtebund (Dekapolis) bilden. Sie alle sind hellenistisch.

— Es werden wohl unbedeutende Ansiedlungen sein, meinte Alexander in wegwerfendem Tone.

— Mit nichten, fuhr Simon fort, es sind große, blühende Städte mit beträchtlichem Territorialbesitze, wie z. B. Raphana, Gerasa, Godora, Abila. Im Westjordanlande aber, in Landstrichen, wo einst nur der Fuß des rechtgläubigen Israeliten wandelte, gibt es heutzutage eine Menge heidnischer Kolonien, makedonische, hellenistische, syrisch-arabische, ja sogar babylonische, in denen alles, wie gesagt, griechisch ist, von dem Schnitte des Gewandes an bis zur Sprache und Denkweise. Zu allem kommt noch das hinzu, daß in allen, von den Herodianern neu gegründeten Städten wie Tiberias, Sepphoris, Gaba und wie sie alle heißen, Tempel und Altäre griechischen und römischen Gottheiten errichtet worden sind!!

Bedenke, teurer Alexander: Götzentempel im Lande des heiligen Zebaoth!!

Verstehst du nun meine Klagen?

Der unter Griechen aufgewachsene und unter ihnen sich wohlfühlende Korinther konnte Simons Klagen nicht recht verstehen, wollte es aber nicht laut werden lassen. Er äußerte daher nur folgendes:

— Ein Steinbau, weiser Simon, wird dadurch nicht weniger fest, daß man zu den Lokalsteinen fremde Steinarten hinzufügt. Immerhin bilden unsere Volks- und Glaubensgenossen in Palästina die überwiegende Mehrzahl, somit geschlossene Massen, denen es nicht schwer werden kann, sich des Einflusses fremder Nationalitäten und ihres Heidentums zu erwehren.

Simons Antlitz nahm einen herben Zug an.

— Gott sei's geklagt, erwiderte er betrübt, so günstig, wie du, junger Freund, es dir vorstellst, ist die Lage der Dinge nicht; für uns gibt es keine Hoffnung auf bessere Zeiten! Eine geschlossene Masse bildet unser Volk nur in Judäa, das von allen Gebieten Palästinas ganz allein als rein jüdisches Land nachgeblieben ist. In Samaria wohnen die mit starken heidnischen Elementen durchsetzten heterodoxen Juden, die uns feindselig gegenüber stehen. In Galiläa und Peräa überwiegt zwar einstweilen noch die jüdische Bevölkerung, bald aber wird sich dieses Verhältnis zu unserer Ungunst verschoben haben. Im Reiche des Philippus stehen sich Juden und Nichtjuden in gleicher Kopfzahl gegenüber. In den nördlichen Teilen und in den Marken der West- und Ostgrenze ist das heidnische Element das überwiegende. Siehe, Freund Alexander, in einer solchen betrübenden Weise hat das Judentum Einbuße gelitten im heiligen Lande Davids.

Simon, der bei Alexander die gleichen nationalen, patriotischen Gefühle und Anschauungsweisen voraussetzte, hatte die Erklärung der Landesverhältnisse mit unverhülltem Verdrusse abgegeben. Anders dachte darüber Alexander. Er empfand

eigentlich nur eine gewisse Befriedigung darüber, daß helle=nischer Geist und hellenisches Wesen in Palästina so stark um sich gegriffen habe. Indessen vermied er es, solchem Gefühle Ausdruck zu geben und fragte gleichgültig:

— Unterscheiden sich die einzelnen jüdischen Landschaften sehr bemerkbar von einander?

— Die einzelnen Landschaften, gab Simon zur Antwort, haben ein gemeinsames Band fast nur in unserer mosaischen Religion. In Sprache, Sitte und Gewohnheiten jedoch gibt es vielerlei Unterschiede. Die dialektischen Verschiedenheiten unserer Sprache sind in den einzelnen Landschaften sehr be=merkbar. Fast jede Landschaft hat eigenes Gewicht, eigenen Münzfuß. Auch die Kleidertracht bietet große Verschieden=heiten. In den Straßen Jerusalems erkennt man den Galiläer oder Peräer sehr leicht als solchen.

— Und so ist wohl auch die innere Verwaltung der Landesteile eine verschiedene?

— Kann sie denn eine einheitliche sein bei der Verschieden=heit nationaler und religiöser Verhältnisse? Sie ist natürlich ebenso bunt wie diese. Ich will es dir, junger Freund, kurz erklären.

Die hellenisierten oder hellenistischen Republiken der Küste und des Ostjordanlandes, wie auch die, welche in Galiläa und Samaria zerstreut vorkommen, haben die in Griechenland übliche Verfassung: sie bilden selbständige, reichsunmittelbare, städtische Gemeinwesen und politische Zentren, um welche sich die umliegenden Landesteile gruppieren. An der Spitze dieser Gemeinwesen steht das örtliche Synedrium, oder, wie die herrschenden Römer es zu nennen belieben, der örtliche Senat, welcher die regierende Gewalt für die Stadt und die zu ihr gehörigen Städtchen und Dörfer vorstellt und nur dem Le=gaten von Syrien Rechenschaft abzulegen hat.

In ähnlicher Weise ist die Verwaltung konstituiert in den Städten der herodianischen Fürsten und in Samaria. Auch hier werden die inneren Angelegenheiten der Stadt und des zu ihm gehörigen Landgebiets durch einen Lokalsenat geordnet. Die Amtleute sind die Exekutivbeamten der Gemeinde. In den kleineren Ortschaften jüdischer Bevölkerung pflegt der Senat aus 7 Personen nebst zweien hinzugezogenen Leviten zu bestehen, in den größeren aus 23 Mitgliedern, welche die Vermögensangelegenheiten leiten und, hinsichtlich der Rechtspflege, über schwerere Kriminalfälle aburteilen, während für die niedere Rechtspflege, d. h. zur Aburteilung leichterer Rechtsfälle, Lokalgerichte existieren.

Im ganzen Lande sind die Dörfer[1]) den Städten untergeordnet, ja, kleinere Städte den größeren.

In Judäa herrscht ein anderes Verwaltungssystem. Die Gesamtlandschaft mit allen Städten und Dörfern ist dem großen Senat von Jerusalem unterstellt, welcher die höchste Instanz ist zur Entscheidung religiöser und administrativer Angelegenheiten. Für bestimmte leichtere Vergehen existieren auch in Judäa Lokalgerichte niederen Ranges. In den schwersten Kriminalfällen spricht der Prokurator die Entscheidung. In der Prokuratur hat er allein das „jus gladii“, das Recht über Leben und Tod.

Übrigens, wie sehr verschieden die Leitung der inneren Angelegenheiten der Städte und Landgebiete auch sein möge, in einer Beziehung sind sie alle gleich — in der Abhängigkeit von Rom.

Mögen nun die Gebiete reichsunmittelbar, prokuratorisch oder fürstlich sein — sie alle haben in gleicher Weise sich der militärischen Oberhoheit Roms zu unterwerfen, gleiche

---

1) Dorf = offener Wohnplatz; Stadt = ummauerte Ortschaft.

Steuern und Zollabgaben zu zahlen und bestimmte Natural-
leistungen an Rom zu tragen.

— Sind die Zölle auch bei euch verpachtet?

Simon antwortete nicht sofort. Erst nach längerer
Pause sagte er verdrossen:

— Über ganz Palästina, die fürstlich-herodianischen Ge-
biete nicht ausgenommen, sind römische Steuerbehörden ver-
teilt. Ebenso gibts überall römische Zollämter neben
Lokalzöllen der Reichsstädte und fürstlichen Gebiete. Bei
uns sind nicht die Steuern, wohl aber die Zölle verpachtet
und zwar provinzweise. Sie werden von Bevollmächtigten
der Pächter, von den sog. Zöllnern erhoben. Diese sind
beim Volke ebenso verschrieen, wie die aristokratischen Pächter
gehaßt sind, die meist in Rom hausen.

Alexander interessierte sich für die finanziellen Verhält-
nisse des Landes und stellte darüber verschiedene Fragen.

— Allem Anscheine nach, bemerkte er, ist auch Palästina
ein Durchgangsland für den asiatisch-afrikanischen und asiatisch-
europäischen Handel, da müssen ja die mannigfachsten Geld-
werte auf dem Markte erscheinen und Wechselgeschäfte sehr
vorteilhaft sein?

Simon bestätigte es und erzählte, daß er selbst, mit
Hilfe vertrauenswerter Sklaven Wechselgeschäfte mit gutem
Erfolge betreibe und Wechselbanken in Jerusalem, Tiberias,
Tyrus und anderen Orten unterhalte.

— Ist das Münzwesen des jüdischen Landes sehr
schwierig zu erlernen?

— Ganz sicher, da es ein viel komplizierteres ist als bei
euch in Achaja, sagte Simon in etwas überlegenem Tone.

In Jerusalem strömen die Münzen dreier Welten zu-
sammen. In früherer Zeit zirkulierten in Palästina hasmo-
näische und herodianische Münzen, welche nach phönikischem

Münzfuße geschlagen waren. Danach wechselte das Münzsystem, war einige Zeit griechisch, jetzt ist es römisch.

Für unser Land werden römische Münzen eigens ohne Kaiserbild geprägt, nur haben sie in der Neuzeit statt der früheren hebräischen eine griechische Aufschrift. Natürlich kommen hier auch echt römische Münzen vor, so der beliebte Aureus, zu je 25 Denaren. Der Denar ist jetzt hier im Lande die gangbarste Silbermünze. Er steht jetzt der attischen Drachme gleich. Eine vielgebrauchte Kupfermünze ist der Dupontius, das Zwei-Asstück; die gewöhnlichste Kupfermünze ist der As, die kleinste einheimische Kupfermünze der Lepton. Selbstverständlich haben in ganz Palästina auch phönikische Münzen Geltung, namentlich die in Tyrus geprägten; nebenbei sind auch ägyptische, persische, kleinasiatische vielfach im Verkehr. [1])

— Jetzt begreife ich, daß bei solcher Mannigfaltigkeit die Führung eines Wechselgeschäfts keine leichte Sache sein muß und tüchtiger Spezialisten bedarf.

— Eine jede Arbeit, bemerkte Simon trocken, bedarf tüchtiger Meister, soll sie gut von statten gehen.

Leider gibt die Vielseitigkeit des Münzmarkts vielfache Veranlassung zu Betrügereien, Übervorteilungen, namentlich bei Zollbeamten, die ausländische Münzen in römische bei Erlegung des Zolles umzuwechseln haben. Sind die Zolleinrichtungen an und für sich verhaßt, so sind die Zöllner ihrer Betrügereien wegen es noch viel mehr.

---

1) As = 1/16 Denar; Lepton = 1/8 As. Zur Zeit unserer Erzählung, wo die römischen Münzen bereits unter ihrem Nominalwerte geprägt wurden, galt das Talent ungefähr 5200 deutsche Mark; Lepton = 1/2 Pfennig, As = 4 Pfennig, Denar = 64 Pfg., Aureus = 16 Mark. Jüdischer Seckel gleich dem Stator = 2 Mk. 56 Pfg. Der römische Sesterz = 2 1/2 As = 10 Pfg.

— Daß die Zolleinrichtungen euch nicht behagen, verstehe ich, äußerte sich Alexander, aber sie sind in allen Provinzen Roms eingeführt, und ihr habt unter den Zöllen nicht mehr zu leiden, als andere Völker des großen römischen Reichs. Sonst aber, denke ich, könntet ihr doch ganz glücklich und zufrieden leben, da Rom sich grundsätzlich nicht hineinmischt in eure inneren Landesangelegenheiten und ihr eine eigene, freie Verwaltung habt.

— Glaubst du denn, verehrter Freund aus Achaja, daß deine palästinensischen Landsleute jegliche Fähigkeit eingebüßt haben, den tyrannischen Druck einer Fremdherrschaft zu empfinden? Von den vielen Ursachen zu klagen will ich nur ein paar hervorheben. Sage mir, sollen wir es nicht für schimpflich erachten, daß unser Hohepriester gezwungen ist, bei Beginn eines jeden großen Tempelfestes die Prokuratur um Herausgabe der alten, heiligen, hohenpriesterlichen Festgewänder zu bitten, um sie, nach Beendigung des Festes, den Römern wieder zurückzustellen zur weiteren Aufbewahrung im heidnischen Garnisonkastell? Soll es für uns nicht schimpflich sein, daß im alten Königreiche Juda ein römischer Beamter aus einfachem Ritterstande Statthalter ist?

— Laß dich letzteres nicht verdrießen, edler Simon. Palästina ist eben, selbst in seinem ganzen vollen Komplexe, nur ein sehr kleines Land, demnach nur eine Provinz dritten Ranges. Du mußt es wissen, daß das römische Staatssystem nach jeder Richtung hin vorzüglich geordnet ist, daß auch demgemäß für das Verwaltungswesen feste Verordnungen bestehen. Nun herrscht unabänderlich der Grundsatz, daß die Provinzen ersten Ranges nur von Legaten, gewesenen Konsuln, also von Männern senatorischen Ranges und daß die Provinzen zweiten Ranges von gewesenen Prätoren verwaltet werden. Judäa, als Provinz dritten Ranges, steht

wenigstens doch unter der Administration eines römischen Ritters! Das alte Königreich Aegypten dagegen, wie viel schmählicher muß es für dieses sein, nicht einmal als Provinz niedersten Ranges des römisches Reiches gelten zu dürfen, sondern als Kammergut des jeweiligen Kaisers nur von einem Präfekten regiert zu werden. Zum Präfekten seines Privatgutes darf aber der Kaiser jeden, den er will, machen, selbst einen freigelassenen Sklaven, wie es auch augenblicklich der Fall ist. Haben die Aegypter da nicht mehr Grund und Ursache zu Klagen über schimpfliche Behandlung, als die Judäer?

Simons Antlitz nahm einen Zug der Unzufriedenheit an; er wollte antworten, doch hielt er sich zurück und schwieg.

Der Weg hatte indessen eine jähe Wendung gemacht, jetzt lag vor den Blicken der Reiter eine längliche, schmale Thalmulde. Die Hügelketten, welche diese Mulde umrahmten, zeigten auf der Westseite eine imposantere Höhe; an der weißlichen Färbung kennzeichneten sie sich als Kreidefelsen. Auf dieser Westseite der Mulde präsentierte sich ein Städtchen, das sich terrassenförmig am Abhang eines höheren Berges hinaufzog. Die weißen Häuser lugten freundlich hervor aus Baumpflanzungen, aus denen Palmen wirkungsvoll hervortraten. Alexander war entzückt über das ganze Landschaftsbild.

— Welch hübsches Bild bietet dieses Städtchen! Wie mädchenhaft zart Häuser und Weingärten sich an die Lehne des Bergriesen anschmiegen! Wie heißt diese idyllische Ortschaft?

Simon nickte mit dem Kopfe; um seinen Mund zuckte ein verächtliches Lächeln.

— Es ist das Städtchen Nazareth, das manchem Weibsbilde gleicht. Dem äußern nach hat es ein freundliches, friedliches Aussehen, dem inneren Wesen nach ist es eines der verrufensten Nester des Landes.

— Zu solchem schlechten Leumunde hat wohl die Nähe der phönikischen Grenze den Grund abgegeben? meinte Alexander.

— Zum Teil ist das allerdings der Fall, liegt doch kaum 2 Wegstunden von hier die große Stadt Sepphoris, deren Bevölkerung fast nur aus Heiden besteht. Der Hauptgrund liegt in den Lebensverhältnissen der Nazarener. Sie bilden nämlich eine jährlich in die Fremde ausschwärmende Arbeiterbevölkerung, welche, infolge des jährlich zu bestimmten Zeiten ausgeführten Wanderlebens und häufiger Berührung mit dem Heidentum, verderbt und sittenlos geworden ist. Davon abgesehen erfreuen sich die Nazarener des bewährten Rufes tüchtiger Bauwerksleute und Steinhauer. Sie werden als Arbeiter gern genommen überall da, wo größere Bauten aufgeführt werden, und nicht allein in Palästina, sondern auch in Phönikien und Syrien. Die Erfahrungen der Baukunst haben sie von ihren Vorfahren, die das gleiche Handwerk trieben. Sie verdingen sich selten einzeln als Arbeiter, sondern bilden meist Genossenschaften, die sogar bisweilen selbst Bauaufträge übernehmen. Leider verthun sie bereits in der Fremde ihren beträchtlichen Verdienst und kehren zur Jahreszeit, wo Bauarbeiten sistiert zu werden pflegen, verwildert, zügellos in die Heimatstadt zurück, mit leerem Gürtel, das Herz aber voll gottloser Rohheit und heidnischen Greuels.

Anders kann es ja auch gar nicht sein bei Leuten, welche den Heiden Götzentempel bauen! Solche Menschen müssen ja des großen einigen Gottes und seiner heiligen Gebote vergessen.

Fürwahr, ich sage dir, schlechte, heidnische Sitte ist das einzige, was sie aus der heidnischen Fremde heimbringen. Leider verbreiten sie dieselbe auch in den umliegenden Dörfern und haben somit einen unheilvollen Einfluß auf das ganze Gebiet gehabt.

Ich sage dir, schloß Simon seine Rede, vor diesen Nazarenern muß man stets auf seiner Hut sein. Sie haben sogar am hellen, lichten Tage vorüberziehende Karawanen behelligt.

— Nun, ich wollte ihnen nicht raten, mit meinen makedonischen Sklaven anzubinden, die kaltblütige und gutbewaffnete Krieger sind. Ja, auch du hast eine gut gerüstete Schar von Knechten!

— Hier ist aber in Anschlag zu bringen, guter Alexander, daß die Nazarener durch ihre Gewandtheit im Steinwerfen weit und breit im Lande bekannt sind. So weit reichen unsere Wurfgeschosse oft nicht, wie deren Steine. Selbst aus größerer Entfernung vermögen sie mit einem einzigen gutgezielten Steinwurf einen Gegner zu töten.

Während dieser Worte sprengte ein Reiter der Vorhut heran und machte vor Simon Halt.

— Herr, rief er, dein Hausmeister Omri läßt dir melden, daß die Zelte diesseits der Stadt errichtet sind, und daß Speise und Trank bereit stehen, so es dir genehm ist, Mittagsrast anzubefehlen.

Simon war mit Omris Anordnungen einverstanden. Der Knecht ritt eiligst davon. Langsam zog die Karawane zur Thalmulde hinab.



II. Kapitel.

Die Nazarener rechtfertigen ihren Ruf.

Omri, der vertrauteste Leibsklave Simon's und sein freiwaltender und -schaltender Hausvogt, hatte das Zeltlager vor der Stadt am Rande eines dichten, langgestreckten Olivenhains errichten lassen. Damit das beiderseitige Gefolge nicht in direkte Berührung käme, hatte er die Zelte für den Korinther und dessen Leute am entgegengesetzten Ende des Hains aufgestellt.

Einige Knechte waren nach Wasser ausgesandt worden zu der einzigen Quelle des Orts, die sich in einer tiefen Schlucht am Fuße des Berges befand. Hier waren sie auf eine Schar Frauen gestoßen, welche eifrig gestikulierten und lebhaft von einem großen Propheten sprachen, der im Jordanthale aufgetreten sei und durch seine Reden das Volk von nah und fern heranzöge.

Unter dem lebhaften Geschwätz der Frauen ging es nur langsam mit der Füllung der Wasserkrüge.

Simon's Knechte hatten anfangs geduldig gewartet, dann aber war ihnen das Warten zu lang geworden. Sie hatten sich dann mit dem Range und dem Reichtum ihres Gebieters gebrüstet, diesen für einen Fürsten des Landes

Judäa ausgebend, hatten dabei die Frauen gewaltsam von der Quelle abgedrängt und ihre Lederkrüge gefüllt und waren dann abgezogen.

Die Neuigkeit von dem Erscheinen reicher Fürsten hatten die erregten Weiber in kürzester Zeit durch die ganze Stadt getragen, und die Städter begannen scharenweise hinauszuziehen, um die reichen Fremden in Augenschein zu nehmen.

Simon und Alexander indessen, nachdem sie sich in ihren Zelten einer erfrischenden Abreibung und Begießung unterzogen und mit neuen frischen Gewändern bekleidet hatten, ließen sich zu gemeinsamem Mahle in Simon's prächtigem Zelte nieder. Dieses Zelt, mit golddurchwirkten Quasten an den Zeltstangen, mit seiner äußeren schwarzen, mit Buntstickerei verzierten Zeltdecke aus Kamelhaar und der inneren weißen Decke aus kostbarem cilicischen Ziegenhaargewebe, legte beredtes Zeugnis ab von der Vornehmheit und dem Reichtum seines Besitzers. Auf dicken, weichen Teppichen liegend, gestützt auf bunte Polster, sprachen die beiden Reisegenossen mit bestem Appetite den allerlei schmackhaften Gerichten zu, die zwischen ihnen auf blütenweißem Linnentuche in goldenen Geschirren serviert waren.

— Ich erlaube mir, teurer Blutsfreund, zu bemerken, daß ich hinsichtlich kulinarischer Genüsse gar sehr verwöhnt bin, unterbrach Alexander das Schweigen, ja, sehr verwöhnt bin, hat doch mein korinthischer Koch seine Kunst in Rom erlernt. Gleichwohl muß ich gestehen, daß mir dein Mahl, edler Simon, ganz vortrefflich mundet.

Dieses in saurer Milch gekochte Lammfleisch ist eine so vorzüglich schmackhafte Speise, daß sie in Zukunft auch bei mir in Korinth auf den Tisch kommen soll.

Man lernt doch immer etwas zu auf Reisen!

Während der hellenisierte Jude dieses sprach, fischte er

sich mit seiner silbernen Zinke kleine Stücke Fleisch aus der Suppe und führte sie behaglich zum Munde.

— Ich muß dich schon bitten, verwöhnter Freund, gab Simon lächelnd zur Antwort, vorlieb zu nehmen mit diesem frugalen Mahle, jedenfalls aber diesen am Spieß gebratenen Gazellenrücken zu kosten.

Alexander that es und fand das Fleisch sehr delikat. Dabei gestand er, zum ersten Male im Leben Gazellenbraten zu genießen.

— Dieses Rückenstück ist, unter uns gesagt, von meinem Vogte auf dem Markte von Tiberias der Küche des galiläischen Fürsten abgejagt. Wir zahlten den doppelten Preis und der Braten ward unser. Während der Reise hierher hat das Fleisch unter einer Reitdecke gelegen und ist tüchtig durchgeklopft worden. Bei uns in Jerusalem kommt Gazellenfleisch häufig auf den Markt, weshalb uns der Genuß dieses vortrefflichen Fleisches nichts Seltenes ist.

Nimmst du aber meine Gastfreundschaft in Jerusalem an, will ich dir schon vielerlei anderes Wild vorsetzen und andere Leckerbissen mehr, denn seitdem die Römer sich bei uns angesiedelt, findest du in Jerusalem sogar Delikatessenhandlungen wie in Rom, welche selbst den verwöhntesten Gaumen zu befriedigen im stande sind.

— Sehet, etwas habt ihr also doch den Römern zu verdanken, äußerte heiter Alexander. Ja! wohin diese kommen, bringen sie eben verfeinerten Lebensgenuß mit. Dieser veranlaßt eine verstärkte Produktion und lebhafteren Austausch der Produkte, und so erblüht der Handel. Der Weg aber, welchen der Handel geht, wird zum Wege der Zivilisation!!

Wahrlich, Roma breitet ihre Fühlhörner in die entferntesten Gegenden aus, lehrt die Barbaren mittelst des Handels Gewerbe und Künste kennen und reißt sie allmählich,

aber stetig aus dem Banne ihrer ursprünglichen rohen Wildheit.

In Simon's Mienen machte sich ein spöttisches Lächeln bemerkbar.

— Deinem Panegyrikus auf Rom möchte ich nicht folgen! Ich vermag nicht, werter Römerfreund, alles dem Verdienste Roms zuzuschreiben. Das Bedürfnis nach fremdländischen Produkten hat sich in unserer Zeit eben von selbst ausgebildet. Wo Nachfrage vorhanden, wird auch das Angebot lebhafter. Auch ohne Römerhilfe ist der Handel gewachsen und wächst noch jetzt mehr und mehr.

— Deine Meinung, verehrter Freund, ist getrübt durch deine Mißliebe zu den Römern. Doch bedenke nur, daß die Völker in früherer Zeit sich schroff gegeneinander abschlossen und daher ein echter und rechter Handel und Wandel gar nicht aufkommen konnte. Erst die Römer haben die Thore des Erdkreises erschlossen, haben den Weg zu den Barbaren und durch die Barbaren gebahnt, und nun ist der Weg überall dort offen geblieben, wo die Adler der Reichstruppen dahingezogen sind.

In unserer Zeit geht eben Mars der menschlichen Entwickelung voran, Merkur folgt seinen Spuren und Ceres schließt den Reigen. Sie alle bekämpfen die Barbarei.

— Und Gott Jahve, was thut denn der? wollte Simon fragen, unterließ es jedoch und bot dem Gaste süße Mandel- und Dattelkuchen.

Nach Beendigung der Mahlzeit wuschen sich die beiden Tischgenossen die Hände mit duftendem Essigwasser und genossen mit Behagen den abgekühlten und verdünnten Wein, welcher dem Korinther vorzüglich mundete.

— Es ist palästinensischer Wein, beteuerte stolz Simon.

— Dann muß ja Palästina ein hervorragendes Weinland sein. Ich glaube fast, ihr braucht hier nur die Reben zu pflanzen, und die weitere Arbeit besorgt die gütige Sonne ohne euer Zuthun.

— Wie sehr irrst du, Freund Alexander! Die vielen Hügel und Bergkuppen, der stets heitere sonnige Himmel machen allerdings das Land zum Weinbau sehr geeignet, doch verlangt dieser an und für sich viel Arbeit und Mühe, mehr derselben, denn der Landbau. Mit welcher Sorgfalt müssen nicht die Terrassenmauern in bestem Stande gehalten werden, will man nicht Gefahr laufen, durch einen einzigen heftigen Winterregen den ganzen Garten nebst den Rebstöcken fortgeschwemmt zu sehen; wie viel Mühe machen nicht die beständigen Aufschüttungen geeigneter Erde und die Beschaffung derselben oft aus gar weiter Ferne, von der Pflege des Rebstocks nun schon gar nicht zu reden. Ich wiederhole es, Weinbau verlangt mehr Arbeit als der Feldbau; unser Volk läßt es auch daran nicht fehlen, ist doch der Weinbau mit unserem ganzen Sein und Wesen eng verwachsen und bildet er doch die Haupteinnahmequelle des Landes.

Die Unterhaltung wurde nun lebhafter unter der Wirkung des Weins. Simon erzählte von seinem Vater, der ein eifriger Anhänger hellenischer Aufklärung gewesen war; erzählte von seinen eigenen Studien in Athen, wo er als Jüngling für die Philosophie der damaligen Schule geschwärmt; erzählte, wie er, in reifere Jahre gekommen, das Eitle der hellenischen Philosophie erkannt habe und zuletzt zur festen Einsicht gekommen sei, daß das israelitische Volk in kultureller Hinsicht weit über allen Völkern des Erdkreises stehe.

Alexander war in letzterer Beziehung entgegengesetzter Meinung und suchte sie durch Belege zu unterstützen. Er behauptete, daß die Griechen höhere Bildung hätten, was sich

schon in besserer Rechtspflege und in freierer Stellung der Frau im Hause zeige. Simon geriet ob des Widerspruchs in hellen Eifer. Mit nationaler Begeisterung rief er aus:

— Den besten Spiegel der Kultur eines Volkes gibt die Religion ab. Wo in aller Welt findest du eine höhere als die mosaische?

Wir Israeliten verehren einen einzigen, heiligen, allgegenwärtigen, unsichtbaren Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat und das Weltall lenkt. Wir beten im Geiste zu ihm. Unser Gott verlangt keine Menschenopfer. Was geschieht aber in deinem Griechenlande? Was in Italien, Spanien und anderen römischen Ländern? Überall werden noch heutzutage falschen, eingebildeten Göttern Menschenopfer dargebracht.[1])

Die israelitische Kultur fußt auf einer Religion, die göttlicher Weisheit entstammt, die hellenische Kultur aber auf philosophischer Weisheit, die ihren Ursprung im Menschenverstande hat.

Unser Volk ist von Aegyptens Zeiten her des Lesens und Schreibens kundig; wie viele Griechen und Römer kennen diese Kunst?

Griechen und Römer behaupten hochtrabend, daß das Weib bei uns nur die Sklavin des Mannes sei, bei ihnen aber erst zur wahren, gleichgestellten Gefährtin des Mannes erhoben sei. Doch, laß mich fragen, haben denn Griechen und Römer einen rechten, richtigen Ehestand? Haben sie ein echtes, wahres Familienleben?

Nein und nochmals Nein! Ein solches ist nur im israe-

---

1) Die Darbringung von Menschenopfern wurde im ganzen Gebiete des römischen Reichs (also auch in Griechenland) aufgehoben und verboten erst von dem Kaiser Hadrian, der von 117—138 n. Chr. regierte.

litischen Hause zu finden! Eure griechischen Philosophen, Platon an der Spitze, betrachten den Ehestand als notwendiges Übel, während wir darin eine gesegnete, gottgewollte Stiftung erkennen!

Bei uns Israeliten ist das eheliche Verhältnis stets ein reineres, edleres gewesen; bei den Römern und zumal bei deinen Griechen ist die Frau nur da, um Geschlecht und Namen fortzupflanzen, sonst kümmert sich der Mann nur wenig um die Gattin. Die volle Gunst schenkt er nur allzubald der jugendlicheren Hetäre. Selbst euer weiser Sokrates lobt den Hetärenstand.

Nun frage ich dich, Freund Alexander, ist eine solche Stellung der griechischen Hausfrau eine würdige? Nur wenig besser als bei euch Griechen ist die Stellung der Frau bei den Römern, denn bei diesen ist die Frau wenigstens eine sich frei bewegende Vertreterin des Hauses. Im übrigen ist sie doch ganz in der Gewalt des Mannes und bleibt dem nackten Treubruch des letzteren gegenüber ebenso machtlos, wie bei euch in Griechenland.

Wir Israeliten haben von jeher die Keuschheit des Weibes hochgeachtet, während den sinnlichen, leichtfertigen Heiden jede Achtung vor weiblicher Keuschheit abgeht. Griechen und Römer lassen ihre Töchter ohne Bildung aufwachsen, denn das Abrichten zu häuslichen Arbeiten, das Tanzen und Singen in den Festzügen bei religiösen Feierlichkeiten ist doch keine Erziehung!

Das israelitische Weib dagegen lernt Lesen und Schreiben, lernt die heiligen Schriften und hat in letzteren ihre Kinder zu unterrichten, weshalb bei den Kindern die Mutter sich eines gleichen Ansehens erfreut wie der Vater.

Eure Unkenntnis unserer Verhältnisse, eure eigene Phantasie stempelt die israelitische Frau zur Sklavin, weil sie

züchtig in der Familie waltet und sich vom öffentlichen Leben ausschließt.

Bei den Griechen, zumal im „aufgeklärten“ Athen, wird die Frau ihr Leben lang als Unmündige erachtet und darf, gleich einer beliebigen Ware, verschenkt, vermacht, verhandelt werden!

Nun urtheile selbst, edler Alexander, nimmt das israelitische Weib nicht eine viel höhere Stellung ein, als die heidnische Frau?

— Aber die allgemeine Aufklärung ....

Der für jüdisches Wesen eifernde Simon unterbrach jäh seinen Gast mit den Worten:

— Sprich mir nicht von hellenischer Aufklärung, Freiheit, Humanität und Ähnlichem. Verschone mich mit jenen leeren und hohlen Schlagwörtern, die jetzt allen so geläufig, mir aber sattsam bekannt und in tiefster Seele verhaßt sind.

Ich sage dir, wir Israeliten stehen in allen Dingen viel höher, als die übrige Menschheit!!

Sage mir, welchen Volkes Gesetze nehmen sich der Armen, Verschuldeten, Unterdrückten mehr an, als die mosaischen? Die Rechtsbestimmungen der Griechen und Römer sind alle gemacht zu gunsten der Besitzenden, der Berechtigten, der Gläubiger; bei uns dagegen weit mehr zu gunsten der Verpflichteten, der Schuldner.

Und wo kann sich Humanität glänzender bewähren, als in dem Verhältnisse der Eingeborenen zu den unter ihnen lebenden Fremden? Behandeln wir Israeliten die fremden nicht besser, als alle anderen Völker? Räumen wir nicht den Fremden, gleich unseren eigenen Armen, freie, unentgeltliche Teilnahme an der Nachlese der Ernten, Teilnahme am Mitgenusse der Fest- und Zehntmahlzeiten ein? Genießen

die Fremden nicht vor unseren Gerichten dieselben Rechte, wie die eingeborenen Israeliten?

Welch' anderes Volk darf sich mit uns hinsichtlich wahrhaft edler, hochherziger Menschlichkeit vergleichen?

Kein einziges! Anders kann es ja auch nicht sein. Unsere Religion, unsere ganze Staatseinrichtung, unser Gemeinde- und Familienleben — alles ist anders, als bei Griechen und Römern und bei anderen Heiden!!

Wie steht's, zum Beispiel, mit den Kindern bei deinen hochgepriesenen Griechen?

Wir halten den Kinderreichtum für einen großen Segen, die Griechen setzen ihre Kinder aus! Euer vielgelobter Platon lehrt sogar, es sei Staatspflicht, gewisse Kategorien von Kindern auszusetzen, dem Hungertode, dem Erfrieren, dem Zerreißen durch wilde Thiere preiszugeben, alles nur deshalb, damit sie einst dem Staate nicht zur Last fallen. Ist das Humanität?

Alexander versuchte Einwendungen zu machen.

— Was du da sagst, Simon, wird nur in einzelnen Teilen Griechenlands geübt; in anderen, im Gegenteile, nimmt und nahm die Gemeinde sich stets der Kinder an. In Theben, zum Beispiel, pflegte der Staat sich sogar derjenigen Kinder anzunehmen, welche der Vater nicht auferziehen wollte.

— Das ist mir wohlbekannt, erwiderte Simon, weshalb fügst du aber, der Wahrheit gemäß, nicht hinzu, daß die auf Staatskosten auferzogenen Kinder, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hatten, auf öffentlichem Markte als Sklaven zum Kauf ausgeboten wurden!

Nein, Freund Alexander, wir Israeliten setzen keine Kinder aus, erziehen sie auch nicht für den Sklavenhandel, schlachten auch keine Menschen auf Altären zu Ehren so-

genannter Gottheiten, der wilden Ausgeburten des verrohten, vertierten, lasterhaften Menschengeistes. Wir sorgen durch humane Gesetze für die ungefährdete Existenz des Einzelindividuums, wir pflegen Familien- und Gemeindesinn, wir suchen durch Glauben, Gehorsam und Liebesthaten unserem ewigen, heiligen Gotte zu dienen. Diesen unsichtbaren, erhabenen Geist, dem wir uns im Bewußtsein unserer Sündhaftigkeit und Unreinheit nicht zu nahen wagen, ziehen wir nicht in grober Lästerung durch Statuen und Bildnisse zu unserem Staub herab.

Welch' anderes Volk kann seine Gottheiten mit unserem Gotte vergleichen, sein sittliches Gesetz mit unseren zehn Geboten, seine Sittenlosigkeit mit unserem strengen Tugendsinn? Als Rom noch lange nicht erbaut war, stand unser Volk bereits auf hoher Stufe religiöser und sittlicher Entwickelung. Ist es nicht mithin ein furchtbares Geschick, daß diese römischen Barbaren den Fuß auf eines solchen Volkes Nacken gesetzt! . .

Leider müssen wir darin ein strenges Strafgericht unseres zürnenden Gottes sehen.

— Vergib mir, weiser Simon, wenn ich anderer Anschauungsweise folge. Ich halte dafür, daß die Römerherrschaft für Israel nur von Segen gewesen und noch ist. Seitdem Rom das Zepter über Syrien schwingt, herrscht im jüdischen Lande Ruhe und Frieden, und jedermann kann ungestört, sicher und fröhlichen Muts seiner Arbeit nachgehen. Wenn über einem Lande einmal schon eine fremde Hand liegen soll, dann ist die römische doch immerhin die beste.

Bedenke doch, wie wir Israeliten überall im großen römischen Reiche, in Italien wie in Afrika, in Hispanien wie am Pontus, frei und sicher und unbehelligt leben unter Roms mächtigem Schutze, Handel betreiben, Reichtum und

Ansehen und Ehren gewinnen, während Hunderte anderer kleiner Völker ein gar trauriges Dasein fristen unter dem schweren Despotenjoche landeseingeborener Herrscher.

Gibst du nicht da zu, daß dieser Landstrich, Galiläa, in dem wir weilen, als römische Provinz weit glücklicher sein würde als jetzt unter der Herrschaft des kleinen örtlichen Tyrannen Antipas, eines von römischen Großen abhängigen Vasallenfürsten? Da haben nun die Galiläer in ihm ihren eigenen Herrn und dazu noch über diesem den mächtigen Kaiser in Rom. Hätten sie es nicht besser, wenn sie, wie ihr in Judäa und wie wir in Achaja, nur den Kaiser zum Herrn hätten?

Du mußt es zugeben, daß die Völker jetzt besser unter der römischen Herrschaft leben, als früher unter eigener. Ich für meine Person segne die Römer: sie haben uns frei gemacht, sie schützen unser Hab, Gut und Leben, sie gönnen und schützen uns unsere Religion und unsere eigenartigen nationalen Einrichtungen — kurz sie stören uns in keiner Weise in unserem nationalen Sein und Thun. Mit meinem Briefe als römischer Bürger halte ich mich jedem Fürsten oder Könige des Morgenlandes ebenbürtig und an Ansehen gleich. Und deshalb glaube ich, daß es für unser heiliges palästinensisches Vaterland zum großen Vorteil dienen würde, wenn es in allen Teilen, vollständig unter unmittelbare römische Hoheit und Verwaltung käme.

Simon konnte sich kaum seines aufsteigenden Verdrusses erwehren.

— Du bist, kurzsichtiger Korinther, sagte er erregt, in der Diaspora von fremdem Geiste durchtränkt worden und vermagst deshalb auch nicht mitzuempfinden die unsäglichen sittlich-religiösen Leiden unseres unterjochten Volkes, welche es der heidnischen Fremdherrschaft verdankt . . . .

Ist es nicht schmachvoll, daß die heilige Stadt Davids von dem schweren Tritte heidnischer Söldlinge widerhallt?

Ist es nicht empörend, daß man in der heiligen Tempelstadt auf Schritt und Tritt sich durch Berührung von Heiden verunreinigen muß?

Muß es jedem echten Israeliten nicht empörend erscheinen, daß unreine heidnische Augen der Söldnerwache von den Zinnen der römischen Zwingburg spöttisch auf den Tempelplatz und den heiligen Altar hinabsehen, auf dem unserem erhabenen Gotte die Opfer dargebracht werden?

Ist es nicht empörend, daß in der Stadt, wo aller Saitenklang und Jubelsang nur dem höchsten Wesen allein gelten soll, römische und griechische Schauspiele, Ringkämpfe und Fechterspiele unter dem Jubelgeheul eines demoralisierten Pöbels gegeben worden sind? Ist es nicht grauenhaft, daß im Lande Jahves an vielen Orten Götzenbilder errichtet sind?

O, — ich möchte ein tausendfaches Wehe-Wehe schreien, so ich bedenke, daß der altisraelitische Glaube mehr und mehr zerfällt, die alte gute Sitte mehr und mehr unter dem Drucke römischer Gewaltthätigkeit und griechischer Leichtfertigkeit sich lockert; daß auf altgeheiligten Stätten heidnischen Göttern Tempel errichtet sind, daß gottloses Hellenen- und Römertum im Volke Israels um sich frißt.

Du selbst, Alexander — verzeihe mir das freie Wort — du selbst bist schon eine abgefallene Frucht vom Baume des echten, wahren Judentums. Du bist in griechischem Wesen, in griechischer Denkweise und Sprache aufgewachsen, und wenn du auch die heiligen Schriften zu lesen verstehst, mit deinen Stammgenossen in Palästina verstehst du nicht mehr zu reden und mußt, willst du dich mit ihnen verständigen, Zuflucht zur Hilfe von Dolmetschern nehmen. Und gleich dir, gibts viele Tausende unseres Volkes, die, fern

vom heiligen Vaterlande lebend, sich vollständig entfremdet haben unserem nationalen Wesen. Das sind die Früchte der Herrschaft Roms.

— Freilich, mein eifernder Freund, muß ich eine andere Anschauungsweise haben, bin ich doch unter Hellas heiterem Himmel geboren, und aufgewachsen im Lande der Kunst und Wissenschaft, der Bildung und Aufklärung. Vor dieser hellenischen Bildung beugen ihren Nacken selbst die stolzen Herren der Welt, die Römer, und Roms vornehme Welt hat mit griechischer Weisheit auch griechisches Wesen und griechische Sprache angenommen.

Sodann — auch die Zeit hat ihren besonderen Geist!

Unserer Zeit Geist verlangt von den Völkern etwas andres, als die frühere starre Abgeschiedenheit und Abgeschlossenheit. Diesem Zeitgeiste hat auch das israelitische Volk Tribut zu zahlen.

Ich bin der Meinung, daß die geistige Aufklärung des Hellenentums dem Judentume nur nützen kann, indem sie das starre Wesen desselben zu sanfteren, milderen Formen veredelt. Du kommst, mein älterer Freund, bei deinen Auseinandersetzungen immer wieder auf die Religionsunterschiede zurück. Ich für meine Person glaube, daß die Religionen aller Völker auf einen und denselben Gott, den Schöpfer des Weltalls herauslaufen, mag dieses höchste Wesen von den Sterblichen Jahve, Zeus, Baal oder Osiris benannt werden.

Überall bei den Menschen existiert das Bedürfnis, ein höchstes göttliches Wesen zu verehren; doch verschieden sind die äußeren Formen dieser Verehrung. Das aber wirst du mir zugeben, daß es im wesentlichen doch nur auf fromme Verehrung des höchsten Gottes, nicht aber auf die äußere Form ankommt, in welcher die Verehrung ihren Ausdruck findet!

In jedem Tempel, welcher dem höchsten Wesen, möge es nun heißen Jahve oder Osiris oder anders, geweiht ist, kann ich meinem Gotte ebenso gut ein Opfer als Zeichen meiner Verehrung darbringen, wie in dem Tempel von Jerusalem. Dem höchsten Gotte wird es sicherlich gleichgültig sein, ob von mir ein Opfer dargebracht wird in Form von Räucherungen oder als Spende von Blumen und Früchten oder unter Abschlachtung unschuldiger Tiere, denn leicht ist es anzunehmen, daß das höchste Wesen höchst wahrscheinlich weder menschlichen Geruchssinn, noch menschlichen Geschmackssinn besitzt. Sicher sind die Tieropfer von den Priestern, denen allein sie zu gute kommen, ersonnen worden; ob die Götter selbst sie wünschen, haben sie uns nicht gesagt.

Mit dem Gefühle tiefster Empörung sprang Simon empor.

— Halt ein, Unseliger! Du willst Israelite sein und stellst den heiligen Jahve den falschen heidnischen Göttern gleich. Welch' arge, böse Gotteslästerung ist solches Wort!

O wehe — wehe! Auch dein Herz ist von heidnischer Bildung angefressen worden!

O, Roma, Roma! Hast du darum die Kinder Abrahams aus dem heiligen Lande gelockt, um sie dem Glauben ihrer Väter abtrünnig zu machen, um sie und durch sie ganz Israel mit dem Geiste des Heidentums zu vergiften?

Fluch dir, Roma, tausendfältiger Fluch!!

Simon stand da, flammenden Auges, mit geballten Fäusten, mit schäumendem Munde, einem zürnenden und strafenden Propheten der alten Zeit gleich.

Für Alexander, der sich gleichfalls erhoben hatte, war die Szene höchst peinlich. Er wunderte sich darüber, daß es auf der Welt noch Menschen gäbe, die im stande seien, sich durch Religionsfragen alterieren zu lassen. „Diese pa-

lästinensischen Juden scheinen doch ein gar zu fanatisches, dickköpfiges Völkchen zu sein“ dachte er bei sich.

Für beide Teile trat eine unerquickliche Stille in der Unterhaltung ein. Diese wurde indessen plötzlich durch lautes Stimmengewirr unterbrochen.

Ohne sich erst angemeldet zu haben, mit den Zeichen größter Erregung stürzte ein Sklave in den Zeltraum.

— Herr, rief er entsetzt, deines korinthischen Reisegefährten Dienstmann hat deinen Vogt Omri tödlich getroffen. Omri verlangt nach dir, um dir vor dem Tode noch ein wichtiges Geheimnis mitzuteilen. Eile Herr, denn der Verwundete kann nur noch wenige Minuten leben.

— Wehe mir! brach Simon in lautes Jammern aus — mein treuer Omri, der Beste meiner Leute! O, könnte ich den verruchten Mörder eines zehnfachen Todes sterben lassen!!

— Die Mordthat, Simon, soll sofort gesühnt werden: ich werde den Thäter kreuzigen lassen. Möge dieses Versprechen deinen Zorn, deine Trauer besänftigen.

Simon hatte diese Worte kaum vernehmen können, da er eiligst zum Zelte hinausgestürmt war.

Auch Alexander eilte hinaus zum Lagerplatz seiner Eskorte, wo die Schar der Sklaven mit ängstlichen Mienen ratlos dastand.

— Wer von den Leuten hat den Omri getödtet? fragte er in zornigstem Tone.

Serug, sein Vogt, wagte es kaum, Antwort zu geben; er warf sich dem Alexander zu Füßen und meldete:

— Herr, es war der Makedonier Ikarus, doch ist nicht er schuld, sondern ein unglücklicher Zufall.

Der hellenisch gebildete, über Recht und Humanität so klug redende Korinther fand es nicht für nötig, nach Schuld

oder Unschuld zu forschen. Dem augenblicklichen Gefühle des Zornes nachgebend, befahl er dem Vogte:

— Der Mörder ist sofort zu züchtigen, blutig zu geißeln und dann an's Kreuz zu schlagen, wie es Sklaven gebührt, die gefrevelt haben.

— Herr, ich bitte . . . begann der Vogt, wurde aber von dem heftig erregten Alexander zornig unterbrochen:

— Fort von hier! Eile, daß meine Befehle sofort erfüllt werden, sonst könnte es mich gelüsten, dich zur Gesellschaft mitkreuzigen zu lassen, denn auch du trägst durch schlechte Aufsicht Schuld. Sofort soll die Strafe vollzogen werden. Möge der Lagerplatz von dem Schmerzensgeschrei des Gezüchtigten so laut erschallen, daß auch Simon es vernehme. Eile dich.

Alexander begab sich in sein Zelt, wo er sich in tiefverdrossener Stimmung auf das Polster warf.

Draußen stand zitternd die Schar seiner Sklaven. Serug rang die Hände.

— O, ihr Götter, wehklagte er, erbarmt euch des unglücklichen Ikarus. Er ist der Beste, Bravste und Tapferste der ganzen Schar. Wie oft hat er mit eigener Lebensgefahr den tollkühnen Alexander gerettet und nun soll er, als Dank dafür, schimpflichen Tod am Kreuze erleiden!

O, ihr himmlischen Götter, flüstert es den Ohren unseres Herrn ein, daß Ikarus unschuldig ist.

Ikarus war in der That unschuldig. Ein Reisiger Simons hatte wissen wollen, ob im Speerwerfen ein Makedonier einem Juden überlegen sei; er hatte die Makedonier aufgefordert, einen Mann zu stellen, der sich mit ihm, dem Juden, messen wolle. Das war geschehen und die beiden Kontrahenten hatten mit großem Geschick die Speere geworfen, wobei sie als Zielpunkt den dicken Stamm einer knorrigen

Terebinthe gewählt hatten, welche am Rande des Hains stand. Als Itarus eben seinen letzten Wurf gethan, war Omri, nichts ahnend, zufällig hinter dem Baume hervorgetreten, so daß der Speer tief in seine Brust drang. So hatte ein unglücklicher Zufall dem bewährten Hausvogt Simons den Tod gebracht.

— O, hartes Sklavenlos, jammerte Serug. Armer Itarus, unglücklicher Mann, wie tief bedauere ich dich. Du selbst hast es gehört, wie der Herr dich zu geißeln und zu kreuzigen befahl. Und ich, ich kann dir, liebem Gesellen, keine Hilfe bringen und muß auf den Vollzug der Strafe dringen ... Keine Hilfe, keine Hilfe! ...

Aus den Augen des sonst rauhen, gehärteten Mannes flossen schwere Thränen.

Itarus selbst war wie betäubt. Er war ein mutiger Mann, der in Gefahr und Kampf nie seines Lebens zu schonen pflegte; jetzt aber schien er allen Mut verloren zu haben. Er zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub und war keines Wortes mächtig.

Der Vogt wiederholte den Befehl seines Gebieters und wandte sich ab, um nicht Augenzeuge der Geißelung zu sein. Die Sklavenschar murrte laut; mit Widerstreben machten sich endlich zwei Mann an die Ausführung der Geißelung. Beide hatten eine Gladiatorenschule durchgemacht und verstanden es, mit scheinbar sehr wuchtigem Hiebe, der klatschend auf den Körper des Gegeißelten herabfiel, doch nur wenig Schmerz zu verursachen. Sie raunten dem Verurteilten zu, so laut als möglich zu jammern und zu schreien. Da es Itarus nicht im stande war, übernahm ein anderer die Rolle und heulte laut in die Luft hinein. Dieser Lärm zog Nazarener an, die sich beim Troß zu schaffen machten.

In Simons Zeltlager war indessen Omri von seinen Leuten ins Küchenzelt getragen und dort auf einen Filzteppich niedergelegt worden.

Als Simon hereintrat, glitten bereits die Schatten des Todes über Omris Züge.

Tief erschüttert kniete Simon an der Seite seines Vertrauten nieder, streichelte ihm sanft das Haupt und beugte sich auf das Gesicht des Sterbenden, der mit letzter Lebensanstrengung mühsam die Worte hervorkeuchte:

— Ich habe . . Meineid . . . gethan. Thamar ist rein . . unschuldig. Aus Haß . . habe ich . . sie . vor dir . . verlästert . . Nie . hat sie . . dir . . . die Treue . . . gebrochen. Gott . . straft . . . . für . . die böse . .

Die letzte Kraftanstrengung eines verlöschenden Lebens hatte einen vollen Blutstrom zur Folge, welcher sich aus Omris Munde ergoß. Der Kopf sank zur Seite; das Heben und Senken des Stumpfes des Lanzenschaftes, welcher in der Brust stak, hatte aufgehört. Omri hatte seinen letzten Atemzug gethan.

Simon war in knieender Stellung geblieben; wie vom Schlage getroffen, wie geistesabwesend starrte er vor sich hin. Mechanisch, verständnislos murmelte er vor sich hin die Worte „Thamar unschuldig; Thamar unschuldig."

Allmählich löste sich seine Erstarrung. Als er endlich zum vollen Bewußtsein der Situation gekommen, ergriff ihn eine jähe, stürmische, grenzenlose Wut.

— O, du Verruchter, du Abschaum der Menschheit, schrie er mit unheimlicher, heiserer Stimme, möge deine Seligkeit für alle Ewigkeit verloren sein! Verruchter Mörder meines ehelichen Glücks.

Und wildrasend beugte er sich über den Leichnam und zerfleischte ihn mit seinem Dolche, bis derselbe nur noch eine blutüberströmte formlose Fleischmasse bildete. Dann befahl er, ihn den Tieren des Feldes und den Vögeln unter dem

Himmel zum Fraße vorzuwerfen, und ging schwankenden Schrittes, wie ein Schwerkranker, seinem Zelte zu.

Dem am Zelte wachehaltenden Sklaven erteilte er strengsten Befehl, jede Störung fernzuhalten und niemanden zu ihm zu lassen.

Durch die leichten Zeltdecken drangen hinaus Simons verzweifelte Klagerufe um Thamar. Dieser war der Name seiner Frau. Er hatte letztere geliebt mit aller Glut des Orientalen, sie aber in der Folge mit Schimpf und Schande aus dem Hause gestoßen auf einen schweren Eid Omris hin, der Zeuge ihres ehebrecherischen Umgangs mit anderen zu sein behauptete. Simon hatte das Bild der Verstoßenen nie aus seinem Herzen reißen können, und wie eine liebliche Oase in der trostlosen Leere seines späteren Lebens erschien ihm die Erinnerung an sein kurzes Eheglück, denn seit Thamars Vertreibung war er, trotz Ansehens und Reichtums, ein glück- und freudloser Mann. Und jetzt erst, zu spät, hatte er erfahren, wie seines Lebens Glück durch sein eigenes, unwürdiges Mißtrauen und durch die unglaubliche Verruchtheit eines Sklaven, dem er zuviel vertraut hatte, zertrümmert worden war!

Thamar erschien ihm nun wie eine Lichtgestalt; die Wut über den Sklaven, der Zorn über sich selbst legten sich allmählich und gaben Raum einer tiefen Sehnsucht nach dem so heiß geliebten und so schwer gekränkten, unschuldig vertriebenen Weibe.

Das Mitleid für den braven Mitsklaven hatte Serug, dem Vogte des Korinthers, den Gedanken eingegeben, Simon aufzusuchen, ihn mit dem wirklichen Sachverhalt bekannt zu machen und um gnädige Vermittelung anzugehen. So schlich sich Serug zum Zelte Simons und bat um Einlaß.

Die bewaffneten Zelthüter wiesen ihn unter Drohungen ab.

— Es handelt sich um eine für euren Herrn sehr wichtige

Sache, bat der Vogt, hinzufügend, er sei von Alexander hergesandt.

— Sollen wir euretwegen unser Leben gefährden? gaben die Knechte zur Antwort. Möge die Angelegenheit, die dich hertreibt, für unseren Herrn auch die allerwichtigste sein — was kümmert es uns! Wir haben den Befehl erhalten, keinem den Eintritt zu gestatten. Dringst du eigenwillig in's Zelt, stoßen wir dich nieder.

Traurig blieb der Vogt stehen. Sollte wirklich die letzte Hoffnung schwinden, den Freund Itarus zu retten?

Aus dem Innern des Zeltes drang lautes Wehklagen.

— Hörst du nicht, wie der Herr um Omri klagt? Mache dich fort. Unser Herr wird dich nicht anhören, vielleicht gar dich hart strafen, und vor dem Zorne des stolzen Simon würde dein Herr selbst dich nicht schützen können.

Voller Verzweiflung ging Serug davon. Es tobte in seinem Innern. Er wandte den Blick zum Himmel und rief: Habt ihr Götter denn gar keinen Rechtssinn, habt ihr kein Erbarmen für einen Unschuldigen?!

Der mitleidigen Brust des machtlosen Sklaven, über dessen Leben und Tod sein Herr volles Recht besaß, entrang sich ein tiefer Seufzer.

Unterwegs hatte Simon, als das Städtchen Nazareth in Sicht kam, seinem Reisegenossen gegenüber, sich in sehr abfälliger Weise über die Nazarener geäußert. Sein Urteil entsprach den thatsächlichen Verhältnissen. Bei ihrer sehr geringen Feldmark, die natürlich die Existenz der Bevölkerung nicht sicher stellen konnte, waren sie thatsächlich von alters her immer gezwungen gewesen, Arbeit und Verdienst in der Fremde zu suchen. In allen umliegenden Ländern wurde viel gebaut, zum Teil dank dem erwachten Kunstsinne, mehr aber noch dank dem Schmeichelsinne der kleinen

asiatischen Vasallenfürsten, welche zu Ehren des Kaisers, ja sogar einflußreicher römischer Hofbeamten und kaiserlicher Günstlinge, öffentliche Bauten errichten ließen, wie Tempel, Theater, Zirkusse, Gymnasien. Zur baulosen Zeit, d. h. zum Winter, pflegten die nazarenischen Arbeiter heimzukehren und sich dem Müßiggange hinzugeben. Kein Wunder, daß sie dann jeden Zufall mit besonderer Freude begrüßten, der solchen Müßiggang in angenehmer Weise unterbrach und bisweilen Gelegenheit gab, auf leichte Art sich etwas zu erschwindeln. Solch' einen Zufall bot ihnen jetzt die rastende Karawane. Scharen räuberischer Arbeiter umschwärmten in zudringlicher Neugier die Zelte und den Troß, prüften mit habsüchtigen Blicken die schwere Belastung der Saumtiere und forschten die Troßbuben über den Wert der Sachen aus.

— Welche Waren führt ihr und wer ist euer Herr? fragte der Maurer Barrabas, ein berüchtigter wüster Geselle von frechem Aussehen und kräftiger Gestalt.

— Kostbare Stoffe, Wohlgerüche und dergleichen unnützer Dinge mehr, antwortete lässig ein Treiber, während er sich an sein bepacktes Tier lehnte und gähnend die Glieder reckte.

— Hört ihr, rief Barrabas seinen Kameraden zu, die Karawane führt großen Reichtum. Wäre sie doch unser!

Sie könnte es sein, wenn ihr nur Mut hättet.

Seine handfesten Genossen musterten eines genaueren die Begleitmannschaft der Karawane und zeigten nicht üble Lust, mit den Fremden anzubinden.

— Sei vernünftig, Barrabas, redete ihm ein älterer Mann zu, wir sind ja keine Händler. Was sollen wir mit dem Kaufmannskram, was mit Wohlgerüchen machen? Ja, wären das alles Goldsäcke, dann freilich . . . . .

In diesem Augenblicke waren die Jammerlaute des gegeißelten Ikarus ganz besonders laut hörbar. Barrabas

eilte mit seinen Genossen zur Stelle, von wo die Schmerzensrufe herdrangen. Vergnüglich schaute er zuerst dem Schauspiele der Geißelung zu, dann ward er unruhig. Ein guter Gedanke schien ihm in den Kopf gekommen zu sein.

— Dieses Thun und Gebahren ist ja gegen unser Stadtrecht, rief er seinen Genossen zu. Laßt uns mit ihnen anbinden, vielleicht fällt dabei etwas für uns ab!

Die Arbeiter machten Zeichen der Zustimmung und versorgten sich mit soliden Steinen, dann umringten sie dicht die Gruppe, die den Gegeißelten umstand.

Barrabas nahm eine drohende Haltung an und rief mit frecher Stimme:

— Wie habt ihr euch vermessen können, hier, im Weichbilde unserer Stadt, Strafe zu vollziehen? Dazu hat nur die hiesige Stadtgemeinde das Recht.

— Unerhörte, unverschämte Verletzung unserer Stadtrechte, die Fremden mißachten unser Stadtrecht, schrieen die Arbeiter wüste durcheinander.

— Ihr dürft hier niemanden richten. Wir allein, so ist das Gebot des Kaisers, haben hier das Recht, zu strafen. Ihr fehltet gegen unser Gesetz und seid selbst dadurch der Strafe verfallen!

So schrie Barrabas in künstlich erregtem Tone und suchte alle anderen noch zu überschreien, als auch die ihrer geheuchelten Empörung Ausdruck gaben.

Es entstand ein wüster Lärm. Zu welchem Zwecke er erhoben war, wußten nur Barrabas und seine Gesellen.

Diese Einmischung der örtlichen Bewohner kam dem Vogte Alexanders sehr gelegen; in ihr sah er eine Möglichkeit, Ikarus zu retten, nur mußten die Städter noch etwas gereizter gemacht werden.

Serug gebot, die Geißelung einzustellen und sprach in scheinbar zornigem Tone:

— Macht euch fort, ihr Männer von Nazareth, wollt ihr nicht statt eurer dünnen Bohnensuppe unsere Lanzenspitzen kosten. Mein Herr ist römischer Bürger und hat das Recht, seine Sklaven, wo er es will und wie er es mag, zu geißeln und zu töten. Packt euch fort von hier mitsamt euren Stadtrechten.

Die Worte hatten statt der beabsichtigten irritierenden eine einschüchternde Wirkung auf die Mehrzahl der Lärmenden zur Folge. Ein römischer Bürgerbrief schien den Leuten eine heikle Sache zu sein; die schlichten Arbeiter wußten nicht recht, welche Rechte mit solchem Briefe verknüpft waren.

Barrabas indessen ließ sich nicht einschüchtern und antwortete unter Hohnlachen:

— Hört ihr Männer, die Fremdlinge mischen sich in unsere Rechte und jagen nächstens uns von unserem Grund und Boden! Haben sie nicht schon eine übergroße Menge Wassers unserem geringen Quell entnommen und dabei unsere Weiber beleidigt! Drauf auf sie!

Barrabas eigentlicher Plan bestand darin, ein Handgemenge hervorzurufen, um während des Gedränges mit Hilfe seiner engeren Genossen einige belastete Saumtiere zur Seite zu treiben.

Im Augenblicke waren Alexanders Leute so dicht umdrängt, daß sie die langen Speere nicht gebrauchen konnten und kaum Raum hatten, die kurzen Schwerter zu ziehen.

— Haltet ein, rief der Vogt, vergießt nicht unnütz Blut. Ihr Nazarener folget mir und bringt eure Beschwerde vor unseren Herrn. Dort in dem nahen Zelte könnt ihr ihn finden.

Dorthin drängte die Menge, Barrabas an der Spitze der Schreier. Alexander lag in der verdrießlichsten Laune in

seinem Zelte, ganz hingegeben seiner Mißstimmung, die noch dadurch erhöht worden war, daß ihn Simons Leibwächter abgewiesen hatten, als er diesen aufsuchen wollte. Jetzt stellte er Reflexionen über den heutigen Unglückstag an.

Der unerwartete Ausgang des Mittagsgesprächs, der zur Unzeit erfolgte jähe Tod Omris, die ihn verletzende Zurückweisung vor dem Zelte Simons, den er durch seinen teilnehmenden Besuch hatte besänftigen wollen, das alles störte die Seelenharmonie des vom Schicksal verhätschelten jungen Mannes. Daß er aber Ikarus, einen vielerprobten, tapferen Mann nur Simon zu Gefallen opferte, störte nicht seine Seelenruhe, obwohl er gerade dem Ikarus zu vielem Danke verpflichtet war, welcher ihn oftmals während seiner tollkühnen Reisen durch Illyrien und Thrakien aus den Scharen räuberischer Wegelagerer herausgehauen hatte.

Da trat Serug in den Zeltraum.

— Herr, meldete er, die Nazarener, über 200 an Zahl, mit Steinen bewaffnet, umringten uns und verhindern die Bestrafung des Ikarus. Sie klagen über Verletzung ihrer Stadtrechte, da nur ihnen die Ausführung eines Strafurteils im Weichbilde der Stadt zukomme.

— Und was wünschen die Unverschämten? fragte gleichmütig Alexander.

— Ich weiß es nicht. Wie es mir scheint, suchen sie Händel, um die Karawane zu berauben. Sie sind bei deinem Zelte; es ist ihr Geschrei, was du hörst.

— Sende mir einen aus dem Gesindel her.

Draußen flüsterte der Vogt dem Barrabas zu: Nun gehe hinein und zeige deinen ganzen Mut.

Über Barrabas Gesicht zog ein hämisches Grinsen.

— Deiner Weisheit bedarf ich nicht, Sklave, rief er

höhnend. Glaubst du etwa, daß ich, ein freier Bürger Nazareths, mich vor deinem Herrn fürchte!

Beide traten in das Innere des Zeltes.

Der Korinther glaubte mit seiner würdevollen Vornehmheit Eindruck machen zu können. Letztere verfing indessen nicht bei Barrabas, der frech begann:

— Du als Fremdling hast es gewagt auf unserem Grund und Boden Strafe zu üben. So du nicht Sühne gibst, steinigen wir dich samt deinen Leuten.

Alexander wollte im ersten Momente über den Frechling herfallen und ihn züchtigen, ward aber durch den Gedanken zurückgehalten, daß ein Konflikt mit den Einwohnern das Eigentum Simons in Gefahr bringen könnte und daß es wohl richtiger sei, mit den verwünschten Nazarenern ein friedliches Abkommen zu treffen.

— Deine Drohung, Mann, schreckt mich ebensowenig wie das Gurren der Taube, gab Alexander in verächtlichem Tone zur Antwort, und fuhr dann fort in minder hohem Tone: Ich bin gewohnt, die Rechte jeder freien Gemeinde zu achten und bin daher geneigt, es auch eurer Gemeinde gegenüber zu thun. Einer meiner Sklaven hat den Hausvogt meines Blutsverwandten getötet, hat somit, menschlichen Gesetzen nach, den Totschlag mit seinem Leben zu sühnen. Das ist billig und recht. Verletze ich jedoch euer Recht bei Vollziehung der Strafe, dann nehmet den Schuldigen hin und bestrafet ihn nach eurem Recht und Belieben. Ich schenke ihn euch. Nimm dieses für deine Mühe.

Alexander, der seine liegende Stellung die ganze Zeit über bewahrt und den Barrabas kaum eines Blickes gewürdigt hatte, warf einige Goldmünzen vor sich auf den Boden hin. Für Barrabas, auf den das stolze Gebahren Alexanders einen gewissen Eindruck gemacht hatte, war es

eine große Summe. Lüstern schaute er auf das Gold und beeilte sich dann die Münzen vom Boden zu lesen.

Das Geld in einer Tasche des Ledergürtels bergend, gab er zur Antwort:

— Du hast billig und recht gesprochen, Fremdling, denn das Volksrecht soll überall gewahrt werden, wie es der Wille des Kaisers ist. Wir nehmen deinen Sklaven. Als Dank für das Geld empfange diesen Rat: ziehet eiligst von dannen, denn das Volk hier scheint heute zu jeder Gewaltthat bereit zu sein und könnte leicht über die kostbaren Waren eurer Karawane herfallen. Die geringe, wenn auch gut bewaffnete Mannschaft fürchten wir nicht. Bis die mit ihren kurzen Schwertern uns erreicht, haben wir längst die Schädel derselben mit unseren Steinen zertrümmert.

Mit selbstbewußtem Lächeln, gehobenen Hauptes ging Barrabas zum Zelte hinaus; er wünschte die schleunige Entfernung der Karawane, damit es nicht ruchbar werde, daß er Geld erhalten, denn mit anderen diesen Gewinn zu teilen, dazu verspürte er nicht die geringste Neigung.

Als er in die vor dem Zelte laut lärmende Rotte seiner Mitbürger trat, rief er triumphierend aus:

— Ich habe den vornehmen Herrn gezwungen, den Mörder uns zur Bestrafung auszuliefern. Jetzt haben wir ihn, und die Gemeinde kann mit ihm machen, was ihr gut dünkt. Sein Herr wollte ihn kreuzigen lassen.

— Sklaven sterben den Kreuzestod. Kreuzigen wir ihn. Es wird ein lustiges Schauspiel sein, ein gar seltenes für Nazareth, das keine Sklaven hat.

So rief man in der Menge, welcher Serug, Alexanders Befehl gemäß, den Ikarus auslieferte.

Barrabas und seine rohen Freunde packten mit fester Hand den armen Sklaven, fesselten ihm die Hände auf den

Rücken und stießen ihn unter rohen Scherzen vor sich hin zur Stadt. Lärmend und gröhlend folgten die anderen. In der Stadt vergrößerte sich der Volkshaufe, Frauen und Kinder gesellten sich hinzu und schlugen in die Hände ob des Vergnügens, einer wirklichen, echten Kreuzigung beiwohnen zu können.

Man beschloß, dieselbe an einem Baume auf dem Kamme der Berglehne auszuführen. So stieg denn der Volkshaufe langsam zur Höhe hinan; je mehr nach oben ward der Weg zwischen den Mauern der Weingärten immer enger und mühsamer.

Serug, der noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, seinen Freund zu retten, hatte die Volksmenge eingeholt, als sie vor einer halbverfallenen Hütte Halt machte. Diese gehörte Barrabas, der ins Innere getreten war, um, wie er vorgab, Marterwerkzeuge zu suchen, in Wahrheit aber Alexanders Gold zu verstecken.

Während die Volksmenge auf das Wiedererscheinen des Barrabas wartete, wandte sich Serug an einen abseits-stehenden Greis, der augenscheinlich, dem unzufriedenen Gesichtsausdrucke nach, das Treiben der Volksrotte nicht billigte.

— Mann aus Israel, redete ihn der Vogt an, ist es nicht sündhaft, daß das Volk zu seinem eitlen Ergötzen einen unschuldigen Menschen töten will? Der Unglückliche, den sie zum Martertode führen, ist ein braver Mensch, ein Kind unseres Volkes, in Makedonien geboren; er ist ein Opfer des Zufalls und der Ungerechtigkeit und schlechten Laune seines Herrn, dem ein Sklavenleben nicht mehr gilt, als eine Winterfeige.

Er ist eurer Gemeinde geschenkt. Getötet ist er bald, doch was hat die Gemeinde davon? Ehrwürdiger Vater, suche ihn frei zu machen. Für den Fall, daß es gelinge,

nimm diese 10 Denare zum Ankauf eines beliebigen Schmuckes für die Synagoge. Gelingt's dir nicht, so schicke das Geld nach Sidon zum Gerber Euxinus, meinem Blutsverwandten. Für alle Fälle nimm meinen Dank; möge der gerechte Gott dein ehrwürdiges Haupt segnen.

— Du sprichst verständig, Landsmann. Der Tod eines Unschuldigen nützt nicht der Gemeinde. Euxinus kenne ich wohl, habe manche Ware von ihm bezogen. Ich will versuchen, deinen Freund zu retten.

Der Vogt küßte dem Greise die Kniee und eilte davon. Was er in langer Zeit mühsam erspart, hatte er hier zum Besten seines Mitsklaven geopfert.

Unter lärmendem Jauchzen und rohester Quälerei des Verurteilten führten Barrabas und Sallum, sein Busenfreund und Spießgeselle, die wilde Rotte den Berg hinan. An einer schmalen Biegung stockte plötzlich der Zug, denn diesem trat im engen Raume, welcher zwischen den Mauern der Weinbergterrassen als Gasse noch geblieben war, ein hoher, schlanker, noch jugendlicher Mann mit schönem, doch ernstem Antlitze entgegen. Derselbe trug eine Last Strauchwerk auf dem Rücken, welche die ganze Breite des Gäßchens einnahm.

— Wen führt ihr denn da und was bedeutet der Lärm? fragte er die beiden Rädelsführer, welche den Gefangenen führten.

— Was kümmert es dich! Du pflegst deine Wege zu gehen, laß uns die unsrigen wandeln; wir haben nichts mit dir gemein, antwortete grob Barrabas.

— Wir werden einen Mörder kreuzigen; das wird ein lustiger Tag für die Gemeinde. Komm mit uns, Jeschua! Willst du denn nicht auch mal vernünftig werden und aus deiner Griesgrämigkeit heraustreten? lachte Sallum.

— Lastet nicht schon genug des eigenen Unrechtes auf

eurer Seele, daß ihr noch fremde Blutschuld auf euer Gewissen laden wollt? sprach in ernstem Tone der Jeschua Genannte Wie soll der große Gott im Himmel für euch Barmherzigkeit haben, so ihr selbst nicht barmherzig seid gegeneinander, zumal gegen einen Unglücklichen, der nichts Böses hat thun wollen?

— Schaffe Platz, Mann! rief drohend Barrabas. Deiner weisen Lehren und Worte bedürfen wir nicht. Du hast dich stets besser gedünket wie wir, hast dich stets von uns abseits und fern gehalten, als seiest du was besseres. Gehe hin und spiele weiter die Rolle eines Rabbi bei Kindern und blöden Narren, die in dir ihren Meister verehren. Wir mißachten dich!

Zwei sidonische Dirnen, die mit Sallum nach Nazareth gekommen waren, tanzten vor dem ernsten Manne mit unzüchtigen Gesten und riefen ihm zu:

— O weiser und gestrenger Rabbi, bekehre, so lange es noch Zeit ist, dich zum Baal, dem Hochgelobten, werde sein Diener und Priester, dann können wir zusammen ein lustiges Leben in Herrlichkeit und Freuden führen.

— Jeschua, der Baalspriester sei gegrüßt, höhnten die Genossen der Rädelsführer.

— Rabbi Jeschua, der Baalspriester, spotteten die Kinder nach.

Der Angeredete achtete nicht des Hohns.

— Sallum und Barrabas, sprach er in ernstmahnendem Tone, will euer verstockter Sinn einmal schon Unrecht thun, weshalb verleitet ihr dazu die andern?! Hütet euch, daß des unschuldigen Mannes Blut nicht jählings auf euer Haupt falle. Seid ihr denn bezahlte Henkersknechte geworden?

Jeschuas Blick aus den großen, dunklen, ernsten Augen traf durchdringend das Auge des Barrabas. Dieser glaubte, daß in den Worten eine Anspielung auf das Gold

Alexanders läge, drückte sich listig zur Seite und verschwand, von der übrigen Menge nicht bemerkt.

— Rabbi Jeschua, Baalspriester, wiederholten einige Kinder den Hohnruf.

— Vorwärts Leute, vorwärts, munterte Sallum seine Schar an. Lassen wir den Träumer und Schwärmer; ihr kennt ihn doch schon zur Genüge.

Itarus war indessen zu den Füßen Jeschuas gefallen.

— Herr erbarmt euch meiner. Durch unglücklichen Zufall bohrte sich meine Lanze in die Brust eines Vorübergehenden; ich hatte nichts Böses gegen ihn im Sinn.

Jeschua beugte sich herab und strich sanft über das Haupt des Flehenden.

— Bete zu Gott, sagte er. Er wird dich erretten.

Die beträchtliche Last Strauchwerk hob er auf eine der Mauern, drückte sich fest an die Wand und ließ den Volkshaufen vorüber.

Als die Kinder vorüberzogen, rief er ihnen zu:

— Ihr lieben Kinder, wandelt nicht den Weg des Bösen, der zum Tode führt. Kommt mit mir, ich will euch den Weg des Lebens weisen und euch erzählen von dem guten Gotte, der alle frommen Kinder liebt und sie einst aufnimmt in sein Himmelreich.

Zwei Buben blieben sofort stehen und schlossen sich dem ernsten Manne an, ihnen folgten die anderen Kinder. Alle kannten schon Jeschuas schöne Erzählungen.

Von der ganzen Kinderschar umgeben, stieg Jeschua zur steinalten Olive hinab, welche den kleinen Marktplatz beschattete, den Sammelpunkt der Städter nach des Tages Last und Hitze.

Jeschua, der Sohn des bereits verstorbenen Joseph und der noch lebenden Maria, war bei dem größten, zuchtlosen Teil

der Bevölkerung Nazareths nicht beliebt, genoß aber dagegen um so größere Ehrfurcht bei dem besseren, ernsteren Teil der Stadtgemeinde, der in ihm das Muster eines selbstlosen, gerechten, barmherzigen und wahrhaft frommen Mannes verehrte. Die Werkgenossenschaft, mit welcher er in fremde Gaue auf Bauarbeit zog, hatte sich stets durch ernsten Geist und Lebenswandel ausgezeichnet, mußte deshalb viel Spott und Anfeindung erdulden seitens derjenigen Landsleute, welche sich in der Fremde rauschenden Vergnügungen und Festlichkeiten hingaben und ihr mühsam erarbeitetes Geld verpraßten.

Die Stockung, welche der Exekutionszug durch Entgegenkommen Jeschuas erfahren, hatte dem Greise, mit welchem Alexanders Vogt verhandelt hatte, Gelegenheit gegeben, den Volkshaufen einzuholen. Letzterer war nicht eben viel weiter gerückt, weil Barrabas Abwesenheit bemerkt worden war und man nach allen Seiten Rufe nach ihm erschallen ließ. Sallum wollte die Henkerarbeit ohne seinen rohen Genossen nicht auf sich nehmen. Den Stillstand der Truppe benutzte der Greis und redete den Volkshaufen an:

— Liebe Gemeindegenossen. Unser Gesetz spricht: Wer Menschenblut vergießet, des Blut soll wieder von Menschen vergossen werden. Wenn die Obrigkeit einen Menschen tötet, so thut sie es kraft ihres von Gott gegebenen Richteramtes, auch ist jeder Herr der gesetzliche Richter über seinen Sklaven. Welches Recht aber haben wir, über diesen gefesselten Fremdling die Todesstrafe zu verhängen? Ihr antwortet vielleicht, dieses Recht haben wir von dem Herrn des Sklaven erhalten. Schön, darf aber dieser Herr uns, freien Bürgern von Nazareth, vorschreiben, wie wir das überkommene Recht in Anwendung bringen sollen? Mit nichten! Wir sind freie Bürger und verdienen unser Brot im Schweiße unseres Angesichts, aber welche Not zwingt uns, die Henkersknechte eines fremden,

üppigen Reichen zu spielen, der keine Lebenssorge und Lebenslast kennt, im Wohlleben schwelgt, seine Tage im Nichtsthun verbringt und mit Menschenleben oft nur grausames Spiel treibt! Und jetzt sollen wir gar die Mühe auf uns nehmen, seinen Sklaven zu strafen! Das fehlte noch. Hat er uns bezahlt dafür? Ihr sagtet, der Mensch sei uns geschenkt worden. So laßt uns auch einmal den vornehmen Reichen spielen und einem armen Teufel ein großartiges Geschenk machen: Laßt uns diesem Unglücklichen sein Leben schenken, nützt doch sein Tod keinem von uns.

— Sehet mal diesen altersschwachen Graubart! Mit seinem thörichten Geschwätz will er uns um ein lustiges Schauspiel bringen. Leute, ihr wisset noch gar nicht, wie spaßig die krampfhaften Bewegungen, wie zum Totlachen die Grimassen sind, welche Gekreuzigte schneiden.

So riefen die sidonischen Weiber.

— Sehet zu, ihr Dirnen, mahnte der Greis, daß nicht ihr einst auch unter Martern euer Leben endet. Ihr Leute von Nazareth, denket an eure eigenen Kinder. Zieht einmal der Krieg über unser Land, könnte es leicht geschehen, daß man unsere Kinder zu Gefangenen macht und sie als Sklaven verkauft, wie diesen Unglücklichen, dessen Vater ein freier, braver, makedonischer Mann war. Aus übler Laune bestimmte der Herr diesem seinem langjährigen, treuen Diener den Tod. Saget nun selbst, weshalb sollen wir denn alles nur nach Wunsch und Willen der Reichen und Üppigen thun? Was thun diese denn uns?

Ich denke, auch wir sollten unseren Stolz haben und den Unschuldigen freigeben, sei es auch nur deshalb, daß er einmal als freier Mann sich seinem früheren Herrn und Peiniger gegenüberstelle und mit dem nichtswürdigen Reichen abrechne.

Wir alle leben von mühevoller Arbeit, während die Reichen uns aussaugen und unseren Schweiß in wüsten Schwelgereien verprassen. Und nun sollen wir gar, sobald es einem dieser übermütigen Reichen gefällt, ein Menschenleben preiszugeben, uns zu willigen Werkzeugen gottverfluchten Frevels hergeben!

Zu Henkern macht man nur Soldaten oder Sklaven, wir aber sind freie Bürger von Nazareth! —

Der soziale Haß der Armen und Besitzlosen gegen die Reichen war der wunde Punkt, welchen die Rede des Greises traf.

— Vater Eliphas hat recht, riefen mehrere der schnell überzeugten Hauptschreier. Weshalb sollen wir Henkersknechte der Reichen sein! Mögen sie selbst ihre Sklaven abschlachten. Wir werden nicht in beschatteten Sänften des Weges dahin getragen, während die Sonnenglut hart auf die Schädel der Träger brennt; wir nähren nicht den trägen Leib mit teurer Kost, die aus weiter Ferne herbeigeschleppt ist und bezahlt wird von dem Schweiße halbverhungerter, bei Kälte und Hitze qualvoll arbeitender Sklaven!

— Es ist wahr, die volle Wahrheit. Wir wollen diesen Armen seinem reichen Herrn zum Trutz freigeben, damit er sich einst an der Brut der Reichen räche.

— Ja, fürwahr, er soll sich rächen. Tod den Reichen! schrie der umgestimmte Volkshaufe.

Einige Männer beeilten sich, Itarus Fessel zu lösen. Dieser blieb in knieender Stellung und machte sich an seinen Sandalen zu schaffen. Endlich zog er aus deren Doppelsohlen einige versteckte Denare hervor.

— Liebe Mitbürger, begann von neuem die Rede Eliphas, des Wächters der örtlichen Synagoge. Schenket den Gefangenen mir, daß ich ihm den Freibrief ausstelle. Dafür stifte ich der

Synagoge einen schönen Wandleuchter, auf daß die Jesreeler nicht mehr so verächtlich thun, wenn sie in unserer schmucklosen Schule sind.

Die Menge war einverstanden, nur Sallum protestierte, bis Itarus ihm die wenigen Denare, sein ganzes Hab und Gut, hinreichte.

— Nehmet alles, was ich besitze, flehte er, und seid gewiß, daß ich mich an den Reichen, die ja auch eure Feinde sind, rächen werde.

— Fürwahr, rief nun auch Sallum, der Mann verdient die Freiheit, hat er doch sein Alles als Lösegeld gegeben.

Seiner Freiheit zu Ehren wollen wir uns einen lustigen Abend machen. Für das Geld können wir ein Lamm und ein paar Krüge Wein erstehen. Kommt in mein Haus und lasset uns da lustig schmausen.

— Auch ich stifte ein Lämmlein und bitte die Älteren zu mir, daß sie als Zeugen ihre Unterschrift unter den Freibrief stellen, sagte Eliphas und hieß Itarus ihm zu folgen.

Der Volkshaufe machte in guter Laune kehrt, und trennte sich nach verschiedener Richtung, um schneller vorwärts zu kommen. Sallum und seine Gleichgesinnten stiegen unter Gelächter und ausgelassenem Geplauder den Bergabhang in geradester Linie hinab, blieben aber bei der Kelter eines Weingärtners stehen, welcher zwar ein vorzüglicher Steinmetz, aber ein sonst gar liederlicher Geselle war. Er hatte, da er erst vor kurzem aus weiter Ferne zurückgekehrt war, sich erst jetzt, also gar sehr verspätet, an das Keltern seiner bereits halbverdorbenen Trauben gemacht. In der Kelter, einer in Kalkfelsen ausgehauenen Grube, tanzten auf den Preßbrettern die Traubentreter, sangen, wie üblich, rhythmische Lieder und klatschten den Takt dazu mit den Händen. Aus

der Grube floß die dickflüssige Masse des Mostes durch eine Felsrinne direkt in die eigentliche, tiefer angelegte und ebenfalls in den Felsen gehauene Weinzisterne, um dort den Gährungsprozeß durchzumachen und einige Monate später in Krüge abgefüllt zu werden.

Das lustige Treiben der Traubentreter steckte Sallum und seine Rotte an. Diese scharte sich um die Arbeiter zum Reigentanze und sang, lachte und jubelte mit. Beifälliges Jauchzen erschallte besonders, wenn die sidonischen Dirnen ihre unzüchtigen Bewegungen und Sprünge machten, um, da der „Spaß“ mit der Hinrichtung verloren war, wenigstens das Vergnügen des Reigentanzes zu genießen nach sidonischem Muster. Der reichlich gekostete Most erhöhte die Lustigkeit, bis sich der Hunger einstellte. Dann begaben sich die Angeheiterten in Sallum's halbzerfallene Lehmhütte. Hier saßen sie nun auf zerfetzten Matten oder bloßem Erdboden um die Feuerstelle umher und starrten in die Flamme, über der sich der Braten am Spieße drehte. Lüstern sogen sie den für sie so seltenen Bratenduft ein und ließen den mit säuerlichem Landweine gefüllten Krug die Runde machen. Alle gestikulierten und schwatzten zu gleicher Zeit, schimpften über die Reichen und das Unrecht, welches die Armen erleiden, tadelten den sonderbaren Schwärmer Jeschua ben Joseph, der gegen jeden wahren Lebensgenuß zu eifern pflege und in ihrer Mitte nur dann erscheine, wenn es gelte, ihnen eine Freude zu verderben. Einige wenige gaben zu, daß er nie Böses mit Bösem vergolten, ja sich sogar seinen Feinden gegenüber stets versöhnlich und hilfsbereit erwiesen habe. Doch eiferten die sidonischen Weiber am heftigsten gegen ihn und wünschten von ihm überhaupt nichts zu hören. Sie bemühten sich, das Gespräch auf Sidon's Herrlichkeit und fröhliche Lebensweise zu leiten und versetzten

zuletzt die Versammelten durch zuchtlose Tänze und ausgelassene Reden in die glückseligste, ausgelassenste Stimmung.

Unterdessen hatte der greise Eliphas seine Gäste in sein Haus geführt, hatte die wunden Stellen seines Schützlings mit Öl eingerieben und ihn selbst mit Speise und Trank gestärkt.

Ikarus, der in der Welt weit umher gewesen war, erzählte den Versammelten von Kriegszügen gegen Perser und Parther, von dem kunstsinnigen Treiben in Griechenland, von dem prächtigen Leben am Kaiserhofe in Rom, von wilden Gladiatorenkämpfen, wo geschulte Fechter in blutigem Kampfe miteinander ringen, um heute ihrem Gegner den Todesstahl in's Herz zu stoßen und morgen dem gleichen Schicksal selbst zu erliegen; erzählte ferner von den furchtbaren, in Theaterräumen improvisierten Seeschlachten, wo die Sieger nach blutigem Kampfe den Feuerbrand in das eroberte Schiff werfen, so daß die an die Ruderbänke desselben angeketteten Galeerensklaven den jämmerlichsten Tod in den Flammen finden müssen; daß alle diese entsetzlichen Schauspiele nur dazu dienen, den Sinneskitzel überreizter, entnervter Menschen zu befriedigen, welche von dem Schweiße ihrer Sklaven schwelgen und sich an den Todesqualen solcher sogar weiden können.

Die Zuhörer schauderten mitunter bei diesen Erzählungen, hätten ihnen aber noch tagelang zuhören mögen. Nachdem der Freibrief in aller Form Rechtens ausgestellt war, gingen sie höchst befriedigt heim. Sie hatten angenehm einen Abend verbracht und noch dazu, wie sie meinten, eine sehr gute That gethan. Für Ikarus war es ein glücklicher Zufall, daß nächsten Tages eine reiche Karawane durchzog, in deren eskortierende Schutzmannschaft er sich als Söldner verdingen konnte.

Kehren wir zurück zu der außerhalb der Stadt rastenden Karawane. Alexander war es unterdes gelungen, den Simon zu sprechen. Er fand ihn tief verändert, mit offenbaren Zeichen großer Herzenstrauer. Auf seinen Rat, das Weichbild Nazareths so schnell als möglich zu verlassen, hatte Simon sofort den Befehl zum Aufbruch gegeben.

Die Karawane hatte darauf ungefährdet ihre Weiterreise angetreten.

Der Weg von Nazareth hinab in die Ebene Jesreel war bedeutend schmäler und beschwerlicher als bisher. Im Zickzack sich dahinziehend und öfters ziemlich steil abfallend, nahm er meist die ganze Aufmerksamkeit der Reisenden in Anspruch und zwang Simon und Alexander, hintereinander zu reiten. Daß sie dabei nicht auf Fortsetzung ihrer bisherigen Reisegespräche bedacht sein konnten, empfanden beide in ihrer Verstimmung eigentlich fast wie eine Wohlthat.

Nach einer Stunde vorsichtigen Absteigens gelangte die Karawane zur Ebene, wo die Leute sich sicherer fühlten, da sie auf freiem Felde sich leichter gegen etwaige Raubanfälle verteidigen konnten, als auf engem Gebirgspfade. Auf der Ebene bestiegen Simon und Alexander ihre von Maultieren getragenen Sänften, und nun hing jeder von ihnen erst recht seinen unerquicklichen Gedanken nach.

Simon quälte sich mit bitterer Reue und mit Selbstvorwürfen, untermischt mit Zornesausbrüchen wider den Menschen, den er für seinen treuesten Diener, ja seinen besten Freund gehalten hatte. Innerhalb weniger Stunden hatte sein Herz sich so verhärtet, daß er sich vornahm, von nun an seinen Leibeigenen gegenüber kein Mitleid, keine Barmherzigkeit kennen zu wollen, und nur ein unbarmherzig strenger Gebieter zu sein.

Der vom Leben bisher verhätschelte Alexander aber

konnte es Simon nicht verzeihen, daß er ihm durch seinen nationalreligiösen Fanatismus und durch sein aufgeregtes Gebahren bei einer so nichtigen Angelegenheit, wie der Tod eines Sklaven, die Stimmung so nachhaltig verdorben hatte. Von nun an beschloß er, jede Auseinandersetzung über nationale und religiöse Fragen zu vermeiden im Gespräche mit engherzigen, einseitigen Volksgenossen, die man einmal nicht mit Vernunftgründen überzeugen könne.

Wenn er aber den Starrsinn seiner palästinensischen Landsleute bedachte, freute es ihn, daß im Heimatlande seiner Vorfahren der aufklärende Hellenismus, wie es Simon geklagt, so große Fortschritte gemacht hatte. Zuletzt tröstete er sich mit der Voraussetzung, daß bei der Lage der Handelsverhältnisse, wie Simon sie geschildert hatte, sich gute, vorteilhafte Geschäfte für ihn machen lassen würden.

Erst in später Abendstunde erreichten die Reisenden eine geräumige Karawanserei, wo sie mit ihrem Gefolge für die Nacht gute Unterkunft fanden. Im Freien die Nacht zuzubringen, wäre ihnen trotz allen Komforts, mit dem sie reisten, doch höchst unbequem gewesen, da zu dieser Zeit die Nachtluft empfindlich kühl zu sein pflegte.

Versetzen wir uns zurück nach Nazareth.

Jeschua, den die Städter teils aus Spott, teils aus Ehrfurcht den weisen Rabbi nannten, und der heute abermals auf dem Marktplatze zu den Kindern, die ihm gefolgt waren, geredet hatte, entließ die Kleinen nach Hause und erhob sich von der Steinbank, welche einen alten Olivenbaum umgab, um sein eigenes Heim aufzusuchen. Dort erwartete ihn jetzt nur die Mutter, die Geschwister lebten zeitweilig an anderen Orten. Das kleine Haus lag eingezwängt zwischen anderen. Es stellte einen einfachen Steinbau dar, der zu ebener Erde nur einen einzigen Raum in sich schloß und keinen Hofraum

besaß. Durch eine niedrige Mauer war dieser Raum in zwei Abteilungen geteilt, deren eine für das Vieh bestimmt war, während die andere als Wohnraum für die Familie diente. Die Straßenthür war so hoch und breit, daß ein Kamel hindurch schreiten konnte und führte direkt in den Stallraum.

Der eigentliche Wohnraum besaß keine Holzdiele; als solche diente festgestampfte Erde, die mit einfachen Strohmatten bedeckt war. Eine schmale Mauerspalte zur Straße hin vertrat das Fenster, stand stets offen und wurde nur zur Nacht während kühler Jahreszeit mit einem Lammfelle verhängt.

In der Mitte des Wohnraums befand sich eine ausgemauerte, nicht eben tiefe Grube, die als Kochstelle diente und mit Eisenstäben versehen war, an denen der Kochkessel hing oder der Braten am Spieße gedreht wurde. Der Rauch stieg von diesem primitiven Herde langsam zur geschwärzten Decke empor und verharrte so lange im Wohnraume, bis er durch die Fensterspalte Ausgang zur Straße fand. An einer Innenwand ragte aus dem Mauerwerke ein flacher Stein hervor; er diente als Standort für die winzige Öllampe, welche mit trübem Schein den Raum nur notdürftig erhellte. Zwei ähnliche Steinvorsprünge an der anderen Innenwand dienten als Stützpunkte für ein Zedernbrett, auf welchem einige wenige Thongefäße, Schüssel und Teller aufgestellt waren. In einer Ecke stand der großbauchige, in einen engen schlanken Hals ausgehende Thonkrug, der zum Backen dünner Brotscheiben diente.[1])

Den Wänden entlang lagen einige einfache Polsterkissen.

---

1) Man füllte das Innere mit Feuerungsmaterial, welches man sodann entzündete. War die Außenseite des Kruges gehörig erhitzt, dann heftete man an sie dünne Teigfladen, welche auf diese Weise zu Brot ausgebacken wurden.

An einer Wand stand ein langer, niedriger, mit einer Matratze belegter Holzkasten, in dem die wenigen anderen Habseligkeiten der Familie aufbewahrt wurden. Hier war die Schlafstätte der Mutter des Hauses.

Das war die ganze Ausstattung Jeschuas, des Baumeisters und Bürgers von Nazareth.

Heimkehrend mit seiner Last gefällten Strauchwerks rührte Jeschua den Klopfer, und die Thür ward geöffnet.

— Friede sei mit dir, liebste Mutter, sprach der Eintretende.

— Der Herr segne dich, du mein Augenstern, erwiderte den Gruß die Mutter Maria.

Jeschua warf das Bündel Strauchwerk in eine Ecke, streichelte den Kopf, welchen ein junges Lamm über die Scheidungsmauer hervorgestreckt hatte, dann ließ er sich auf die Strohmatte nieder, stützte das Haupt mit den Händen und versank in tiefes Sinnen.

Maria hatte ihren Sitz auf der Truhe wieder eingenommen und nahm die unterbrochene Handarbeit wieder auf, wobei sie mit zärtlicher Besorgnis auf ihren offenbar sehr ermüdeten Sohn hinblickte.

— Du hast, teurer Sohn, unterbrach sie das Schweigen, dich heute gar viel abgemüht, hast so vorsorglich fast den ganzen Winterbedarf an Strauchwerk beschafft. Da mußt du ja recht müde und hungrig sein! Siehe, da steht der Kessel mit der Linsensuppe. Ich that reichlich frisches Öl hinzu, als ich sie für dich aufwärmte. Koste sie doch. In der Ecke steht auch der Krug mit Wein. Du mußt dich, Liebling meines Herzens, stärken; man sieht dir die Anstrengung an.

Jeschua lehnte dankend ab.

— Am Ende läßt Übermüdung dich jegliche Nahrung vergessen? forschte die besorgte Mutter.

— Das ist's nicht, teure Mutter, gab Jeschua in traurigem Tone zur Antwort und schilderte nun, wie die Leute nur zu ihrem Vergnügen einen Menschen zu Tode hatten martern wollen und wie sie sogar ihre Kinder zur Grausamkeit und Herzenshärte erzögen.

Die Mutter faltete die Hände vor Entsetzen.

— O weh! klagte sie. Diese Menschen haben selbst das Elend täglich vor Augen und verlangen noch aus eitler, böser Lust Unglückliche zu martern. Selbst vom Elend umgeben und unter seiner Last seufzend, suchen sie noch dem Mitmenschen das Elend zu mehren!

O heiliger Gott! Welch jammervolle Welt umgibt uns: Der Reiche tritt den Armen mit Füßen, und der Arme bemüht sich, dem Leidensgenossen das Leben noch mehr zu verbittern. Recht und Gerechtigkeit sind aus der Welt gewichen; geblieben ist die Macht der Willkür und der Bosheit!

— Du hast recht, Mutter, die Menschheit ist verderbt und liegt danieder in grenzenlosem Sünderelend. Sie irrt in der Finsternis umher und findet keine Leuchte, keinen Führer. O, wie dauert mich das arme, arme Volk! . .

Maria erhob sich von ihrem Sitze und ließ sich neben dem Sohne auf einer Matte nieder. Voller Zärtlichkeit streichelte sie die dunklen, vollen Locken, die sein schönes, blasses Gesicht umrahmten.

— Laß deinen Sinn, mein Liebling, nicht trüben durch die heidnische Rohheit des Volkes, wie sie sich auch heute kund gegeben. Im Laufe der zwanzig Jahre, da wir hier wohnen, sind die Nazarener mehr und mehr verwildert. Das macht ihr fast beständiges Arbeiten und Leben in der Fremde, wo sie mit allen heidnischen Greueln vertraut werden. Bessern kann sie kein Mensch. Mir selbst wäre es am liebsten, wir

zögen aus diesem Orte fort nach Kapernaum[1]) zu deinem Bruder Jakob, der sich schon lange nach uns sehnt. Er hat dort seinen guten Lebensunterhalt gefunden und Gottes Segen ist sichtbar bei ihm. Auch du würdest dort als Baumeister lohnende Arbeit zur Genüge finden.

Maria hatte in bittendem Tone gesprochen und wartete nun gespannt auf die Antwort dieses, ihres ältesten Sohnes, welcher, nach dem landesüblichen Rechtsgebrauch, für das Haupt der Familie galt, dem alle Entscheidungen über Wohl und Wehe derselben zustanden.

Jeschua blieb noch versunken in sein Sinnen. Endlich erhob er seinen Blick und legte seine Hand mit sanftem Druck auf die der Mutter.

— Du hast recht, teure Mutter. Es ist die Zeit gekommen, daß wir unsere alte Heimstätte verlassen. Doch bevor wir nach Kapernaum übersiedeln, muß ich noch hinab in das Thal des Jordans wandern.

— Welch' große Freude hast du mir mit diesem Worte in die Seele gegossen. Wie sehr habe ich mich von diesem Orte fortgesehnt, wo Sünde, Lug und Trug die alte Gottesfurcht verdrängt hat, wo die fromme Scham selbst aus den Herzen der Mütter geschwunden ist und frecher, phönikischer Zuchtlosigkeit den Platz geräumt hat. Ja wahrlich! Mir ist's oft so bang und weh zu Mute gewesen, als ob unser Gott im Zorne sich von uns abgewandt hätte, als wären

---

1) Kapernaum, am Ufer des Sees Genezareth gelegen, war zu jener Zeit eine sehr blühende Handelsstadt, namentlich für zentralasiatische, chinesische und indische Waren (Pelz- und Lederwaren, Seide- und Papierartikel, ätherische Oele und Spezereien u. s. w.), die von dort nach Sidon und Tyrus geführt wurden. Auch war sie Durchgangsstation für die Karawanen, welche den Verkehr zwischen Damaskus und der Hafenstadt Acco (Ptolemais) am mittelländischen Meere vermittelten.

wir nicht mehr Abrahams Samen, seien nicht mehr Gottes auserkorenes Volk; als ob der Himmel drohe herabzustürzen und das ganze Menschengeschlecht zu vertilgen, wie einst zur Zeit des frommen Noah.

— Fürwahr, Mutter, aus deinem Jammer schaut die nackte Wahrheit. Die Sünde der Menschen schreit zum Himmel empor. Die einen achten überhaupt nicht mehr des heiligen Gesetzes, die anderen sind nur thörichte Knechte eines Buchstabendienstes ohne Verständnis für den inneren Geist des heiligen Gesetzes. Doch auch das Elend der armen Menschheit wächst zum Himmel heran. Zwar gibt's, wenn auch wenige, wahrhaft Fromme, aber auch diese finden keine Ruhe, keinen inneren Frieden, denn sie kennen nur den dräuenden, strafenden Gott, wie ihn die Priester lehren, nicht aber den Gott der Barmherzigkeit und den Sünderheiland, den die Propheten verkündigt haben. Den Menschen fehlt die Gewißheit einer Sündenvergebung. Im angsterfüllten Herzen selbst der Frommen ersprießt keine heilige Freude.

Wehe! Die Menschheit kennt ihren Heiland nicht, kennt nicht den Mittler zwischen ihrer Sünde und Gottes heiliger Gerechtigkeit. Sie hat keinen heiligen Tröster. . .

Maria unterbrach den Sprecher mit dem Ausruf:

— Aber Sohn, du vergißt des heiligen Priesterstandes.

Jeschua erwiderte schwermütig:

— Einst war die Priesterschaft heilig und diente als Vermittler, doch die, welche sich heutzutage Priester nennen, sind des heiligen Amtes unwert, denn sie fröhnen nur irdischer Lust und Habsucht und sind gottloser, als das mißleitete Volk. Sie gleichen Blinden, welche sich zu Blindenführern verdungen haben.

— Aber die weisen Rabbiner?

— Diese Lehrer des Volkes sind nicht besser als die

Priester, zwar bestreben sie sich, das richtige Verständnis der heiligen Schrift dem Volke beizubringen, aber sie deuteln nur am Wort. Der Geist der heiligen Schrift ist ihnen verschlossen geblieben. Das Wort aber ist tot, nur der Geist macht lebendig.

Maria seufzte tief auf.

— O wehe! Noch nie, dünkt es mich, haben die Menschen eine solch' elende, traurige Zeit gesehen, wie die unsrige. Finster wölbt sich der Himmel über die Erdgeborenen und kein tröstender Stern leuchtet zu uns herab. Wann, wann endlich kommt der Retter, der Tröster, der Sühner.

— O Mutter, tröste dich. Er wird erscheinen, denn er muß erscheinen, da die Zeit erfüllet ist.

Jeschua hatte die Worte in festem, langsamen Tone gesprochen, und verfiel in neues Sinnen.

Im stillen, schlichten Gemache war es vollständig dunkel geworden. Die kleine Herde lag im Nebenraume in ruhigem Schlummer. Leise stahl sich der Abendwind durch die Fensterspalte und brachte den Fellvorhang in leichte Schwingung.

Maria hatte die kleine Öllampe entzündet. Bei ihrem Scheine fiel der besorgten Mutter noch mehr auf der Ausdruck tiefen Leidens, tiefer Traurigkeit im Antlitz des Sohnes. Sie wagte aber nicht ihn zu stören mit weiteren Fragen und begnügte sich damit über ihre Arbeit gebeugt, ab und zu ihren Liebling mit besorgten Blicken zu betrachten.

Erst nach geraumer Zeit entschloß sie sich, das lange Schweigen mit ihrer Rede zu unterbrechen:

— Von den Frauen, mit denen ich Wasser am Quell schöpfte, erfuhr ich, daß eine durchziehende Karawane die Nachricht gebracht, es sei am Jordan ein großer Prophet erstanden. Wenn dieses wirklich wahr ist, so ist's vielleicht ein Zeichen dessen, daß Gott sein Antlitz wieder seinem aus-

erwählten Volke zugewandt, daß wieder eine bessere Zeit anbricht und es wieder licht werden soll in unserer Finsternis.

— Deine Hoffnung, Mutter, wird sich erfüllen! Ja, wahrlich, licht soll es wieder werden auf Erden. Möge der Vater im Himmel mir Kraft erteilen, eine wahre Leuchte zu sein, vom Himmel gesandt, die Finsternis der irdischen Welt aufzuhellen!

Bei diesen Worten nahm Jeschua eine knieende Stellung ein, faltete die Hände und blickte betend zur Decke.

Ein stärkerer Zug des Nachtwindes hob den Vorhang und ließ das Flämmchen der Lampe aufflackern.

In diesem Augenblicke bemerkte die Mutter, daß die Augen ihres Sohnes in frommer Begeisterung strahlten und sein ganzes Antlitz wie verklärt erschien.

Als der Sohn sein Gebet beendet, fuhr Maria fort:

— Du sprachst seltsame Worte, mein Herzenssohn, doch sage, wie ist der Name des neuen Propheten?

— Johannes, des Zacharias Sohn.

Maria stieß einen lauten Schrei der Überraschung aus und schlug verwundert die Hände zusammen.

— Johannes? Des Zacharias und der Elisabeth Sohn?

Der ist als Prophet aufgetreten? . . .

O, du heiliger Gott! Welch' eine wunderbare Erfüllung der Weissagung des frommen Sehers!

Bei Johannes Geburt wirkte Gott Wunder, deine Geburt war ein Wunder. Ihr beide seid von Gott zu einem großen Werke ausersehen . . . . . .

Nein, wie ist mir das Herz voll Staunens. Ich kann's nicht fassen . . . .

Auch von dir ist ja geweissagt, daß du ein großer Prophet sein würdest!!

Darüber frohlockt mein Herz einerseits und krampft sich

andererseits schmerzlich zusammen, denn Jerusalem tötet seine Propheten und steinigt, die zu ihm gesandt werden.

— Sei ruhig, liebe Mutter. Wir sind alle in Gottes Hand. Ich kenne meine Sendung und muß sie erfüllen, sei es auch unter Leiden und Tod. Nichtig sind am Ende irdische Leiden und Tod gegen die himmliche Seligkeit. Alle Leiden dieser Welt zusammen, so groß sie uns auch erscheinen mögen, sind nicht wert der einstigen Herrlichkeit, die uns soll geoffenbaret werden.

Maria faltete die Hände und hob den Blick empor.

— Der Herr des Himmels und der Erde möge dich segnen und schützen.

— Ich danke dir, Mutter, für dein Gebet. Lasse nicht in dein Herz trübe Sorge ziehen, wenn ich dich bald auf einige Wochen allein lasse. Ich muß zu Johannes, dem Manne Gottes, der seit Wochen gewaltig im Jordanthale predigt.

Jetzt aber laß uns zur Ruhe gehen. —

Mutter und Sohn sprachen den üblichen Abendsegen, dann hüllte sich Jeschua in seine Wolldecke und lagerte sich auf einer Matte des Erdbodens. Bald überkam ihn ruhiger Schlaf. —

Maria hatte die Lampe gelöscht und lag noch lange wachend da, im Herzen die Worte des Sohnes bewegend. Das Gemüt war ihr beschwert. Freude und Hoffnung, Furcht und Zagen mischten sich in ihren Gefühlen durcheinander. Sie erkannte, daß sie vor einem Wendepunkte ihres Lebens stehe. Zuletzt entschlummerte auch sie, sanft umfächelt von den Fittigen friedlichen Schlafes.

III. Kapitel.

An der Jordansfähre.

Zwischen dem vielfach zerklüfteten, steilen Westufer des Toten Meeres und der Heerstraße, welche von Jerusalem über Bethlehem und Hebron nach Süden zum Roten Meere führt, liegt die „Wüste Juda“, ein dorf- und baumloses Steppenplateau. Was hier gedieh an Disteln und Dorngesträuchen und allerlei salzigen und aromatischen Kräutern, unter welchen der Thymian die Hauptrolle spielte, machte diese Steppe ganz besonders geeignet zur Kamel- und Schafzucht. Solche wird daselbst auch heutzutage ebenso betrieben, wie zur Zeit unserer Erzählung.

Eine besondere Eigentümlichkeit dieser Steppe bilden noch die vielen daselbst vorhandenen Felshöhlen; sie dienen das runde Jahr hindurch, sowohl Hirten, wie Herden, zur Unterkunft und machen somit die Errichtung von Zeltlagern oder die Aufführung von Hütten überflüssig.

Am Rande dieser Wüste, 6 Wegstunden von Jerusalem und 2 von Hebron entfernt, eine Stunde ostwärts von der Heerstraße, lag die alte mosaische Levitenstadt Juda oder

Juta.[1]) Von anmutigen Höhenzügen umrahmt, krönte sie einen der vielen Gipfel des Hochplateaus.

Hier war die Heimat des frommen Zacharias, eines Sprößlings aus altisraelitischem Priesteradel. Die Lebensstille des frommen Mannes hatte ein wunderbares Ereignis unterbrochen: er hatte vollständig die Sprache verloren, danach sie aber bei der Geburt des einzigen Sohnes, Johannes, plötzlich zurückerhalten und zwar zugleich mit der Gabe der Weissagung. Letztere gipfelte in der Prophezeihung, sein Sohn Johannes würde dereinst vom heiligen Geiste erfüllt werden und „vor dem Messias hergehen im Geiste und in der Kraft des Elias".

Auf dem Schoße der frommen Mutter hatte Johannes den ersten Erzählungen der heiligen Schrift gelauscht; am Fuße des Stadtberges in einer kühlen Schlucht, dem Lieblingserholungsplatze der Städter, hatte er, zu Füßen des Vaters, unter dem Schatten alter Olivenbäume, aufmerksam zugehört den Schrifterläuterungen des gottbegnadigten Mannes; mit seltenem Ernste hatte er all die Worte frommer Ermahnung in sich aufgenommen und schließlich mit andächtigem Schauer die selige Botschaft vernommen, daß die wunderbare messianische Hoffnung sich verwirklichen würde zu seiner Zeit und daß er von Gott berufen sei, die Ankunft des Messias dem Volke zu verkünden und es durch Bußpredigten bereit zu machen zum Empfange des Längstersehnten.

Johannes fromme Eltern hatten mit ihrem Seherauge die Gnadensonne eines neuen Bundes zwischen Gott und Menschen aufgehen sehen, hatten deshalb Zeit ihres Lebens mit allem Eifer ihrem Sohne stete Hingabe und Treue für den heiligen, hehren Beruf, zu dem Gott ihn erkoren, ans

---

1) Heutzutage liegt dort das ärmliche Araberdorf Jatta.

Herz gelegt und ihn unablässig zu ernstem, strengen Lebenswandel angehalten.

Jetzt waren ihre irdischen Leiber längst in der Dunkelheit eines Felsengrabes geborgen.

So war Johannes in strenger Enthaltsamkeit von allen Sinnesgenüssen, volles Genüge findend an der einsamen, schweigsamen Bergwelt seines Geburtsortes, zum Manne gereift. In Jerusalem, wo er nach bestimmten Zeitintervallen als Tempelpriester zu fungieren pflegte, hatte er die sittliche Leichtfertigkeit und die geistliche Verblendung des jüdischen Priestertums zur Genüge kennen gelernt und solchen Abscheu gegen dasselbe gefaßt, daß er stets froh war, Jerusalem, dieser Stätte des geistlichen, politischen und sittlichen Verfalles, den Rücken kehren zu dürfen. Zurückgeflüchtet in seinen Heimatsort, wo er auf sich allein und die heiligen Schriften angewiesen blieb, versenkte er sich mit immer größerer Inbrunst in das Studium der heiligen Bücher.

Täglich bereitete er sich leiblich und geistig vor für die Aufgabe, das endliche Erscheinen des seit vielen Jahrhunderten erwarteten Messias den Zeitgenossen vorher zu sagen.

Wann aber sollte der Zeitpunkt eintreten, wo seine Wirksamkeit zu beginnen habe? — Diese Frage bewegte täglich den Sinn des ernsten Mannes; sie nahm sein ganzes Sein, Denken und Fühlen gefangen. Bisher hatte er auf diese Frage noch keine Antwort gefunden in den heiligen Büchern.

Zur regenlosen Zeit verdorrte alles Pflanzentum um Juta herum und Johannes mußte zu dieser Zeit seine kleine Herde weiter in die Wüste Juda treiben, wo die Steppenvegetation einen größeren Widerstand der Dürre entgegensetzen konnte. Eine günstig gelegene Höhle hatte er als

Unterkunftsort bald gefunden und barg sich und seine Herde in ihr.

Dem bedürfnislosen Manne genügte die ärmlichste Hirtenkost, wie sie in der Gegend gebräuchlich war: gesalzene und danach gedörrte Heuschrecken, deren Flügel, Brust und Eingeweide vor dem Einsalzen entfernt wurden. Sie ersetzten den Hirten das Brot. Als wohlschmeckende Zukost fand sich in Erdlöchern und Felsenspalten in reichlicher Menge der Honig der wilden Bienen, für welche das mit Thymian und anderen aromatischen Kräutern reichlich bewachsene Steppengebiet einen äußerst geeigneten Tummelplatz abgab.

Bei solcher Kost, bekleidet mit einem langen linnenen Hemde und bei kühlerer Witterung mit einem Mantel aus Kamelhaaren, betrieb der anspruchslose und abgehärtete Hirte in der Einsamkeit der Wüste seine Vorbereitung für das hohe Werk, zu dem er sich auserkoren wußte, nicht ablassend in eifrigem Forschen in der Schrift und brünstigem Gebet. Hier in der Einsamkeit wartete er in stetig wachsender Sehnsucht auf irgend ein Zeichen, auf eine endliche Antwort auf die unablässig sein Herz bewegende Frage: Wann, heiliger Geist, ist die Zeit gekommen, wo dein Diener hinaustreten soll, um das Sehnen der Frommen nach dem erlösenden Messias zu stillen und das schlafende Gewissen der Lauen durch den Ruf zu wecken: bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserem Gotte?

Doch kein Zeichen, kein Wunder gab dem Johannes Antwort.

An einem Tage gegen Ende des Oktobermonats las Johannes wie gewöhnlich in der Schrift, während die Herde ruhig am Abhange des Hügels graste. Da ergriff ihn in

ungewöhnlich mächtiger Weise ein Wort des Propheten Jeremias, das er früher ohne besondere tiefere Erregung gelesen hatte: „Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen."

— War es denn aus mit ihnen? War es denn wirklich aus mit Israel? so fragte er sich.

Und je mehr Johannes nachsann, desto verzweifelter erschien ihm Israels Lage.

Und in der That! das politische, soziale, religiöse und geistige Elend des israelitischen Volkes hatte zu jener Zeit seinen Höhepunkt erreicht.

Palästina hatte seine soziale und nationale politische Einheit verloren. Das heilige Erbland Abrahams, dessen König Jahve selbst hatte sein wollen, war in Stücke gerissen, die von heidnisch gebildeten Herodianern unter römischer Oberhoheit und von römischen Beamten im Jahve feindlichen Sinne verwaltet wurden. In Jerusalem, wo König David seinen Sitz gehabt, gebot der heidnische Diener des heidnischen Kaisers. Das Davidische Königshaus, aus dem der Messias, der König aller Könige, hervorgehen sollte, war in Armut versunken und im Volksbewußtsein vergessen. Das jüdische Reich war von unzähligen neugegründeten Städten mit heidnischer Bevölkerung durchsetzt, welche eine fremde Sprache redete, fremde Sitte, fremde Denkungs- und Lebensweise hatte, zu fremden Göttern betete und das Gift des Heidentums allmählich dem rechtgläubigen Judentume einimpfte. Ganze Städte, ja selbst sogar Gemeinden, hatten fremdländisches Bürgerrecht und gehörten demgemäß nicht zum politischen Verbande des israelitischen Landes, obwohl sie im Territorium desselben lagen. Viele jüdische Einzel-

familien besaßen römisches Bürgerrecht, andere wieder waren zugehörig zum Bürgerverbande mächtiger ausländischer Städte. Sie alle unterstanden nicht der Jurisdiktion der jüdischen Behörden.

Manche vornehme jüdische Familien schämten sich bereits ihres Judentums und mosaischen Glaubens. Durch den Verkehr mit dem Beamtentum der heidnischen Zwingherrn — anfänglich der griechischen Syrer, nachher der Römer, hatten die leitenden Kreise des jüdischen Volkes vielfach die religiösen Anschauungen der Eroberer in sich aufgenommen, damit zugleich auch griechisch-römischen Skeptizismus.

Die hohenpriesterlichen Familien waren Juden nur ihrer Abstammung nach, in Sitte, Sprache und Gesinnung aber Hellenen und Rationalisten ihrer religiösen Überzeugung nach. Abgaben, die eigentlich dem Gotteskasten des Tempels in Jerusalem zu gute kommen sollten, gingen ins heidnische Rom, denn durch ganz Palästina zogen sich römische Steuer- und Zollhäuser hin, die Saugwurzeln, welche den Arbeitsschweiß des jüdischen Volkes an sich zogen und zum Besten Roms verwerteten, damit diese Metropole ein sorgen- und arbeitsfreies, freudevolles Dasein führen könnte.

In vielen heiligen, von den Altisraeliten verehrten Stätten, wo einst dem Gotte Jahve geopfert worden war, erhoben sich stolze Tempelbauten, die zu Ehren des Jupiter oder des Apollo, der Diana oder des Augustus und der Roma errichtet worden waren. Diese heidnischen Göttertempel waren an sich noch nicht das schlimmste; schlechter noch stand es um das geistig-religiöse Leben der Israeliten. Hellenischer Skeptizismus hatte nicht nur auf sozial-politischem Gebiete Einfluß geübt, sondern auch in der religiösen Sphäre, war selbst in die untersten Volksschichten gedrungen und hatte in denselben günstige Verbreitung gefunden. Der Hellenismus

hatte das mosaische Gesetz zwar nicht verdrängen können, dafür aber eine Freidenkerei gezeitigt, welche das mosaische Gesetz vom Standpunkte heidnischer Vernunft aus interpretierte und dementsprechend auch erfüllte. Andererseits hatte der Hellenismus in orthodoxen Kreisen eine bedeutende Gegenströmung veranlaßt. Die letztere repräsentierende Partei hatte, in blinder, fanatischer Opposition, über dem Buchstaben den Sinn des Gesetzes vergessend, einen toten pharisäischen Gesetzesdienst ausgebildet, welcher die Volksseele weder trösten, noch bessern konnte. Der einstige Glaubenseifer äußerte sich jetzt nur in leidenschaftlich geführten Streitigkeiten über sinnlose, rein formelle Gesetzesvorschriften. Der symbolische religiöse Kultus war zur Ausführung seelenloser Gesetzesformalitäten herabgesunken.

Bei solcher Lage mußte man zugeben, daß das Volk Gottes nach jeder Richtung hin den Höhepunkt seiner Zerfahrenheit, seines Elends erreicht hatte!

„Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen.“

Aber war es nur möglich, daß es wirklich mit Israel aus sein konnte? dachte Johannes und gab Raum dem Zweifel. Er sagte sich, daß Gott ein getreuer Gott ist, der sein Volk nicht aus der Hand läßt, wenn er dasselbe auch straft; daß er oft die Hilfe am nächsten sein läßt, wenn die Not am höchsten steht.

Johannes rollt die heiligen Blätter zusammen, birgt sie in die Falte seines bauschigen Hemdes und erhebt sich, um nach seiner Herde zu sehen. Er überzeugt sich davon, daß sie vortreffliche Weide gefunden in einer kleinen, kesselartigen Bodensenkung, und besteigt den Gipfel des Hügels. Hier geht er sinnend auf und ab und bleibt zuletzt stehen, den Blick nach Osten gewendet.

Verschleiert ist die Oktobersonne, stark bewölkt zeigt sich der Himmel. Hinüber über die nächsten Bergzüge fällt sein Blick auf den düstern, öden Felsenkessel des Toten Meeres, und auf den jenseitigen hohen Uferrand, an dem sich, einem Adlerneste gleich, an einer Stelle die Zwingburg Machärus erhebt.[1]) Den Horizont begrenzt das Moabitergebiet mit seinen dunklen Bergen.

Er läßt sich von neuem nieder, zieht eine andre Schriftrolle aus seinem Busen, glättet sie auf seinen Knieen und beginnt von neuem zu lesen.

Seine Augen bleiben haften auf den Worten des Propheten Jesaias:

„Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserem Gotte. Denn die Herrlichkeit des Herrn soll geoffenbaret werden und alles Fleisch mit einander wird sehen, daß des Herrn Mund redet. . . .

Er wird seine Herde weiden, wie ein Hirte; er wird die Lämmer in seine Arme sammeln und an seinem Busen tragen und die Schafmütter führen. . . .

Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler. . . .

Du aber, Israel, mein Knecht, Jakob, den ich erwählet habe. . .

Fürchte dich nicht, du Würmlein Jakob, ihr armer Haufe Israel. Ich helfe dir, spricht der Herr, dein Erlöser, der Heilige in Israel.“

Dieses lesend atmet Johannes gottgetröstet und freudig auf. In seinem eigensten, innersten Wesen fühlt er plötzlich eine wunderbare Erleuchtung.

---

1) In dieser Veste ward Johannes enthauptet.

Aber nicht allein in ihm, auch um ihn erscheint alles verändert. Die Sonne hat ihren dunklen Wolkenschleier plötzlich abgeworfen und ergießt ihre leuchtenden Strahlen über die ganze Landschaft.

Die sonst dunklen Moabiterberge erglänzen in rötlichem Scheine; in herrlicher Bläue prangt das Tote Meer, seine sonst düsteren Uferberge schillern in bunten Farbentönen. Durch üppiges Grün zieht sich nach Norden der Silberfaden des Jordans. Wohin der Blick sich auch nur wendet, überall findet er sonnige Verklärung.

Wie so manches Mal ein weittragender, genialer Gedanke, gleichsam von einer Gottheit eingegeben, plötzlich in einem Künstler, einem Gelehrten erwacht, so war auch in Johannes zweifelndes Herz plötzlich ein göttlicher Sonnenstrahl der Erkenntnis gefallen.

Jauchzend springt er empor, jauchzend ruft er in die einsame Bergwelt hinaus: Hört ihr Berge, ihr Thäler, der Retter Israels kommt, kommt bald, sein Werk zu beginnen, sein Volk zu erlösen!!

Dem Sohne des frommen Zacharias ist plötzlich der Geist so licht, der Sinn so leicht, das Herz so voller Freude. Die Hoffnung, daß der gottgesandte Erlöser nahe sei, hat sich ihm plötzlich zur vollen, sicheren Gewißheit gestaltet. Er ist damit sich auch plötzlich dessen gewiß geworden, daß für ihn die Zeit gekommen, sein Heroldamt für den Messias anzutreten, zugleich fühlt er sich dessen gewiß, daß er an irgend einem göttlichen Zeichen den Gottgesandten erkennen, ihn aus der Menge von Tausenden und aber Tausenden herausfinden wird. In feurigem Eifer duldet es ihn nicht mehr in der weltverlassenen Steppe. Zum nächsten Nachbarhirten treibt er seine Herde und übergibt sie demselben zu vollem Besitz. Und nun sucht er die Weideplätze anderer Hirten auf und

kündet ihnen mit lauter Stimme die frohe Botschaft, welche ihm vom Geiste Gottes geoffenbart worden.

Die Hirten sind meist brave, einfache Naturmenschen, deren Herzen nie den Stürmen der Leidenschaften ausgesetzt gewesen sind, kurz Menschen, denen grobe Sünden und Laster fremd geblieben. Sie kennen kein besseres Leben als das ihre und sind mit ihrem Lose zufrieden. Was soll solchen ein Messias?! Und so verhalten sie sich in stumpfer Gleichgültigkeit gegenüber der seltsamen Botschaft des priesterlichen Hirten.

Am Fuße eines Berges, in dessen Innerm mehrere Höhlen zu Wohnräumen eingerichtet sind, arbeitet eine Gruppe von Hirtenfrauen. Letztere haben Stäbe in den Boden gesteckt und an dieselben Wollfäden befestigt; ohne Webeschifflein schieben sie die Querfäden durch jene und drücken sie mittelst eines einfachen Holzes fest an. So stellen sie einfache Gewebe für den geringen Hausbedarf her. Ein anderer Teil verspinnt Schafwolle, Ziegen- und Kamelhaar zu Fäden und reicht diese den Weberinnen.

Johannes eilt auf die Frauen zu und verkündet ihnen in feurigen Worten das bevorstehende Erscheinen des Messias.

Die Weiber stellen sofort die Arbeit ein, schlagen jauchzend in die Hände und springen tanzend umher.

— Welche Freude! Der Messias kommt! Jetzt werden auch wir nach Jerusalem gelangen und alle Herrlichkeit der Welt genießen.

Wird das eine Lust sein! Auch uns werden goldene Arm- und Fußspangen zu teil! Juchhe!

Das waren Wermutstropfen, die in den Freudenbecher religiösen Enthusiasmus des Johannes fielen.

Erzürnt rief er den Frauen zu, thörichten Sinn fahren zu lassen und Buße zu thun.

Mit Unmut wendet er sich von ihnen ab und eilt in sein Heimatsstädtchen Juta. Dort geht er, die Messiasbotschaft kündend, von Haus zu Haus, findet aber bei den Leuten keinen Glauben. Diese raunen einander zu, daß die Dürftigkeit und Einsamkeit des Lebens in der Bergwüste dem braven Johannes den Geist verdunkelt haben. Die Ältesten der Stadt wenden sich mit ärgerlicher Rede von dem jungen Propheten ab.

— Johannes, des Zacharias Sohn, laß deine thörichten Reden. Die Weisen des Landes und die Hohenpriester kennen nicht die Zeit, da der Messias vom Himmel herabsteigen wird, und du, der du einsam in stiller Wüste gelebt, bist so vermessen, den Zeitpunkt wissen zu wollen. Deinem sonst strengen und ernsten Wesen sind doch bisher Hochmut und Selbstüberhebung fremd gewesen.

Tief bekümmert muß sich Johannes überzeugen, daß niemand seiner Botschaft Glauben schenkt, niemand darob Freude bezeugt. Was soll er noch in seinem Heimatsorte, wo niemand ihn als Propheten ansehen mag? Er verläßt Juta und eilt nach Norden, nach Jerusalem.

Die Sonne steht bereits tief über dem fernen Meeresspiegel. Rüstig schreitet Johannes fürbaß. Auf einer der höher gelegenen Bergkuppen wendet er sich zurück und wirft einen Abschiedsblick auf Juta, welches bereits in der Abenddämmerung zu verschwimmen begann. Auf einen Augenblick beschleicht Wehmut sein Herz, doch bald wird er Herr seines Gefühls und wendet sich ab. Damit ist denn auch alle Vergangenheit für ihn ausgelöscht. Der willensstarke Mann denkt fortan nur an die Pflicht, welche die Erfüllung seiner göttlichen Sendung in sich schließt.

Kühl streift die Abendluft über die Hochfläche. Der einsame Wandrer fühlt ihre Kühle nicht, denn in ihm loht

das Feuer heiliger Begeisterung, kraft welcher er dem Messias die Wege ebnen will in den Herzen seiner Volksgenossen. Er will vor nichts zurückschrecken bei Ausübung seines Predigtamts und ist bereit, sein eigenes Leben freudig dahinzugeben.

Das warme Jordanthal mit seiner ewig grünen, üppigen Vegetation, namentlich um Jericho herum, diente zur Zeit unserer Erzählung der reichen und vornehmen Welt Palästinas zum Winteraufenthalte.

Hierher wendet sich Johannes und erreicht die Gegend von Jericho. Freundlich grüßen ihn die milden Lüfte, das saftige Grün, aus dem die stolzen Winterschlösser, die luxuriös eingerichteten Villen der Vornehmen hervorlugen. Sie alle haben herrliche Parks, freie Spielplätze und Wasserleitungen.

Unweit der üppigen Winterresidenz der prachtliebenden herodianischen Fürsten führte durch das Thal von Jericho und über den Jordan hinüber die große Karawanenstraße, welche Ägypten mit den Euphratländern verband. In nächster Nähe Jerichos bot der Jordan eine geeignete Übergangsstelle. Hier waren die Ufer nicht steil und bildeten hüben wie drüben freiere Lagerplätze für Karawanen. Die Tiere ließ man den Fluß durchschwimmen, die Menschen wurden auf einer Fähre übergesetzt.

An dieser Jordansfähre, die im Winter von zahlreichen Karawanenzügen passiert wurde, richtet Johannes sich ein zu längerem Aufenthalt. Im üppig wuchernden Uferwalde baut er sich eine Laubhütte; ein Kamelfell dient ihm als Mantel. Wie in der Wüste bilden auch hier gedörrte Heuschrecken seine Nahrung. Schon dadurch wirkt er hier auf die Massen, erscheint ihnen im Nimbus des Propheten. Und als er nun zu reden beginnt in gewaltigen Worten, als er den vielen Leuten, die im Thale wohnen und die Karawanenstraße dahinziehen, in unermüdlichem Eifer zuzurufen beginnt, daß die

Morgenröte einer neuen Zeit aufgegangen und daß das Reich der Himmel, nahe sei, daß aber nur der in dasselbe aufgenommen werde, welcher alle ungöttliche Sinnlichkeit in sich ertöte, jede Ungerechtigkeit scheue, alle Heuchelei und Scheinheiligkeit und Werkgerechtigkeit von sich werfe und das Herz in bußfertiger Taufe zum Empfang des Messias gereinigt habe — da wirken seine Predigten mit elementarer Gewalt und reißen die Massen unwiderstehlich mit sich.

„Das Reich der Himmel naht“ — dieses Wort ragt für das Verständnis des Volkes vornehmlich hervor. In nationalpolitischem Sinne aufgefaßt, klingt dieses Prophetenwort dem geknechteten Volke wie Himmelsgruß und dringt von der Jordansfähre gar bald in die einsamsten und abgelegensten Ortschaften des Landes.

Schon nach wenigen Wochen erscheint Johannes, der sein Prophetentum noch durch keine einzige Wunderthat beglaubigt hat, als der größte der Propheten, der je im heiligen Lande gelebt. Das Volk beginnt zu ihm emporzublicken wie zu einem nationalen Helden.

Im Erwachen des alten Prophetentums sieht das Volk ein sicheres, untrügliches Zeichen dafür, daß eine neue bessere, glückverheißende Zeit angebrochen sei.

Und neues frisches Leben pulsiert in den jüdischen Landen, die gedrückte Volksseele beginnt sich zu regen mit neuem Flügelschlage. Jeder rechtgläubige Israelit möchte leibhaftig den neuen Propheten sehen und von dessen Lippen die große Freudenbotschaft vom nahenden Himmelreiche vernehmen; hat doch Israel gewartet auf diese Botschaft seit einem Jahrtausend.

Von allen Seiten eilen die Pilger ins Thal von Jericho, wo Johannes, einem Elia gleich, mit Feuereifer die Botschaft vom Nahen des Messias predigt und die Bußfertigen

tauft, indem er sie, zum Zeichen der Reinigung von der Sünde, in der Flut des heiligen Stromes untertaucht. „Täufer“ hat ihn das Volk danach benannt, ihn, der in seiner Person den Bußprediger und Evangelisten vereinigte.

Und durch alle Gaue Palästinas erschallt der Ruf: Zum Täufer, zum Täufer! Laßt euch von der Sünde reinigen, damit ihr würdig werdet, in den Heerbann des kommenden Messias aufgenommen zu werden.

Und Alt und Jung strömt zum Propheten von Jericho, das Herz voll der Hoffnung, daß nun endlich, nach langer Trübsal unter verhaßter Fremdherrschaft, die neue Zeit politischer Unabhängigkeit und irdischen Lebensglücks anbrechen werde.

Diese Hoffnung war die vornehmste Triebfeder zur Wallfahrt an den Jordan; den wenigsten war es wirklich um das Heil der Seele zu thun. Selbst die wenigen wahrhaft Frommen aus der Zahl der Pilger, die sich ihre Laubhütten hergerichtet in der Nähe des Täufers, sich um ihn scharend wie Jünger um ihren Meister, und die dem Täufer nacheiferten in strenger Buße und mit ihm in stiller Freude auf das baldige Kommen des Messias hofften — selbst diese Männer konnten sich nicht zu der Vorstellung emporschwingen, daß das messianische Königtum *nicht* von dieser Welt sein werde. Der Geist des israelitischen Volkes hielt zu fest an der Vorstellung einer *äußeren* Herrlichkeit des Messias und seines *irdischen* Herrschertums.

Wohl war die oberste geistliche Landesbehörde, der Senat von Jerusalem, auf die durch Johannes hervorgerufene Volksbewegung aufmerksam geworden und hatte eine Deputation zum Täufer gesandt, um ihn über Ziel und Zweck seines Erscheinens auszuforschen. Als aber die Abgesandten, die übrigens vom Täufer kurzer Hand abgefertigt wurden, in

der Bußpredigt und Taufe der Bußfertigen nichts Gefahrdrohendes in politischer Beziehung gefunden hatten, beruhigte sich auch der Senat hinsichtlich der Vorgänge im Jordanthale und legte von sich aus der Thätigkeit des Täufers nichts in den Weg.

Es war der Januarmonat des Jahres 28 n. Chr. gekommen. Kaum hatten an einem Tage desselben die Strahlen der Frühsonne die Wipfel der Tamarisken und Feigenbäume, der Pappeln und Weiden des Ufergebüsches beschienen, als Johannes aus dem dichten, mit Schlingpflanzen durchwebten Gehölze heraustrat und zum Flusse ging, um sich, seiner täglichen Gewohnheit gemäß, zu baden. Nach dem Bade kniete er am Ufer des heiligen Flusses nieder zum Morgengebet, um Weisheit und Erleuchtung für die bevorstehende Tagesarbeit zu erflehen. Sich nach dem Gebet erhebend, erblickt er plötzlich vor sich einen Mann, der ihn um die Taufe bittet. Die hoheitsvolle Gestalt, die unaussprechliche Würde des Wesens, das alles durchdringende Auge, die zu Herzen gehende Stimme des Fremden — machen Johannes verstummen und lassen sein Herz ahnungsvoll erzittern.

Doch als Johannes nun gar eine Taube[1]) den Unbekannten — es war Jeschua ben Joseph aus Nazareth — umkreisen sah mit der Flugart eines Adlers, da verklärt sich in göttlicher Erleuchtung sein Auge und in seliger Gewißheit, daß vor ihm der ersehnte Messias stehe, streckt er abwehrend die Hände dem Fremden entgegen und ruft anbetend:

— Nicht mir steht es zu, dich zu taufen. Nein! Taufe du mich mit dem heiligen Geiste.

Jeschua aber antwortet mit ernstem Ton:

---

[1]) Die Taube gilt bei den Orientalen für den Vogel der Liebe.

— Laß es jetzt also sein, denn es gebühret uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.

Da stürzt Johannes zu Jeschuas Füßen, löst ihm die Riemen der Sandalen, entkleidet ihn und geleitet ihn ins Wasser, wo er ihn untertaucht.

Als Jeschua sich aus der Flut emporstreckt, läßt sich die kreisende Taube auf seinem Haupte nieder und vom Himmel herab ertönt der wunderbare Ruf: Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.

Das war nicht eine Taufe zur Buße, nicht eine Abwaschung von einer Sündenschuld — es war die himmlische Weihe zum messianischen Beruf und die wunderkräftige Ausrüstung durch den heiligen Geist zur glorreichen Erfüllung desselben.

Von diesem Tage an ist Jeschua plötzlich aus dem stillen Gange kleinstädtischen Familien- und Gewerkslebens in den gewaltigen Gang der Weltgeschichte hineingeschoben.

Er hat die Weihe zum Hohenpriester der Menschheit erhalten. Das Werk der Erlösung der Menschheit durch den Sohn Gottes — hat begonnen.

Den Täufer durchwallt ein unaussprechlich seliges Gefühl. Die Heiligen und Propheten haben vergebens auf die Ankunft des Messias gewartet; er, der schlichte Priester aus Juta, ist begnadigt worden, die Majestät des Heißersehnten leibhaft vor sich zu sehen und als erster diese Majestät in der Gestalt eines schlichten Arbeiters zu erkennen.

.... Die Männer Gottes scheiden von einander.

Am Ufergestade wird es nun lebhaft. Wallfahrer sammeln sich zum gemeinsamen Morgengebet.

Mit freudigster Begeisterung nimmt der Täufer seine Arbeit als Bußprediger auf, doch hat sich das Leitmotiv

seiner Predigt geändert. Es heißt fortan nicht mehr „der Messias kommt", sondern „er ist da, ist mitten unter euch".

Die wunderbare Bezeugung seiner Gottessohnschaft mußte dem Seelenleben Jeschuas eine neue Fassung geben. Es hieße, die Bedeutung der menschlichen Seite in dem Wesen des Gottmenschen unterschätzen oder verkennen, wollte man annehmen, daß im Leben Jeschuas bis zu dessen Auftreten in der Öffentlichkeit ein ungestörter, sonniger Seelenfrieden geherrscht habe. Im Kampfe um das Dasein stellte auch die menschliche Seite ihre Forderungen, und nicht ohne seelischen Kampf konnten diese Forderungen in Einklang gebracht werden mit den Anforderungen, welche die göttliche Seite mit ihrer Heilandsmission verlangte.

Seiner Gottessohnschaft mochte Jeschua auch vordem gewiß gewesen sein, am Ufer des Jordan aber erhielt er in wunderbarer Form die Bestätigung desselben.

Wohl war die Weihe zum messianischen Beruf erfolgt, doch damit nicht die Frage gelöst: mit welchen Mitteln und auf welche Weise die Schuld der Menschheit gesühnt und die Erlösung der Menschheit vollbracht werden könne?

Die Wahl der Wege und Mittel mußte eine gottgewollte und doch zugleich eine freie sein von seiten des Messias!

Vor dieser bedeutungsvollen, weittragenden Frage steht jetzt der Gottmensch.

Zu ihrer Lösung verlangt es ihn nach ungestörtem Gebetsverkehr mit Gott und nach Einkehr in sich selbst.

Von der Jordanfähre wandelt Jeschua die Straße nach Jericho, wendet sich aber westwärts, ohne die üppige Stadt berührt zu haben, zur wildromantischen Gebirgspartie des Krith, welche steil zur Ebene von Jericho abfällt. In einer der vielen, aus den Regenwasserbetten gebildeten Schluchten steigt er allmählich bis zur Kammhöhe hinan, mühsam sich

Bahn brechend durch das wilde Gestrüpp. Oben findet er eine der Höhlen, an denen das Gebirge so reich ist, sammelt Strauch und Kräuter zum dürftigen Lager und schafft sich hier auf einige Wochen eine Wohnstätte.

Unten im Thale rauscht der Jordan, strömt heilsbedürftig und bußbereit das Volk zusammen, schallt weit die Donnerstimme des predigenden Täufers.

Oben im einsamen Gebirge, allein in der Wildnis, fastet und betet der Gottmensch. Hier bereitet Er sich vor zu seinem Werk, während da unten im Thale der Täufer das Volk für ihn vorbereitet.

Unten im ewig grünen Thale lächelt allen entgegen ein verführerisches, bezauberndes Bild irdischer Pracht und Herrlichkeit.

Oben umstarrt den Sohn Gottes in all' ihrer Dürftigkeit die öde Bergwelt.

Zwei Wege standen dem Gottmenschen frei zur Wahl: Er konnte ein gewaltiges, irdisches Reich gründen, Israel geläutert emporheben, nach neuen göttlichen Gesetzen regieren und zur Herrlichkeit führen. Dieser Weg stimmte überein mit derjenigen Vorstellung, welche sich im israelitischen Volksbewußtsein über den Messias seit Jahrhunderten zu einer unangefochtenen Glaubensformel kristallisiert hatte. Im Bannkreise einer solchen Vorstellung war Jeschua ja auch selbst aufgewachsen.

Er konnte andererseits in irdischer Dürftigkeit, unter Leiden und Entbehrungen, die Sühne der Menschenschuld und das Zustandekommen eines neuen Paktes zwischen Gott und Menschheit anstreben.

In der Einsamkeit des Krith, nicht ohne Kampf und Versuchung, reift in ihm der Entschluß: Nicht auf dem Wege irdischer Herrlichkeit, nicht im Prunkgewande königlicher

Majestät, sondern in irdischer Niedrigkeit und Knechtsgestalt, durch Leiden und Sterben die Menschheit vom Fluche der Sünde zu erlösen und sie ihrer einstigen Vollendung entgegenzuführen.

Mit diesem ziel- und zweckbewußten Heilsplan tritt nun der Gottmensch sein messianisches Werk an.

Als in den letzten Tagen des Februarmonats anno 28 die Regenzeit früher, denn gewöhnlich, aufgehört und der Lenz Flur und Feld neu geschmückt hatte, da wurde der Strom der Wallfahrer zum Jordan noch gewaltiger als vorher.

Tausende von Menschen waren oft gelagert um Johannes; frohlockend hatten sie die Botschaft von dem Erscheinen des Messias aufgenommen, setzten voraus, daß in der allernächsten Zeit der Heißersehnte in aller Herrlichkeit sich zeigen werde, und warteten nun mit Ungeduld auf dieses Ereignis. Die meisten wurden indessen müde des langen Wartens, liehen ihr Ohr Zweifeln und zogen schließlich ab. An ihre Stelle rückten neue Ankömmlinge, die es meist nicht besser machten. Manche harrten aus am Missionsplatze aus egoistischem Triebe: sie hofften dem himmlischen Könige bei seinem Erscheinen als die ersten der Anhänger zuzujauchzen, um damit sich einen Platz zu sichern in den ersten Reihen der Throntrabanten.

Frommer dachte die Jüngerschar des Täufers, zu der sich eine kleine Pilgergruppe galiläischer Fischer vom See Genezareth gesellt hatte. Es waren Andreas und sein Bruder Simon (Petrus), Johannes und Philippus. Zu diesen hatte sich auch ein Bekannter des Philippus, Nathanael aus Kana, der Nachbarstadt Nazareths, gesellt. Diesen Männern war es thatsächlich ernst um die Religion. Auch sie hatten sich im Uferwalde des Jordans Laubhütten errichtet, beteten ge-

meinsam, lauschten den feurigen Reden des Täufers, stellten ihre Bußbetrachtungen an und besprachen unermüdlich die Frage, welche zur Zeit alle aufrichtigen und gläubigen Israeliten bewegte: Wo im Lande wird der gottgesandte Heiland dem Volke sich zeigen? Wird es hier sein oder in der heiligen Stadt Zion?

Jeschua hatte unterdessen das wildromantische Gebirge des Krith verlassen. Als er die große Straße von Jericho erreichte, schloß er sich einer Schar schlichter Landleute an, welche zu Johannes pilgerte.

Als diese Schar die Missionsstelle erreichte, hatten schon Volksmassen den Täufer umlagert. Im Streben, dem Täufer näher zu kommen oder gar einen Blick von ihm zu erhaschen, achtete niemand der neuangelangten Pilger. Diese warfen sich, mit Ausnahme Jeschuas, zu Boden, um Johannes, dem „Heiligen" ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

Hingerissen von der Idee, welche der heutigen Predigt zu Grunde lag, bemerkt auch Johannes nicht den Jeschua. Aber plötzlich, während er von Sühne und Sündenvergebung spricht, streckt er in freudigem Schreck seine Rechte aus und weiset mit jauchzendem Ruf das Volk auf die hochragende Gestalt des Nazareners: „Sehet und schauet, der ist ja das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt."

Alles schnellt empor vom Boden und richtet, wie gebannt, den Blick auf den ernsten, schönen, blassen Mann, aus dessen Wesen die Würde, aus dessen Antlitz die Güte, aus dessen Auge die Sanftmut und erbarmende Liebe spricht.

Bei allen prägt sich die hoheitsvolle Gestalt, das königliche Antlitz unvergeßlich dem Gedächtnisse ein.

Johannes, der vom Volke als Heiliger verehrt wird, ist der erste, der anbetend niederkniet, ihm folgt das Volk,

das sich, wie vor einem irdischen König, niederwirft und wiederholt den Boden mit der Stirn berührt.

Es ist die erste Huldigung des Volkes, die dem Messias dargebracht war. Sie geschah ohne jeglichen Prunk irdischer Herrlichkeit, in ehrfurchtsvoller, andächtiger Stille.

Zu einer weiteren Ovation kommt es nicht, denn während das Volk in seiner demütigen Lage verharrt, entzieht sich Jeschua sofort der Möglichkeit einer weiteren Huldigung und verschwindet im üppigen Uferwalde, wo er die Laubhütte des Johannes aufsucht.

Johannes erhebt sich, schließt seine Predigt und entläßt das Volk. Während er zu seiner Hütte schreitet, spricht ihn der galiläische Fischer Simon an mit den Worten:

— Du Mann Gottes, sage uns, wer ist der Gottgesandte, den du uns gezeigt?

— Es ist der Rabbi Jeschua ben Joseph aus Nazareth, den Gott in die Welt gesandt hat, daß er die Sünder erlöse. Das bezeuge ich, Johannes, des Zacharias Sohn. Du aber, Mann aus Galiläa, folge fortan dem Gottgesandten.

Simon sucht diesem Rate nachzukommen, seine Genossen thun dasselbe. Sie warten auf das Wiedererscheinen des Gottgesandten und folgen ihm, als er, nach Abschied von Johannes, die Straße zunächst nach Jericho, sodann nach Samaria hinschreitet. Sie wagen es endlich, ihn anzusprechen und ihren Wunsch, sich ihm anzuschließen, mitzuteilen. Der Herzenskündiger kannte längst ihr Verlangen und nimmt sie an als seine Begleiter, als seine Jünger.

Das ist der geringe Anfang einer Gefolgschaft, die im Laufe der Zeiten lawinenartig anwächst und einst, in der Fülle der Zeit, die ganze Menschheit in sich schließen soll.

Ernst war der Abschied Jeschuas von Johannes gewesen.

Beide sollten einander nicht mehr wiedersehen. Ein Jahr später (April 29 n. Chr.) ward der Täufer auf die Veste Machärus geführt, wo sein Haupt der Rache der Herodias zum Opfer fiel, die er in öffentlicher Predigt des Ehebruchs geziehen, da sie ihren Mann, Philippus, um seines mächtigeren Bruders Antipas willen, treulos verlassen hatte.

Auf der Heerstraße und in schlichten Herbergen beginnt Jeschua die Lehrthätigkeit an seiner kleinen Gefolgschaft. Schon während der dreitägigen Fußwanderung bis nach Kana, das kaum eine Stunde von Nazareth entfernt lag, fassen die Jünger eine tiefe Anhänglichkeit zu dem wunderbaren Manne, den sie bald als ihren Herrn und Meister anerkennen. Jeschuas erste Wunderthat in Kana befestigt den Glauben dieser Jünger an ihn als den Gesandten und Gesalbten Gottes.

In Nazareth betreibt Jeschua den Umzug seiner Familie nach Kapernaum, einer damals sehr lebhaften und blühenden Handels- und Industriestadt, in welcher der Bevölkerung Gelegenheit geboten war zu reichem Verdienste.

Nachdem er als Haupt der Familie die materielle Lage derselben sicher gestellt und somit seiner letzten menschlichen Verpflichtung nachgekommen war, konnte Jeschua von nun an unbehindert, in vollem Maße, sich seiner messianischen Thätigkeit widmen.

Diese Thätigkeit hatte ihren Anfang genommen, nicht in der Form irdischer Machtentfaltung, wie es Israel erwartete und hoffte, sondern in der Form stiller Lehrthätigkeit unter schlichten Lebensverhältnissen und unter schlichten Menschen, Landleuten und Fischern aus Galiäa.

IV. Kapitel.

In Cäsarea Augusti.

Der hauptsächlichste Waffenplatz von Palästina war zur Zeit unserer Erzählung Cäsarea Augusti, eine schöngebaute, im üppigsten Grün halbversteckte, am Ufer des Mittelländischen Meeres gelegene Stadt. In derselben lagen in Garnison 5 Kohorten[1]) Fußvolk und eine Ala Reiterei, alles in allem ca. 2000 Mann, Sappeure, Handwerker und Offiziersbedienung mit eingerechnet.

Die Stadt, der Regierungssitz des Prokurators von Judäa und Samaria, besaß schöne öffentliche und private Gebäude und ausgezeichnete künstliche Hafenanlagen. Das römische Kastell, das die Stadt beherrschte, lag auf einem hohen, geräumigen Ufervorsprunge. Das stattlichste Gebäude desselben war der Palast des Prokurators. Vom flachen Dache dieses Gebäudes aus, auf welchem ein

---

1) Kohorte entspricht dem zeitgenössischen Bataillon; Ala = Division von 330 Mann. Legion = Regiment, zählte etwa 6100 Mann Fußvolk und 726 Mann Reiterei.

laubenartiger, mit Weinranken umsponnener leichter Holzoberbau stand, hatte man eine vorzügliche Aussicht auf das Meer, die weitgestreckte Küstenlandschaft und die Berghöhen, an welche sich nach Osten hin das Stadtgebiet anlehnte. Der kühle Seewind strich frei über diesen Oberbau, den der Prokurator Pontius Pilatus zu seinem Lieblingsaufenthalte erwählt hatte.

In dieser luftigen Laube, auf bequemen „römischen" Holzsesseln, saßen eines Tages Pontius und sein Gast Marcus Licinius, sprachen den köstlichen Früchten des Nachtisches zu und unterließen es nicht, hin und wieder sich gegenseitig mit wassergemischtem Weine zuzutrinken.

Der Militärtribun Marcus Licinius hatte in Noricum gekämpft, von wo er zu der in Antiochia stationierten römischen Legion versetzt war. Von Rom aus hatte er die Reise über Korinth gemacht und hier, auf Verwendung von Bekannten, ein Privatschiff bestiegen, das dem uns schon bekannten Stadthauptmanne Alexander gehörte und im Begriff war, nach Cäsarea Augusti abzusegeln. In Cäsarea sollte das Schiff die Ankunft des in Asien reisenden Besitzers abwarten, um diesen nach Korinth heimzuführen. Mit dieser Galeere nun war Marcus angelangt und hatte gastliche Aufnahme im Hause des Prokurators gefunden, jetzt suchte er eine Fahrgelegenheit nach Seleukia, der Hafenstadt Antiochia's. Auf Bitten des Pontius hatte er als kriegskundiger Mann die Garnisontruppen inspiziert und sie die militärischen Evolutionen ausführen lassen, welche zu jener Zeit beim römischen Heere geübt zu werden pflegten.

Diese Übungen waren nun vorbei und Pontius sah gespannt dem Urteile des Tribuns entgegen.

— Nun, wertester Marcus, wie hast du meine Truppen gefunden? fragte der Prokurator mit sichtlichem Interesse.

— Über alle Erwartung gut, trotzdem daß sie eigentlich doch nur Hilfstruppen und nicht echte, richtige römische Legionäre sind. Etwas übrigens habe ich auszustellen ....

— Nun, und was? fragte Pontius. Du wirst doch hoffentlich deine Gedanken nicht sich verstecken lassen hinter dem Walle deiner vortrefflichen Zähne?

— Mit nichten, erwiderte Marcus mit verschmitztem Lächeln. Was ich auszusetzen habe, ist, daß deine Truppen mir allzusehr von Heroen abzustammen scheinen.

— Bist du kein Freund der Heroen?

— Hinsichtlich der Militärtaktik nicht. Doch erlaube mir, die Sache kurz auseinander zu setzen. Sieh, deine Truppen sind mit allen Manipulationen des Angriffs sehr viel mehr vertrauter, als mit denen der Verteidigung. Dieses ist ein großer Mangel; die Kunst der strategischen Verteidigung ist die schwache Seite deiner Truppe. Gerade in der Verteidigungskunst leistet die römische Taktik ihr bestes. Anzugreifen und zwar oft mit großem Feuer und anerkennungswerter Energie — das verstehen auch die rohen Horden der Barbaren; aber die taktische Verteidigung ist ihnen unbekannt. Du weißt, daß wir, dank unserer Verteidigungskunst, in Noricum mit einer halben Legion den Sieg über 20 000 Barbaren erfochten.

Ich sage dir aus Erfahrung, wenn eine militärische Truppe es gut versteht, zur richtigen Zeit und am rechten Orte sich zu einem „Kreis“ oder „Keil“ oder zu einer „Schildkröte“ zu formieren, so hat sie stets gewonnenes Spiel den Barbaren gegenüber. Sie selbst deckt sich dann kunstgemäß mit den Schilden, erweckt den Eindruck, als ob sie ängstlich und zaghaft sei und läßt nun die Barbaren flott auf sich losstürmen und sich von deren Lanzen und Pfeilen beschießen, bis der Vorrat nahe erschöpft ist. Sind nun die

Feinde, ermutigt durch unsre scheinbar furchtsame Haltung, bauend auf ihre Überzahl, ganz nahe herangekommen, dann löst sich blitzschnell unsre taktische Figur zu geordneten Angriffsreihen auf und unsre kurzen Schwerter beginnen furchtbare Blutarbeit unter den verwirrten, überraschten und fast waffenlosen Barbaren. Letztere würden sich, trotz ihrer steten, numerischen Überzahl, kaum in unsre unmittelbare Nähe wagen, wenn wir zu frühe zum Angriff schreiten würden.

Aus diesem Grunde pflegen wir uns im Beginn des Kampfes defensiv zu verhalten; haben wir dadurch die Barbarenhorden angelockt, dann machen wir energische offensive Vorstöße, die stets unsren Feinden unerwartet kommen, sie überraschen und verwirren. Die Übung in taktischen Verteidigungsformationen ist somit für jede römische Truppe von größter Wichtigkeit und ganz besonders in unterjochten Grenzgebieten, welche von einer nur unbedeutenden Truppenmacht in Schach gehalten werden!

— Du sprichst weise und beweist große militärische Erfahrung, gab Pontius mit voller Anerkennung zur Antwort. Zur Beaufsichtigung meiner zwei Landschaften Judäa und Samaria, die einst zwei gesonderte jüdische Königreiche darstellten, steht mir nur eine verhältnismäßig geringe Truppenzahl zur Verfügung: 5 Kohorten sind in Cäsarea, die 6. in Jerusalem, die 7. in Sebastia, dem alten Samaria, und die 8. ist in kleinen Abteilungen über das ganze Land zerstreut als Garnison mehrerer kleiner Vesten. Den großen Nutzen deines Rats erkenne ich dankbar an und werde demgemäß handeln.

Pontius klatschte in die Hände und gab dem erschienenen Soldaten den Befehl, den Offizier Cornelius zu beordern. Letzterer, ein noch gar jugendlicher Offizier, war bald zur Stelle und erhielt von Pontius, im Beisein des

Tribuns, die betreffenden Befehle, die taktischen Übungen der Verteidigung fortan in allen Manipuln der Garnison zu verstärken.

Cornelius machte die üblichen militärischen Honneurs und entfernte sich.

Marcus konnte sich nicht der spöttischen Bemerkung enthalten, daß dieser Offizier gerade keinen schneidigen Eindruck mache.

— Er ist der jüngste, und doch trotz seines fast noch knabenhaften Alters von allen Offizieren der zuverlässigste. Es ist ein ehrlicher, braver Mensch, leider etwas träumerisch, was wohl deinem scharfen militärischen Blicke aufgefallen ist.

— Träumerisch sieht er in der That aus, lachte der Tribun, er scheint mehr in das Gefolge der Diana als in die Reihen einer römischen Legion zu passen.

— Wenn er nur tauglich ist, mag er aussehen wie er will. Doch, da wir von Äußerlichkeiten sprechen, schau dahin — ist das nicht ein entzückendes Uferbild?

Am ausgedehnten, recht breiten, künstlich aufgeworfenen und weit ins Meer geführten Hafendamme lagen unzählige Schiffe, auf denen ein buntes Treiben herrschte. Auch auf dem Damme selbst, auf dem viele mehrstöckige Gebäude zur Unterkunft für Schiffsleute errichtet waren und eine schattige Allee in die Stadt führte, war ein Gewimmel von Städtern und Schiffsleuten. Im Hafen zog eine Unmasse kleiner Fahrzeuge auf und ab. Auch das Ufer zeigte sich stark mit Menschen besetzt.

— Diese Hafenanlage ist wirklich eine geniale, rief der Tribun aus.

— Sie ist auch die Schöpfung eines genialen Mannes, des Herodes, den die Nachwelt den Großen, die Juden den Verruchten nennen. Er ist auch der Gründer dieser Stadt,

welche er aus einer kleinen sidonischen Ansiedelung „Stratens-Turm" ausgebaut und zu Ehren des Octavius Augustus Cäsarea Augusti genannt hat. Von ihm rühren auch alle Tempel und Gebäude zu Zwecken öffentlicher Lustbarkeiten[1]) her, wie sie in der griechisch-römischen Welt beliebt sind. Selbst im fanatischen Jerusalem hat er Gebäude zu Gladiatorenkämpfen, Tierhetzen und Theater erbaut.

— Von wem stammt jener stolze herrliche Tempel, der sich dem Hafen gegenüber so imposant erhebt?

— Auch diesen hat Herodes errichtet und zwar zur Verehrung des Augustus. Es ist dir ja bekannt, daß Octavius Augustus die Verehrung seiner Person ohne gleichzeitige Verehrung der Roma nicht gestattete. Dem entsprechend stehen im Innern dieses Tempels zwei große Bildsäulen, die des Augustus, nach dem Vorbilde des olympischen Zeus gefertigt, und die der Roma, nach dem Vorbilde der Hera von Argos. Die anderen Tempel, die du weiterhin schaust, sind dem Zeus, Poseidon, Athene, Herakles, Dionysios, Astarte und anderen Göttern und Halbgöttern geweiht.

— Was ihr hier für glückliche Menschen seid, witzelte Marcus. Ihr habt ja die ganze Götterwelt bei euch. Gibts auch jüdische Tempel?

— Das Volk der Juden ist nicht verschwenderisch, im Gegenteil, in allem recht sparsam, und so begnügt es sich mit einem einzigen Tempel für das ganze Land. Und auch den hat Herodes ausgebaut und verschönert auf seine Kosten.

---

1) Amphitheater für Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen, Theater für Schauspiele und Pantomimen, Stadium für Wettläufe, Faust- und Ringkämpfe.

— Mit dem Augustuskultus sind überall periodische Festspiele verbunden, was wohl auch bei euch der Fall ist?

— Das ist selbstverständlich, antwortete Pontius. Die Mittel dazu hat ebenfalls Herodes angewiesen und auf alle Zeiten sicher gestellt. Hier in Cäsarea werden die Festspiele zu Ehren des Kaisers alle 4 Jahre ausgeführt. Zu solcher Zeit herrscht hier ein sehr bewegtes Leben, denn das Fest zieht Leute an auch aus weitester Ferne. An und für sich wird die Stadt immer volkreicher durch ihren lebhaften Handel.

— Und hat dabei noch die militärische Garnison, deren Sold in die Taschen der Städter fließt, warf Marcus ein. Uebrigens möchte ich wissen, werter Pontius, aus welchen Elementen sich deine Truppen rekrutieren?

— Natürlich nicht aus Römern, d. h. Italern. Zwar sind die höheren Chargen von Römern eingenommen, doch die Mannschaft wird hier im Lande selbst ausgehoben aus nichtjüdischen Volkselementen. Die meisten der Soldaten sind Abkömmlinge makedonischer Kolonisten, welche in alten Zeiten auf Landstücken angesiedelt worden sind, nachdem die früheren Besitzer davongejagt waren. Viele der Soldaten gehören zum Bürgerstande von Sebastia; manche stammen aus Cäsarea selbst.

— Sind denn diese Leute zuverlässig genug, um mittelst ihrer Hilfe die Juden im Zaume zu halten?

Pontius lachte hell auf.

— Diese Leute, mein guter Marcus, obwohl sie unter Juden geboren und aufgewachsen sind, hassen dieses Volk ebenso, wie ich selbst.

— Beim Zeus! Wo haßt man das Geschlecht der Juden nicht! Selbst in Rom, wo Liebe und Haß käuflich sind, bleibt der jüdische Wechsler verhaßt. Nicht schlimmer

beschimpft man den Römer, als wenn man ihn einen Juden nennt. Ich habe bereits manches über die Juden gehört, es muß in der That eine verabscheuungswerte Rasse sein, die, wie man mir sagte, auch schon von Ägyptern und Babyloniern aus ihren Landen hinausgejagt sein soll!

— Glaube mir, tapferer Tribun, sprach Pontius mit geheuchelter Offenherzigkeit, ich wollte lieber mit den tapferen Daciern kämpfen, welche von dir an Noricums Marken besiegt worden sind, als mich täglich abquälen mit diesen aalglatten, schlangenartigen, kriechenden palästinensischen Juden, deren äußeres, knechtisches Gebahren ebenso groß ist, wie der innere Stolz und die Verachtung, mit der sie auf alle Nichtjuden, besonders auf uns Römer, herabsehen. Solchen maßlosen Stolz, solche maßlose Verachtung empfinden sie bei sich sogar in den Momenten, wo sie mit geheuchelter Demut sich zu unseren Füßen im Staube wälzen.

— Zeichnest du nicht mit zu hartem Stilus, werter Pontius? Uebrigens, auch ich habe gehört, daß das jüdische Volk gar eigenartig sein soll.

— Nicht allein eigenartig, sondern auch eigensinnig, und in seiner Widerwärtigkeit einzig in der ganzen Welt dastehend! stieß der Prokurator unmutig hervor.

— Sicher hat das Volk eine ganz besondere Religion oder betet es vielleicht unsere Götter an?

Ueber Pontius Gesicht lief ein Zug sarkastischen Lächelns.

— Bester Marcus, laß dir sagen, daß die Juden sich einbilden, eine höhere und bessere Religion zu haben, als Griechen und Römer, die doch die kultiviertesten Nationen der jetzigen Welt sind.

— Welche Unverschämtheit seitens der Barbaren! rief Marcus empört aus.

— Merkwürdig ists, fuhr Pontius fort, daß dieses Volk nur einen einzigen, unsichtbaren Gott anbetet. Ich glaube, es thut es nur aus Sparsamkeitsrücksichten. Deshalb macht es auch kein Bildnis von diesem unsichtbaren Gotte, den es sich auch zum König gewählt hat. Diesem Gott, Namens Zebaoth oder Jahve, gehört aller Grund und Boden des Landes, weshalb jede fremdländische Eroberung dieses Landes von den Juden als ein Verbrechen gegen ihren Gott angesehen wird. Der jeweilige Inhaber eines Grundstücks muß für die Nutznießung des Bodens den Zehnten entrichten, welcher von den Repräsentanten Gottes, den Priestern, in Empfang genommen wird. Die Priester bilden nicht eine besondere Kaste wie bei anderen Völkern, sondern sind die Nachkommen eines der 12 Stämme, in welche das Volk seit alters her zerfällt. Alle Gesetze sind angeblich von diesem Gott ausgegangen, welcher sie durch einen gewissen Moses hat dem Volke verkünden lassen. Selbst administrative und sanitäre Maßregeln werden unter dem Schilde göttlicher Gebote erlassen und als solche auch vom Volke auf das genaueste erfüllt.

— Das ist ja das vorzüglichste Verwaltungssystem der Welt. Könnte man statt des unsichtbaren Gottes den sichtbaren Cäsar Augustus setzen, dann wäre es leicht, die Juden zu den besten Unterthanen des Römerreichs zu machen. — Ich muß gestehen, dieses jüdische Verwaltungssystem reizt meine Bewunderung. In besserer Weise kann man ja gar nicht den großen gemeinen Volkshaufen im Zaume halten! sprach Marcus.

— Du hast recht, wackerer Kriegsmann. Aber die Basis dieses Systems ist einzig und allein nur der Glaube an den Gott Jahve. Fällt dieser Glaube, so überschlägt sich auch das ganze, auf ihm errichtete Verwaltungssystem.

— Das mag sein, interessant bleibt aber doch diese jüdische Religion. Alles, was ich von dir höre, ist mir neu; so es dir genehm ist, bitte ich dich, noch einige weitere Einzelheiten mitzuteilen.

— Sehr gerne willfahre ich dir, werter Freund. Die Religion der Israeliten hat manche merkwürdige Eigentümlichkeit, die für Fremde nicht ohne Interesse ist. Das sagte ich bereits, daß ihr Gott ein einziger, unsichtbarer ist, Jahve oder, als Kriegsgott, Zebaoth heißt und von ihnen für den Schöpfer und Lenker der Welten gehalten wird.

Marcus Licinius, der zu spötteln und witzeln liebte, konnte sich nicht enthalten, zu bemerken:

— Das entspricht ganz der zeitgenössischen römischen Kultur; früher gab es viele Könige und Gewalthaber, jetzt regiert nur ein einziger Imperator. Jupiter hätte auch dem Beispiele des Cäsar Augustus folgen und seine vielen Neben- und Untergötter depossedieren oder einfach proskribieren können, wie es Sulla oder Marius thaten mit ihren Gegnern.

— Freilich ist es vernünftiger, sprach lächelnd Pontius, einen einzigen, mächtigen Gott über sich zu haben, als eine Menge kleiner Göttertyrannen mit beschränkter Machtvollkommenheit.

— Ist der jüdische Gott auch Tyrann? In welchem Verhältnis steht Volk und Gottheit zu einander?

— Soweit ich von einem hiesigen hellenischen Juden über das Mysterium des jüdischen Religionswesens recht berichtet worden bin, muß ich das Verhältnis zwischen Jahve und Volk als ein zivilrechtliches, als einen zwischen zwei Kontrahenten vereinbarten Pakt ansehen:

Jahve hat im sogenannten Gesetz des Moses die Gesamtforderung formuliert, welche von ihm sowohl an das Gesamtvolk, wie auch an das Einzelindividuum gestellt wird.

Das Volk seinerseits hat sich verpflichtet, Jahves Forderungen zu erfüllen, wofür es vom Gotte den verheißenen Lohn erhält, welcher in Form von himmlischer Seligkeit ausgezahlt wird.

— Die Juden sind kluge, listige Rechenmeister, da wird sicher ihr Gott zu kurz kommen bei diesem Pakte?

— Mit nichten! So viel mir bekannt, fuhr der Prokurator fort, sucht das Volk ehrlich und treu, mitunter sogar mit gewissem Übereifer den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, mit anderen Worten, das Gesetz Mosi zu erfüllen. Jahve jedoch scheint hier auf Erden nur die Zinsen vom Kapitale und das auch nur in vereinzelten Fällen auszuzahlen; die Auszahlung des Kapitals soll erst nach dem Tode des Menschen im sogenannten jenseitigen Leben erfolgen.

— Könnte ich doch einige hunderttausend Sesterzen von den Juden unter denselben Bedingungen erhalten! lachte Marcus Licinius und fügte hinzu — sonderbar bleibt es doch, daß die Juden immer noch an solchen Gott glauben, der ihnen hier auf Erden nichts gibt. Das ist ein merkwürdiger Charakterzug des Volkes. Es hat seine nationalpolitische Selbständigkeit eingebüßt, lebt verachtet unter anderen Völkern und hält an diesem seinem unsichtbaren Gotte fest, der allem Anscheine nach nichts für das Volk thut! Wenn die Juden nicht ganz roh und barbarisch geblieben, wenn sich etwas Gesittung und Bildung bei ihnen eingeschlichen, so haben sie das doch nur den Römern und Griechen zu verdanken. Aber auffallend bleibt's, daß sie sich immer noch um ihren Gott kümmern, der sich doch augenscheinlich nicht um sie kümmert!

— Oh, die Weisen des Landes haben schon längst ihre Köpfe zermartert, um sich den schreienden Gegensatz zwischen der verheißenen himmlischen Herrlichkeit und der nackten, er-

bärmlichen Gegenwart zu erklären. Da haben sie denn endlich den sogenannten Messiasglauben ausgeklügelt, eine Zukunftshoffnung realen Charakters und des Inhalts, daß einst vom Himmel ein König herabkommen werde, welcher alle Feinde des Volkes Israel vernichten, das Volk selbst sittlich läutern und reinigen und es dann weise und gerecht regieren werde. Frei von aller Fremdherrschaft, werden die Juden dann in ewigem Frieden und herrlich und in Freuden im eigenen Lande leben!

— Maheu! spöttelte Marcus, wird das eine ungeheure Völkerwanderung werden! Denn wo in aller Welt findet man noch einen Ort, wo es nicht Juden gäbe! Sie hausen in Rom, wie Athen, in Karnutum, wie in Karthago, am Pontus wie an den Säulen des Herkules! — kurz überall da, wo Handel und Wandel und guter Verdienst ist. Übrigens glaube ich nicht an die Übersiedelung ins himmlische Palästina. Die jüdischen Geldwechsler, Fabrikanten und Handelsherrn, die zerstreut im großen Römerreich leben — die werden, trotz aller messianischer Herrlichkeit, ganz gewiß nicht in ihr kleines Palästina zurückkehren. Die führen schon jetzt ein herrliches, glückseliges Leben und bleiben am Pontus oder an den Säulen des Herkules.

— Ich wünschte, daß Rom sie alle noch über diese Säulen hinaus in das Atlantische Meer würfe.

— Deine Freude, guter Pontius, wäre nur kurz — sagte lautlachend der Tribun, denn sie kämen alle zurück mit Ladungen gesalzener Fische und mit anderen Meereserzeugnissen!

— Das könnte in der That geschehen, erwiderte lächelnd der Prokurator. Es ist doch auffallend, daß gerade diese so widerwärtige Nation sich wie ein weites Netz über die ganze Erde ausbreiten konnte! Wenn wir auch sagen,

„so wollten es die Götter," so ist damit doch diese Erscheinung nicht erklärt.

Interessant ist auch die Mitteilung meines jüdischen Gewährsmannes, daß seit der Verstreuung der Juden über den Erdkreis auch die Fassung des Messiasglaubens eine weitere und größere geworden. Nach der Auffassung der jetzigen Judenwelt gilt Jahve schon nicht mehr, wie früher, nur als Gott und König von Israel, sondern ist im Volksglauben zum Gott und König der ganzen Welt erhoben worden und soll einst vom Himmel kommen, um nicht nur das kleine Palästina, sondern die ganze Welt zu richten und zu beherrschen, natürlich unter Mithilfe seines auserwählten jüdischen Volkes.

— Nun, deshalb haben sie sich eben zerstreut, damit er überall seine Agenten vorfinde! warf Marcus ein.

Pontius fuhr indessen fort:

— An diesen Zukunftsträumen hält das Volk, vollständig blind, fest, findet in ihnen bei allen Widerwärtigkeiten des Lebens Trost und Hoffnung, ja würde sich für dieselben sogar martern und totschlagen lassen.

— Eine unverschämtere nationale Zukunftshoffnung hat sich kein anderes Volk der Welt ausgedacht. Man muß gestehen, die jüdische Phantasie ist ja gar hochtrabend üppig! Aber sage mir, wie äußert sich die Religion im praktischen Leben des Juden?

— Ich sagte es dir ja schon, daß die jüdische Religion sich in Rechtswissenschaft auflöst. Der Bund des Volkes mit Gott ist faktisch nur ein Rechtsvertrag. Das religiöse Leben besteht in der peinlichsten Erfüllung dieses Vertrages, des mosaischen Gesetzes. Letzteres regelt alle religiösen, staatlichen und bürgerlichen Lebensverhältnisse.

— Wenn nun aber alles Thun, Treiben, Empfinden,

Denken vom Gesetz normiert ist, wo bleibt dann die sittliche Freiheit, auf welche unsere Philosophen soviel geben?

— Der Jude kennt keine sittliche Freiheit. Er kümmert sich nur um die gesetzliche Korrektheit seines Thuns; auf die Gesinnung, welche diesem Thun zu Grunde liegt, kommt es ihm gar nicht an.

— So halten die Juden auch nichts von idealen Tugenden?

— Auch diese lösen sich bei ihnen in realer Gesetzeserfüllung auf.

— Wer kontrolliert denn die Erfüllung? Die Priesterschaft?

— Keineswegs, jeder thut es für seine Person selbst. Daher erklärt es sich, daß jeder wirklich fromme und strenggläubige Israelit in steter Furcht vor Unterlassung oder vor Übertretung des Gesetzes lebt und dadurch eigentlich zu keiner rechten Lebensfreude gelangt.

Marcus Licinius sprang erregt auf.

— Kann das eine den Menschen veredelnde Religion sein, welche jede selbständige Herzensregung schon im Keime erstickt, jeden freien Lebensgenuß stört, die freie Bewegung des inneren und äußeren Menschen auf Schritt und Tritt behindert?

Eine Religion, welche die schwere Galeerenkette des Gesetzes den Menschen das ganze Leben hindurch schleppen läßt — die ist eine finstre, dämonische Erfindung, dem schwarzen Hades entnommen!

Pontius Pilatus schmunzelte vergnüglich.

— Geduld, werter Marcus, es kommt noch besser. Laß dir erzählen, daß jeder israelitische Knabe von frühester Jugend an das Gesetz Mosi lernt und somit mit der Kenntnis desselben aufwächst. Kommt er nun in das reifere Alter, wo er das Gesetz mit den Forderungen des realen

Lebens in Einklang bringen, das Gesetz auf das alltägliche Leben anwenden muß, da beginnt sein Zweifeln, ob dieses auch richtig geschehe. Um Auskunft darüber kann er sich allerdings an eine Klasse von Menschen wenden, „Schriftgelehrte“ genannt, deren geistige Thätigkeit in der Kenntnis des Gesetzes und der Art und Weise seiner praktischen Anwendung vollständig aufgeht.

Nun sollen diese Schriftgelehrten die einzelnen Gebote Jahves in ihrer Kasuistik bis zum Absurdum zergliedert haben. Höre davon nur einige Proben!

Am Sabbate, dem offiziellen, religiösen Ruhetage der Juden, ist es, unter anderem, verboten einen Knoten zu machen oder aufzulösen. Die Schriftgelehrten haben nun weitläufige, spitzfindige Erläuterungen darüber gegeben, welche Knoten am Sabbate gebunden oder gelöst werden dürfen und welche nicht. Eine Frau zum Beispiel, darf am Sabbate den Schlitz ihres Hemdes, die Bänder ihrer Leibbinde knüpfen. Da nun an einer Leibbinde am Sabbate ein Knoten gemacht werden darf, so ist es an diesem Tage gestattet, den Eimer, der sich von der Brunnenstange gelöst hat, mit einer Leibbinde festzubinden, aber bei Leibe nicht mit einem Stricke.

— Das ist ja allerdings das non plus ultra der Absurdität, rief Marcus aus.

— Und solcher Regeln und Vorschriften, fuhr der Prokurator fort, gibt es unzählige. Ebenso unbegreiflich wie bewundernswert ist es, daß die Juden diese lästigen Vorschriften mit ganzem Eifer zu erfüllen trachten.

— Je mehr ich von diesem Volke höre, desto unsympathischer erscheint es mir. Hat denn die griechisch-römische Kultur diese barbarische, mosaische Religion nicht umgestalten oder zum mindesten nicht beeinflussen können?

— Das Hellenentum und Römertum hat nur auf die Entwickelung des sozialen Lebens der Juden einigen Einfluß gehabt, denn, je mehr für die Juden die Gefahr wuchs, sich fremdländischen Geisteseinflüssen unterwerfen zu müssen, desto heftiger protestierte die Masse des Volkes gegen das Eindringen aller fremden Elemente in die mosaische Religion und verstärkte in entsprechendem Maße die Scheidewand zwischen Juden und Nichtjuden. Dieses Bestreben erreichte seine Höhe in einer Verbindung von Leuten, die sich Pharisäer nennen.[1]) Diese stellen die Regel auf: Jeder, welcher die von Moses vorgeschriebenen Reinigungsgesetze nicht hält, ist eo ipso unrein, unrein sogar das Haus, in welchem er wohnt, das Geschirr, aus dem er ißt, das Gerät, das er gefertigt u. s. w. Zwar gibt der Pharisäismus genaue Regeln, wie der Jude sich von der „Verunreinigung" infolge stattgehabten Verkehrs mit dem Nichtjuden wieder reinigen könne, doch, bei den beständigen Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden, lebt der strenggläubige Israelit eigentlich in beständiger Furcht vor Verunreinigung. Diese Furcht hält ihn von jedem lebhaften Verkehre mit Nichtjuden zurück.

— Sonderbare Philosophen, diese Söhne Israels! spöttelte der Tribun und fragte, ob auch die jüdischen philosophischen Schulen einen absonderlichen Charakter hätten?

— In der Art der griechischen oder römischen Schulen haben die Juden keine philosophischen Schulen, dafür gibts bei ihnen Verbindungen von gleichgesinnten Leuten. Obenan wären da zu nennen die soeben erwähnten Pharisäer. Diese Leute maßen sich an, die eigentliche, wirkliche Gemeinde Gott Jahves zu repräsentieren. Das eigentliche Wesen religiöser

---

1) Pharisäer, hebr. Peruschim, „Separatisten".

Gesinnung sehen sie in der Erfüllung der Zeremonialgesetze, welche von ihnen mit pünktlichster Sorgfalt und bestem Eifer geübt wird. Deshalb dünken sie sich besser als andere Leute und sehen demgemäß auf ihre Mitbürger, die Nichtpharisäer, mit Mißachtung herab, halten sogar die Berührung mit ihren eigenen Landsleuten, welche nicht zu ihrer Verbindung gehören, für etwas Unreines. In sozial-politischer Beziehung bilden sie die Hauptrepräsentanten der demagogischen Partei des Volkes im Gegensatze zur aristokratischen, welche aus Priestern besteht. Die Priester alle sind Nachkommen eines Bruders des jüdischen Gesetzgebers Moses.

— Da gibts wohl auch in dieser Priesteraristokratie höhere und niedere Schichten?

— Natürlich, wie überall in der Welt. Die höchste Schicht in der Aristokratie wird repräsentiert von den Nachkommen eines gewissen Hohenpriesters Zadduk, den Zadduktiten [Sadduzäern]. Unter diesen Zadduktiten nehmen wiederum vier einzelne Geschlechter den angesehensten Rang ein, nämlich die Familien Phabi, Boethos, Ananos[1]) und Komith.

---

1) Mehr denn ein halbes Jahrhundert hindurch hat die Familie Ananos sich des größten Ansehens und politischen Einflusses in der Verwaltung Judäas erfreut. Ein Glied derselben, Ananos (Luth. „Hannas“) war Hoherpriester von 6—15 n. Chr. Abgesehen von seinem Schwiegersohne Joseph-Kaiphas, dem Hohenpriester von 18—36 n. Chr., bekleideten fünf seiner Söhne die Würde eines Hohenpriesters: Eleazar anno 16—17, Jonathan 36—37, Theophilos anno 37, Matthias 41 und Ananos anno 62 n. Chr. Letzterer wurde im Beginn des römisch-jüdischen Krieges ermordet vom Plebs. Jonathan erfreute sich im Volke eines großen Ansehens noch lange nach seinem Rücktritt. Im Jahre 52 kam er als jüdischer Gesandter nach Rom, wo er die Wahl des Felix zum Prokurator von Judäa erwirkte, der ihn nachher als unbequemen Moralisten meuchlings ermorden ließ.

Diese vier Familien haben sich des alleinigen Vorrechts auf das Hohepriestertum bemächtigt; sie beanspruchen das alleinige Recht auf den Opferdienst im Tempel zu Jerusalem daraufhin, daß die Zaddukiten angeblich seit der Zeit Salomons, eines großen altjüdischen Königs, den priesterlichen Dienst in Jerusalem verwaltet haben. In listiger Weise haben sie es in alter Zeit dazu gebracht, daß die vom Kultus vorgeschriebenen Opfer außerhalb Jerusalems verboten wurden, was zur Folge hatte, daß sich aller Tempelkultus in Jerusalem konzentrierte. Und so gibts seit jener Zeit keine andre Opferstätte in ganz Palästina.

— Also auch in Kultussachen bleibt der Jude Geschäftsmann! Man kann wirklich viel von diesem Volke lernen, bemerkte Marcus. Gehören diese Zaddukiten, fragte er weiter, zu den frommen, rechtgläubigen Juden?

— Bei Leibe nicht! Wo denkst du hin! äußerte sich der Prokurator. Die Zaddukiten nebst ihrem Anhange stehen gerade in direktem Gegensatze zu den strenggläubigen Juden. Da sie, von alters her in ihrer Hand das politische Regiment des Landes haltend, sich stets bestrebt hatten, mit den syrischen Oberherren im besten Einvernehmen zu leben, war es natürlich, daß sie sich seit der Zeit der syrischen Herrschaft über Palästina stark hellenisierten. Zwar wurden sie auf eine lange Zeit durch die Familie der Hasmonäer verdrängt, sind aber nach dem Sturze dieser Familie wieder an die Spitze des politischen und religiösen Gemeinwesens von Judäa getreten. Die Juden haben ein geschriebenes Gesetz, die Thora, das von Moses herstammen soll, daneben noch überlieferte Satzungen und Gesetzesergänzungen. Die Zaddukiten, sagte man mir, sollen nur die Thora anerkennen, sind also auf dem altisraelitischen Standpunkte stehen geblieben, und lehnen demgemäß alles ab, was in den letzten Jahrhunderten hin-

sichtlich der religiösen Entwickelung geschaffen worden ist. Sie lehnen ab alle von den Voreltern überlieferten Satzungen, alle späteren Gesetzesergänzungen, ganz besonders aber die wortklauberischen Gesetzesauslegungen der Pharisäer.

— Somit steht die Spitze des Priestertums in feindlichem Gegensatze zu den Pharisäern?

— Dein Scharfsinn, tapferer Tribun, hat das Richtige getroffen: Die höchste Aristokratie des Priestertums verspottet die pharisäischen, inkonsequenten Anwendungen der Reinigungsgesetze, die absurden Bestimmungen über den Sabbat, den Ruhetag der Juden, leugnen sogar die postmortale Existenz der Seelen, an welche das Judentum im großen Ganzen glaubt, leugnen somit auch eine postmortale Bestrafung für Sünden, welche während des irdischen Lebens begangen wurden.

Solches erscheint den Pharisäern so ungeheuerlich, daß sie ihrerseits die Zaddukiten, also die obersten Priester des Tempels, eigentlich für ebenso unrein halten, wie die Nichtjuden.

Der Tribun schlug verwundert die Hände zusammen und rief:

— Eine Priesterschaft, die von einem Teile des Volkes für unrein gehalten wird! Kann man noch etwas Seltsameres vernehmen? Hat denn diese Priesterschaft nichts gethan, um die für sie gefährlichen Pharisäer mit Stumpf und Stiel auszurotten? Das Volk wird doch gewiß von den Priestern geleitet?

— Keineswegs! Auch hierin sind die Juden anders als andere Völker. Das geistige Leben dieses Volkes wird weniger durch die Priester als vielmehr durch gelehrte, der heiligen Schriften kundige Lehrer, die sogenannten Rabbiner, beeinflußt. Wären im ganzen Lande Jahvetempel errichtet

worden und hätte die Priesterschaft nicht den Tempelkultus in Jerusalem konzentriert, dann läge die Sache anders, dann hätte die Priesterschaft überall im Lande die Fühlung mit dem Volke behalten und hätte noch heutzutage die führende Rolle im geistigen Leben des Volkes. Jetzt aber geben Tausende von Nichtpriestern in Tausenden von Synagogen dem Volke Unterweisung in den mosaischen Schriften und vermitteln dem Volke das Verständnis derselben.

Und so sind die Schriftgelehrten die geistigen Hirten des Volkes, nicht aber die Priester.

— Du erwähntest der Synagogen. So es dich, geduldiger Pontius, nicht ermüdet, erzähle mir von diesen.

— Synagogen sind nicht Staats-, sondern einfache Kommunalanstalten. Ein von der Gemeinde erwählter Vorsteher, sodann ein Armenpfleger und ein Diener oder Wächter, der die Abschriften der Gesetze Mosi aufzubewahren hat und meist auch die Kinder im Lesen zu unterrichten pflegt — bilden das Personal dieser Anstalt.

— Und haben dieselben das äußere Aussehen von Tempeln?

— Wo denkst du hin! Es sind nur ganz einfache Gebäude mit einem einzigen Saal. Auf einer erhöhten Estrade dieses Innenraumes steht ein Lesepult und ein Schrank, in welchem die Gesetzesrollen, sorgsam in Leintücher eingehüllt, aufbewahrt werden. An den Wänden sind einfache Lampen angebracht; in sehr wenigen Synagogen gibts Posaunen und Trompeten, welche an großen Festtagen zur Anwendung kommen. Kurz, die ganze innere Einrichtung ist eine höchst einfache, ja, meist sogar eine höchst ärmliche.

— Und was treibt man denn in diesen Anstalten?

— Die sogenannte gottesdienstliche Handlung besteht zunächst in der Auslegung irgend einer Schriftstelle aus den

heiligen Büchern, worauf eine moralische Schlußanwendung und schließlich das Gemeindegebet folgt. Jedes Gemeindeglied, das zu reden versteht und sich berufen fühlt, kann solchen „Gottesdienst“ besorgen, zu dessen Ausführung somit keine spezielle Person, kein spezieller Beamter vorhanden ist. Der Vorsteher hat nur auf die allgemeine Ordnung zu sehen und, wenn sich niemand freiwillig erbietet, den Gottesdienst an dem bestimmten Tage zu übernehmen, von sich aus geeignete Gemeindeglieder zum Lehrvortrage aufzufordern.

Wenn es dich interessiert, will ich dich in Kürze sogar mit der Ordnung des Synagogen-Gottesdienstes bekannt machen. Zuerst wird ein schon feststehendes Gebet gesprochen, wobei alle Anwesenden mit dem Antlitze nach Jerusalem gewandt stehen müssen. Darauf wird ein Abschnitt aus dem Gesetze des Moses und aus den Weissagungen der zahlreichen, jüdischen Propheten verlesen, wobei der althebräische Text entweder in das jetzt gebräuchliche Aramäische oder Syrische oder in das Griechische übertragen wird. Sodann folgt ein belehrender und erklärender Vortrag. Schließlich wird der Segen Gottes erbeten oder, falls zufällig ein Priester zugegen ist, von diesem über das Volk gesprochen.

Diese Gottesdienste pflegen am 2. und 5. Wochentage[1]) einmal täglich, am Sabbate aber zweimal, vormittags und nachmittags, stattzufinden.

Hieraus kannst du, Freund Marcus, ersehen, wie den Männern, die in den Synagogen lehren, alle Gelegenheit geboten ist, das Volk zu beeinflussen und wie viel fremder das offizielle Priestertum dem Volke gegenüber stehen muß. Bei seinem altisraelitischen Standpunkte steht es in scharfem Gegensatz zu dem eigentlichen Schriftjudentum.

---

1) Montag und Donnerstag.

Marcus Licinius hatte mit Aufmerksamkeit angehört und lachte leise vor sich hin.

— Ich sehe, sagte er, daß die Juden es sogar verstanden haben, den Gottesdienst für sich billig einzurichten. Dich aber, edler Pontius, bewundere ich ob deiner Vertrautheit mit den Einrichtungen des deiner Verwaltung unterstellten Volkes.

— Beim Zeus! werter Tribun, erwiderte der Prokurator mit fester Stimme, ich bin nicht der Mann, der sich übertölpeln oder verkaufen läßt. Will man ein barbarisches Land mit strammer Hand regieren und mit vollster Sicherheit für sich selbst, dann muß man sich vorher gut vertraut gemacht haben mit allen Verhältnissen desselben. Deshalb habe ich gleich nach meiner Ankunft in Cäsarea mich gesucht bekannt zu machen mit der politischen, sozialen und religiösen Geschichte Palästinas, wobei ich natürlich auf die Hilfe einiger gelehrter, hellenisch gebildeter Juden angewiesen war.

— Immerhin bewundere ich deine Landeskenntnis, durch welche ich viel Seltsames erfahren. Am meisten wundert es mich, daß der mosaische Gott nur einen einzigen Tempel hat! . . .

Es muß ja Tausende von Juden geben, die leben und sterben, ohne je einem priesterlichen Gottesdienste beigewohnt zu haben?

— Das mag wohl der Fall sein. Die Priesterschaft übrigens verliert dabei nichts, denn jeder Israelit ist verpflichtet, zu den großen, religiösen Festen nach Jerusalem zu kommen und im Tempel ein Opfer darzubringen. Letzteres darf aber auch ein Stellvertreter besorgen. Solches geschieht häufig genug und bietet der Einwohnerschaft Jerusalems sogar eine Art Einnahmequelle, da die Leute sich für die Mühe einer Stellvertretung bezahlen lassen. Sodann ist

jeder Jude von seinem 13. Lebensjahre an, mit welchem Alter er vollberechtigtes Gemeindeglied wird, verpflichtet, jährlich zwei Drachmen Tempelsteuer zu zahlen, mag er nun wohnen in Palästina selbst oder in der ultima Thule.

— Da muß die jüdische Priesterschaft sehr reich sein?

— Es ist damit wie bei andern Völkern: in der jüdischen Priesterschaft gibt es ebenfalls Große und Niedrigstehende, Vornehme und Geringe, Einflußreiche und Unterdrückte. Die Großen ziehen den größeren Vorteil, die Geringen müssen mit dem zufrieden sein, was für sie abfällt. Faßt man jedoch das Gesamteinkommen in's Auge, so dürfte die jüdische Priesterschaft, trotz ihrer 10,000 Köpfe, eine der reichsten der Welt sein. Ich muß dir sagen, daß die Priester von den meisten Opfern Anteile erhalten, sodann bestimmte Abgaben von allen Bodenerzeugnissen in Form des „Zehnten“ und außerdem noch in Form des sogenannten „Besten“. Weiter erhalten sie die „Erstgeburt“, also Abgaben von der Viehzucht, ja, wenn man es so nennen darf, auch von der Menschenzucht, denn die erstgeborenen Kinder müssen ausgekauft werden. In alter Zeit, sagte man mir, hätte man die menschliche Erstgeburt in natura dem Gotte auf dem Altar geopfert.

Selbst von Tieren, die zu profanen, häuslichen Zwecken geschlachtet werden, erhalten die Priester gewisse Anteile. Es mögen noch andere Einnahmequellen existieren, die mir noch nicht bekannt sind. Daß indessen die Steuern und Abgaben zum Besten Gottes, d. h. der Priesterschaft, eine bedeutende Summe erreichen, läßt sich schon daraus schließen, daß zur Erhebung derselben eine ganz weitläufige Zentralsteuerbehörde eingerichtet werden mußte.

— Entspricht die Ausschmückung des Tempels dem

Reichtum, der sich doch naturgemäß ansammeln muß bei solcher Lage der Dinge?

— Der Tempel von Jerusalem ist allerdings eines der schönsten und erhabensten Bauwerke der Welt, nur hat er architektonischen, nicht aber bildnerischen Schmuck, denn die jüdische Religion gestattet keine bildlichen Darstellungen weder von Menschen noch von Tieren. Selbst der von Herodes über dem äußeren Tempelthore angebrachte, goldene Adler ruft täglich noch, trotz seiner herrlichen Arbeit, den Zorn des rechtgläubigen Juden wach.

— Auf Münzen werden sich die Juden Bildnisse ganz gerne gefallen lassen, bemerkte trocken spöttelnd der Tribun.

Pontius erwiderte mit schalkhaftem Blick:

— Es wird dich überraschen zu erfahren, daß die kaiserliche Regierung römische Münzen ohne Kaiserbildnis prägen läßt; statt dessen tragen dieselben nur eine griechische Aufschrift. Selbstverständlich kommen in das Land viele ausländische Münzen, die schleunigst bei den Geldwechslern, Spezialisten ihres Faches, umgewechselt werden.

— Ich denke, jeder Jude kommt schon als Finanzspezialist zur Welt.

— Die finanziellen Fähigkeiten kann niemand den Juden absprechen, deshalb sind letztere auch in nichtjüdischen Städten gewandte Vermittler des Geldgeschäfts.

— Es ist ein äußerst merkwürdiges Volk, mußte der Tribun ausrufen. Nach allem, was ich gehört, muß es eine schwierige Kunst sein, dieses Volk zu regieren. Dein König Herodes wird darin wohl ein großer Meister gewesen sein?

— Solcher Persönlichkeiten gibts wenig auf der Welt,

werter Marcus. Der Mann hat viel gethan, ist seit mehr denn 30 Jahren tot und — noch heutzutage flucht jeder rechte und schlechte Jude dem Andenken dieses Königs.

Ich sage dir, es hat selten einen Menschen gegeben, der so zum Herrschen geboren war, wie dieser. Nach verbürgten Nachrichten von Zeitgenossen war er ein selten genialer Organisator. Von abgehärtetem Körper und eiserner Gesundheit, war er in allen Leibesübungen vortrefflich erfahren. Er war der ausdauerndste Läufer, der kühnste Reiter, der trefflichste Schütze, dessen Speer oder Pfeil nie sein Ziel verfehlte. In der Schlacht ist er ein kaltblütiger Führer, ein kriegsgeübter, kundiger Lenker gewesen, daher er auch nur Siege zu verzeichnen hatte. Den hervorragenden, körperlichen Eigenschaften haben die geistigen entsprochen. Wie sein Körper, war sein Geist eisern, hart, unbeugsam. Hindernisse zu einem selbstgesteckten Ziele erkannte er nicht an; auf sein Ziel ging er mit einer bewunderungswürdigen Energie los, mochte es auch Ströme von Blut kosten. Er war ein Mann von großer Klugheit, von scharfer Urteilskraft, von staatsmännischem Blick, dabei ein zielbewußter, fester Charakter.

— Also ein voller Römer vom Scheitel bis zur Sohle, und wert, als Heros verherrlicht zu werden!

— Dabei, fuhr Pontius fort, war er von edler Gesinnung und von seltener Freigebigkeit. So hat er sich einen Namen gemacht durch herrliche Bauten, die er in Griechenland und Kleinasien auf seine Kosten hat errichten lassen. Der pythische Tempel in Rhodus, die Säulengänge in Antiochia, die Prachtbauten in Damaskus, Sidon, Tyrus, Athen, Lakedämon — sie alle bleiben ehrenvolle, steinerne Zeugen seiner kunstsinnigen Munifizenz. Wie viel hat er auch im eigenen Lande gethan! In unbebauten Landstrichen hat er

Städte gegründet und sie mit Bauwerken zu praktischen Gemeinzwecken geschmückt. In den hellenistischen Städten hat er Tempel errichtet; an vielen Orten entstanden auf seinen Wink stattliche Schlösser und Burgen. Hier vor deinen Augen steht eine seiner Schöpfungen. Ist der Palast, den ich bewohne, nicht schön und bequem? In Rom hat man es nicht besser.

Bei vielen Gelegenheiten hat er sich als ein Mann von äußerst milder Denkungsart gezeigt. Er hatte die besten Bestrebungen für die gedeihliche Entwickelung seines Volkes und suchte es aus dem Zustande orientalischer Barbarei herauszureißen und den Segnungen der griechisch-römischen Kultur zugänglich zu machen.

— Beim Zeus! unterbrach der Tribun den Redenden, ein wirklich gedeihliches Staatswesen ist nur möglich, wenn es nach römischem Muster organisiert ist. Glücklich die Länder, welchen es vom Schicksal bescheert ist, an den Segnungen der römisch-staatlichen Ordnung teilzunehmen!

— Da hast du, wackerer Tribun, ein wahres Wort gesprochen! Nur dort genießen die Völker die Segnungen der Ordnung, des Friedens, des Erwerbs, des Verkehrs, wo des Imperators Befehl das ganze Staatswesen leitet.

— Und welchen Erfolg hatten die Reformbestrebungen des Herodes?

— Trotz seiner seltenen und hohen Begabung gelang es ihm nicht, mit seinem Volke zurecht zu kommen, sich ihm zu befreunden. Halsstarrig bäumte es sich gegen alle Importation griechisch-römischer Kultur auf, machte gegen alle sozialen Reformen die hartnäckigste Opposition, so daß der große König es sich gestehen mußte, daß er erfolglos mit seinem Volke gerungen hatte. Das Volk steckte sich hinter die Priester; diese, die Zollpächter Jahves, fürchteten Ein-

buße in ihrer Einnahme, für den Fall der Beseitigung des barbarischen Jahvekultus durch die griechisch-römischen Götterkulte, deshalb steckten sie sich hinter die Haremsfrauen, letztere aber revoltierten die eigenen Kinder gegen den königlichen Vater. Dieser mußte zuletzt mit tiefem Schmerze einsehen, daß die meisten seiner Kinder bereit wären, zu vernichten alle von ihm gepflanzten Keime einer besseren Ordnung der Dinge, als die altmosaische es war. Und als es zum äußersten kam, opferte er zum Besten der Reform die eigenen Kinder. Er ließ sie töten!

— Wahrlich, wahrlich, ein großer Staatsmann, rief Marcus Licinius begeistert aus. Sein Ziel war die Einführung der römisch-griechischen Kultur, und um dieses Ziel sicher zu stellen, opferte er sogar sein eigenes Fleisch und Blut. Das war eines Römers würdig!! Ruhm und Ehre seinem Andenken!!

— Das eigensinnige Volk wollte und konnte nicht seine großen Pläne verstehen, und hat das Bild des großen Mannes für die Nachwelt verzerrt. Jetzt flucht ihm jeder Israelit, hat man ihn doch zum blutdürstigen Tyrannen gestempelt, weil er widerspenstige und Verschwörungen anzettelnde Unterthanen und Verwandte, ja die eigenen Kinder, töten ließ.

— Zu offener Volksempörung ist es wohl nicht gekommen?

— Dazu waren die Juden zu feig, auch hatte der König ein waffentüchtiges Söldnerheer aus eisenfesten Thrakiern, Germanen und Galliern, denen man den Befehl nicht zu wiederholen brauchte, schwarzlockigen Juden die Köpfe vor die Füße zu legen.

— Aus allem ersehe ich, daß selbst Götter mit den Juden vergebens kämpfen würden.

— Ich habe dir vom Wesen dieses Volkes weitläufig erzählt, um dich zu überzeugen, wie unendlich schwer es ist, ein solches Volk zu leiten und in Ordnung zu halten, ein Volk, das zur Wahrung seiner persönlichen Interessen stets bereit ist zu ränkevollen Anschuldigungen, Verleumdungen und Verdächtigungen Zuflucht zu nehmen, ein Volk, dem jedes Mittel zur Erreichung des Zwecks bis zu den perfidesten Bestechungen hin recht ist.

Eine solche Prokuratur, wie die judäische, würde ich meinem bittersten Feinde nicht wünschen, geschweige denn dir, mein kriegskundiger Ritter.

— Bei allen Göttern, nein! erwiderte Marcus, erregt aufspringend. Ich würde es vorziehen, wieder nach Noricum zu ziehen, um mit wilden Barbaren zu kämpfen.

— Nun, des Rechtsinnes und der Gerechtigkeit halber, thätest du gut daran, edler Gastfreund, den Machthabern zu Antiochia meine schwierige Stellung den Juden gegenüber klar zu machen. Ich weiß es, daß die Juden bereits versucht haben, mich in Antiochia anzuschwärzen. Meines strengen Regiments wegen möchten sie mich gerne vom Halse haben!

Der Gast versprach es.

Der Prokurator, dessen heimliche Erpressungen thatsächlich schon Anlaß zu vielen Klagen gegeben, hatte somit den Hauptzweck seiner Unterhaltung mit dem Gaste erreicht. Ein Sklave meldete, die Hausherrin ersuche den Gast und den Gemahl, herabzusteigen, um an einer Bootfahrt teil zu nehmen.

Pontius und sein Gast bestiegen bald darauf eine elegante Galeere, mit der sie auf das abendleuchtende Meer eine Strecke hinausfuhren.

Wenige Tage darauf ging ein Schiff nach Seleukia,

dem Hafenorte Antiochias, ab, welches auf Verwendung des Pontius vom Tribun zur Weiterreise benutzt werden konnte. Marcus Licinius verließ Cäsarea in voller Überzeugung von der Klugheit, Thatkräftigkeit und Rechtschaffenheit des Prokurators. Ungefährdet erreichte er Antiochia, den Sitz der Legaturverwaltung von Syrien, wo er thatsächlich wiederholt Gelegenheit fand, für die in Cäsarea genossene Gastfreundschaft seine Dankbarkeit zu bethätigen durch gelegentliche Fürsprache zu gunsten des Pontius Pilatus und zu Ungunsten klageführender Jerusalemer.



V. Kapitel.

In Jerusalem.

Es war in den Monaten Februar—März des Jahres 28.

Palästina zeigte sich im lieblichsten und üppigsten Frühlingsschmucke. Überall, hoch in den Lüften, in einsamer Bergschlucht, auf Haide und Flur, in Wald und Thal, summte und schwirrte, sang und jubilierte es. In den anmutigen Ebenen von Jesreel, Samaria, Sichem wogten die Kornfelder wie ein unabsehbares Meer. An den Bergabhängen boten die wohlgepflegten Weingärten mit ihrem frischen, hellen Blätterschmucke einen gar lieblichen Anblick; die Fruchtgärten mit ihren Mandel- und Granatbäumen, Dattelpalmen und Pistazienbäumen, Johannisbrot- und Maulbeerbäumen prangten in den entzückendsten Farbentönen. In die vielfachen Schattierungen des Grün, von der dunklen Cypresse bis zur mattgrauen Olive, deren Blätter in der Sonnenglut wie Silber glänzten, mischten sich die Quitten mit ihren schneeweißen

Blütenbüscheln und die Granatapfelbäume mit ihrem jungen, dunkelroten Blätterschmucke.

Noch feuriger waren die Farbentöne der blühenden Blumenwelt. Purpurrote Anemonen und Rosen, blaue Ehrenpreisblumen, rosige Alpenveilchen steckten ihre bunten Köpfchen aus dem frischen Grün. Ganze Kolonien von Krokussen und Ranunkeln, Adonisröschen und Tulpen, Narzissen und Tazetten bildeten buntfarbige Teppichstücke auf den grünen Fonds des Rasens. Die großen Wüstendisteln gaben den weißlichschimmernden Kreidefelsen eine anmutige, violette Färbung.

Auf dem Rücken der Bergzüge rauschten die Wipfel alter Haine; die Hochebenen boten üppigen Graswuchs und unzählige Herden schwelgten im Genusse duftiger und salziger Kräuter.

Die weit zum Erdboden herabhängenden, dabei vielfach durcheinander verschlungenen Äste der Feigenbäume standen bereits in so dichtem, großblättrigem Laubschmucke, daß sie dem Obdachlosen ein natürliches, vorzüglich schützendes Laubzelt darbieten konnten. Mancher dieser Bäume war schon reich mit Frühfeigen bestanden, welche sich aus den Winterknospen entwickelt hatten.

Die Felsenzisternen waren bis zum Rande mit Wasser gefüllt, und in den Regenwasserbetten rieselten noch die klaren Winterreste des hier so hochgeschätzten Nasses.

Das ganze Land lag da im vollen Glanze südlicher Glut und Farbenpracht, und über ihm wölbte sich ein blauer, lachender Himmel.

Ja selbst das öde Tote Meer hob noch die Schönheit der Landschaft durch die entzückende Bläue seiner Flut im Gegensatze zu dem farbenprächtigen Glanz seiner Gebirgsumrahmung.

Das war aber nicht das einzige, wodurch sich das Jahr

28 n. Chr. auszeichnete. Neuer Frühling schien auch im geistig-religiösen Leben der Bevölkerung erwacht zu sein, wozu zwei Volksredner den Anstoß gegeben hatten. Beide waren in wenigen Wochen populär geworden, beide wurden als Propheten angesehen, beide hatten der gedrückten Volksseele Trost und frischen Mut zugesprochen. Der eine, Johannes aus Juta, der Täufer, predigte am unteren Laufe des Jordan; der andre, Jeschua aus Nazareth, an den lieblichen Gestaden des Sees Genezareth. Die Lehrthätigkeit, die an der kleinen Schar der ersten Anhänger begonnen hatte, wandte sich bereits dem ganzen Volke zu. Jeschua predigte von Sünde und Sündenerkenntnis, von Buße und Sühne, von Gottesfurcht und Sündenvergebung, von Gottesliebe und Nächstenliebe, vom Glauben an ihn, den Gottgesandten, und von der Hoffnung eines ewigen, seligen Lebens. Das Volk hatte bald herausgefühlt, daß in dem Apostel dieser neuen Religion der Liebe eine andre, eine mächtigere Kraft wirke, als sie den gewöhnlichen Schulrednern der Synagoge zu eigen war.

Die Stadt Kapernaum war der Ausgangspunkt, von wo Jeschua Ausflüge in die umliegenden Landschaften machte. Letztere sind reich an Gewerbe und Fabriketablissements und weisen deshalb eine dichte Bevölkerung auf. Überall, wo Jeschua erscheint, strömt viel Volks zusammen. An bestimmten Wochentagen lehrt er in den Synagogen, an anderen auf den freien Marktplätzen oder vor den Thoren der Städte. Die nachhaltige Wirkung seiner Predigten hebt er noch durch Wunderheilungen, welche ihrerseits den Zudrang der Heils- und Hilfsbedürftigen verstärken. Von allen Seiten zuströmende Volksmassen umlagern die Synagoge, in der er die heilige Schrift erklärt, füllen die engen Stadtgassen, durch die er zieht und bringen dadurch den Verkehr ins Stocken. Andre

Scharen folgen dem Lehrmeister auf den Ausflügen. Oft kann das schmale Ufergestade nicht die Masse des Volks fassen, und Jeschua ist genötigt, von einem Fischerboote aus dem am Ufer versammelten Volke zu predigen.

Das Gerücht von wunderbaren Krankenheilungen des gottgesandten Religionslehrers war schnell über das jüdische Land hinaus zu Syrern und Phönikiern, Arabern und Parthern gedrungen. Auch aus größerer Ferne machten sich zahlreiche Pilger auf die Reise ins jüdische Land, um den Rabbi Jeschua, den neuen großen Propheten, reden und lehren zu hören. Bei der leichten, psychischen Erregbarkeit des Orientalen war es erklärlich, daß bereits nach kurzer Lehrthätigkeit eine Begeisterung des Volks für Jeschua wachgerufen war, die sich täglich unter dem Eindrucke seiner Wunderthaten verstärkte und ausbreitete.

Im April des Jahres 28 verließ Jeschua Obergaliläa und begab sich nach Jerusalem, der geistig-religiösen Metropole des Landes, um auch in dieser seine Heilswahrheiten zu verkünden. Das Erscheinen zweier Propheten war vom Volke als erfreuliches Zeichen, daß eine neue Ära für Israel angebrochen sei, angesehen worden und hatte deshalb die Gemüter lebhaft bewegt. Indifferenter zu dieser Bewegung verhielten sich die Jerusalemer.

In der auf mehreren Hügeln gebauten Stadt, wie auch auf dem Berge, auf welchem Jahves Heiligtum, der Tempel, stand, ging, unbekümmert um die geistig-religiöse Bewegung des übrigen Landes, das irdische Treiben rein materieller Interessen seinen altgewohnten, üblichen Gang.

Zur Zeit unserer Erzählung waren bereits 46 Jahre vergangen, seit dem man den Bau des Tempels, seiner Vorhöfe und Säulenhallen begonnen hatte, und noch immer war der Bau nicht vollendet. Beendet wurde er erst 40

Jahre später. Im Hinblick auf die gewaltigen Massen seiner Mauern und Säulen, mußte es unglaublich erscheinen, daß der Tempel schon wenige Jahre nach seiner Vollendung unter wilden Kriegsgreueln in Trümmer sinken würde. Jetzt stand er noch stolz da. Der Platz, welchen die Tempelbaulichkeiten einnahmen, bildete ein Quadrat, dessen Seitenlängen je 800 Fuß betrugen. Die Bauten waren terrassenförmig errichtet. Von dem äußeren Vorhofe (der „Heiden") stieg man zum inneren Vorhofe hinauf, von diesem ging es sodann weiter hinauf zum Platze, wo der eigentliche Tempel stand und in ruhiger Majestät auf das Land hinabschaute.

Hohe starke Mauern umgaben Vorhöfe und Tempelplatz. Im äußeren Vorhofe waren doppelte, an der Südseite sogar dreifache Säulengänge, welche an der Innenseite der Mauern entlang liefen. Die Säulengänge waren teils einstöckig, teils zweistöckig, mit Dächern versehen, und bildeten luftige Hallen, welche von den Rabbinern vielfach als Versammlungsräume zu ihren Kolloquien benutzt wurden.

Jede Säule dieser herrlichen Hallen war 25 Ellen hoch, aus einem einzigen Block weißen Marmors herausgemeißelt und meist mit korinthischen Kapitälern geschmückt. Das aus mächtigen Zedernstämmen zusammengefügte Dachgebälke wies kunstvolle Schnitzarbeiten auf. Die Vorhöfe, ausgelegt mit buntfarbigem Mosaikpflaster schlossen verschiedene Verwaltungsgebäude in sich, welche teils den Zwecken des Kultus, teils den der Landesadministration dienten. Drei sehr starke Thore mit Überbauten führten von der Stadtseite, d. h. von Westen, in den äußeren Vorhof. Ebenfalls stark mit den gleichen Überbauten, waren die Thore der inneren Umfassungsmauern, welche die drei inneren Höfe (der „Weiber", der „Israeliten" und der „Priester") umschlossen. Die Thorpforten, namentlich das mit Edelmetallen reichverzierte Ost-

thor, glänzten von Gold und Bronze in kunstvollster Bearbeitung. Auch längs der Innenseite dieser inneren Mauern befanden sich herrliche Säulengänge, vor denen, auf offenem Platze, die trompetenartig geformten Opferbecher, die „Gotteskasten“, standen.

An den Aufgängen zur Terrasse des inneren Vorhofs hingen an einem meisterhaft gemeißelten Steingitter Warnungstafeln, welche, in griechischer und lateinischer Sprache, jedem Nichtjuden unter Androhung der Todesstrafe den Eintritt verboten. Der griechische Text der Warnung in Übersetzung lautete: „Kein Fremdling darf in die Umfriedigung des Tempels eindringen; wer sich (dabei) betreten läßt, wird es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn (darauf) die Todesstrafe folgt.“

Von dem Vorhofe der „Weiber“ stieg man hinan auf den Platz, welcher das Tempelgebäude selbst umgab und sich in den östlichen, kleinen, schmalen Hof der „Israeliten“ und den von diesem durch ein niedriges Gitter getrennten westlichen, geräumigen Priestervorhof teilte. Auch hier befanden sich Säulengänge und Schatz- und Vorratshäuser.

Auf dem Priesterhofe erhob sich der aus unbehauenen Steinen errichtete 30 Ellen lange und 15 Ellen hohe Brandopferaltar, welcher mit einem Aufgange und einem Umgange für die Priester, und mit Abzugsröhren für das Blutwasser und die Trankopfer versehen war. Zwölf Stufen höher als der Priesterhof lag der Tempel, ein aus mächtigen, weißen Marmorquadern erbautes und von innen und außen mit reicher Goldverzierung geschmücktes Gebäude. Ein offenes Portal führte zunächst in eine weite, langgestreckte Halle, deren Wände ganz mit Goldplatten bekleidet waren. Eine mit einem buntgewebten, babylonischen Teppiche überhängte

Thür führte in das „Heilige“, hinter welchem schließlich der Raum des „Allerheiligsten“ lag.

An der nördlichen und südlichen Front des Tempels befanden sich dreistöckige Anbauten, die zu Priesterwohnungen bestimmt waren. Die Eingänge zu denselben lagen in der goldenen Halle.

Wohnräume waren auch in den Türmen und in den Thorüberbauten eingerichtet. Sie alle dienten zur Unterbringung eines vielhundertköpfigen Heeres von Verwaltungsbeamten des Tempelberges.

Die Priesterschaft des Landes war in Klassen geteilt, von welchen jede zu bestimmten Zeiten des Jahres in Jerusalem den Tempeldienst zu verrichten hatte.

Um die große Menge der zum Dienst erscheinenden Priester zu beschäftigen, war eine jede rituelle Handlung in die geringsten Detailvorrichtungen zersplittert, deren jede von einem besonderen Priester ausgeführt werden mußte, obgleich die rituelle Handlung an sich bequem von einem einzigen Priester hätte vollzogen werden können.

Die ganze Tempelverwaltung teilte sich in drei große Dienstzweige: Kultus, Vermögensverwaltung und Polizeiaufsicht.

Der tägliche Kultusdienst begann schon vor der Morgendämmerung. Beim ersten Tagesgrauen wurden die vielen schweren, ehernen Thorpforten geöffnet, wozu es stets der Kräfte von 2—300 Menschen bedurfte. Zu gleicher Zeit bereiteten sich die Priester, welche den Tagesdienst hatten, zu den üblichen, rituellen Morgenzeremonien vor. Im Gebäude, wo die dienstthuende Priesterschaft der betreffenden Woche einquartiert war, nahm der „Losmeister“ die Verlosung vor für alle zu verrichtenden rituellen Tagesdiensthandlungen, denn durch das Los wurde eben bestimmt,

wer die Reinigung des Altars von der Asche, wer das Holztragen zu besorgen, wer das Räucheropfer darzubringen, die heiligen Lampen zu reinigen, das Opfertier zu schlachten, die Schlachtstücke zum Altar zu tragen, ja sogar wer von den Priestern den Vorderfuß und wer den Hinterfuß des geschlachteten Opfertieres auf den Altar zu legen habe, und dergleichen Verrichtungen mehr. Danach nahmen die zum Tagesdienst ausgelosten Priester, je nach der zu leistenden Verrichtung entweder ein ganzes Tauchbad oder unterzogen nur gewisse Körperteile einer Waschung.

Wer im eigentlichen Tempel selbst oder am Brandopferaltar zu schaffen hatte, mußte kurz vor seiner rituellen Dienstverrichtung nochmals Hände und Füße an dem großen ehernen Waschbecken reinigen, welcher zwischen Altar und Tempel stand.

Danach erhielten die zum Dienste bestimmten Priester von dem „Ober-Kleidermeister“ reine, frischgewaschene Dienstkleider und von dem „Oberaufseher der Schatzkammer“ die goldenen und silbernen Gefäße und Gerätschaften, welche bei der rituellen Handlung nach strenggeregelter Ritualinstruktion gebraucht wurden.

Schon vor Sonnenaufgang mußten die für den Tagesdienst designierten Priester, beim Scheine des beständig auf dem Brandopferaltare unterhaltenen Feuers, die Asche vom Brandopferaltare mittelst silberner Pfannen forträumen, frisches Holz herbeitragen und entzünden, und flache Kuchen aus Mehl und Öl backen, die täglich als „Speiseopfer“ dargebracht werden mußten.

Andere Priester, in der Zahl von fünf, begaben sich indessen, versehen mit goldenen Gefäßen, in das Tempelgebäude selbst, um dort ihrerseits die für jeden durch das Los bestimmten Verrichtungen auszuführen, den sieben-

armigen Leuchter zu reinigen, die Öllampen zu füllen, Asche von dem Räucheraltar fortzuschaffen u. s. w. Nachdem sie ihre Aufgabe drinnen erfüllt, traten die fünf Priester aus der goldenen Halle hinaus und sprachen vom offenen Portale aus den priesterlichen Segen über das „Volk“, d. h. über die offiziellen Volksrepräsentanten, welche bei allen Ritusverrichtungen unter freiem Himmel zugegen zu sein, „vor Gott zu stehen“ hatten. Das ganze Volk war nämlich in 24 Klassen geteilt, von denen jede je eine Woche lang als „Volksvertretung“ Tempeldienst hatte. Da sich selbstverständlich nicht alle Landesbewohner versammeln konnten, so wurden in den Synagogen Deputierte gewählt, und auf Kosten der Gemeinde nach Jerusalem gesandt, wo im Tempelhofe bestimmte Wohnräume zu ihrer Verfügung standen. Auch sie hatten sich vor Tagesgrauen zu ihrem Repräsentationsdienst zu begeben.

Sobald die Morgenröte den Saum des Horizontes färbte, wurde im Lämmerstalle ein geeignetes Lamm ausgewählt, noch einmal und zwar dieses Mal aus goldenem Becher getränkt und sodann zur Schlachtstätte geführt.

Die Schlachtstätte befand sich nördlich von dem Brandopferaltare. Dort wurden die Opfertiere an Ringen, die in das Steinpflaster eingelassen waren, angebunden. Ueber Art und Weise der Schlachtung des Opferlammes existierte eine genaue, präzis detaillierte Instruktion mit genauer Angabe der dabei zu verwendenden Gerätschaften.

Die Opferhandlung wurde ebenfalls von einer ganzen Schar von Priestern vollzogen, von denen der eine schlachtete, der andere das Blut auffing, um es an den Altar zu sprengen, der dritte das geschlachtete Tier an einen Haken der Säule anhing, der vierte das Fell abzog, der fünfte den Rumpf in einzelne Teile zerlegte, der sechste die Ein-

geweide auf einem Marmortische auswusch. Sechs Priester legten dann die einzelnen Opferstücke an der unteren Hälfte des Altaraufgangs nieder und bestreuten sie mit Salz.

Nach Ausführung dieser Zeremonien begaben sich die Priester in das Dienstgebäude zurück, um zu beten und danach wieder zu losen, wer die weiteren Dienstverrichtungen zu besorgen hätte. Die dienstfrei gewordenen Priester mußten sich sofort ihrer „heiligen" Kleider entledigen. Darauf erfolgte nun, ebenfalls nach feststehenden, genauen Regeln, die Darbringung des „Brandopfers", denen endlich die Speiseopfer folgten, welche täglich von der Gemeinde und von dem Hohenpriester dargebracht werden mußten. Letzterer ließ sich durch einen gewöhnlichen Priester vertreten, mußte aber die Kosten tragen. Zuletzt fand das übliche Trankopfer statt.

Außer dem täglichen Gemeindeopfer fand auch täglich eine Opferung statt, dargebracht für den römischen Kaiser. Die nicht geringen Kosten mußte die Provinz tragen, denn pro Tag mußten ein Rind und zwei Lämmer geopfert werden.

In obiger, ritueller Ordnung wurde, etwa um 3 Uhr nachmittags, das „Abendopfer" dargebracht, wobei im Heiligtume, im Tempel selbst, alle Lampen für die Nacht angezündet wurden; am Tage brannten nur 3—4 Lampen.

Die Opferhandlungen wurden abwechselnd von Gesang und Musik begleitet. Den Gesang führte das Korps der „heiligen Sänger" aus, welche unter der Direktion eines „Gesangmeisters" standen. Jede Pause im Gesange wurde durch Musik ausgefüllt, wobei die Zymbala[1]) den Ton angab, worauf der 12saitige Psalter und die 10saitige Harfe einfielen. Zum Schluß ertönten die silbernen Trom-

1) Anm. Zymbala — eherne Lärmbecken, die aneinander geschlagen wurden.

peten, die nur von Priestern geblasen werden durften; bei ihrem Klange warf sich jedesmal das Volk zu Boden. So oft sich der Priester über den Altar neigte, um das Trankopfer auszugießen, schwieg die Musik und ertönte der Gesang.

Dieses alles bildet den wesentlichen Kern des israelitischen „Gottesdienstes“.

Auf die Anwesenden konnten alle diese Zeremonien nicht ohne Eindruck bleiben.

Ein eigenes Bild boten die vielen dienstthuenden Priester, gekleidet in weißleinene Leibröcke, die von weißleinenen Gürteln zusammengehalten wurden. Das Haupt jedes Priesters steckte in weißem Turban; die Füße mußten unbekleidet sein.

Außer dem Kultusdienste nahm auch das Verwaltungswesen die Kräfte einer großen Menge von Priestern in Anspruch. Diese Priester-Beamten hatten höhere und niedere Chargen in zahlreichen, hierarchischen Abstufungen.

Da gab es „Tempelärzte“, welchen die Besichtigung der Priester oblag, damit nicht Leute mit irgend einem körperlichen Makel wider levitische Satzung religiöse Handlungen verrichteten. Da gab es „Brunnenmeister“ zur Beaufsichtigung der vielen kunstvollen Wasserwerke, „Baumeister“ und dergleichen mehr. Sie alle hatten noch zahlreiche Unterbeamte und Eleven unter sich, die sie heranzubilden und in ihrem Spezialfache praktisch zu unterweisen hatten.

Eine besonders hervorragende Stellung nahm der „Oberschatzmeister“ ein. Der dieses hohe Amt bekleidende Priester, der enorme Summen zu verwalten hatte, war zwar ein vielgeplagter und vielbeschäftigter Mann, hatte aber vielfache Gelegenheit, kraft seines Amtes, selbst ein reicher Mann zu werden. Sein Ressort war ein weitverzweigtes und seine zahlreichen Unterbeamten hatten Arbeit genug. Das sehr

geräumige und fest gebaute Schatzhaus war mit großen Vorratshäusern verbunden, in denen den ganzen Tag über das regste Leben herrschte. In einem Gebäude wurden Mehl, Öl, Wein, Räucherwerk und Holz aufbewahrt und die nötigen Vorräte in Empfang genommen oder für den Tagesbedarf ausgereicht. In einem anderen Gebäude wurden die eingegangenen Tempelgelder gebucht, quotenweise den Priestern ausgezahlt, Deposita von Privatpersonen in Empfang genommen oder ausgegeben, alle Ausgaben und Einnahmen eingetragen, dazwischen wurde der Bestand an barem Edelmetall, an heiligen Opfergeräten, Priesterkleidungen u. s. w. kontrolliert. Strengste Ordnung mußte überall herrschen, und die höheren Beamten des Finanzressorts führten strengste Aufsicht in den einzelnen Abteilungen über Thun und Treiben der Unterbeamten.

Ein ebenfalls sehr einflußreicher Priesterbeamte war der oberste Tempelhauptmann, der Chef des Polizeiwesens. Unter ihm standen zahlreiche Polizeiobersten, denen die Aufrechthaltung der äußeren Ordnung auf dem Tempelberge oblag, darunter ganz besonders die beständige Inspektion der 24 auf Schildwache stehenden Wachtposten. Über je 6 Wachtposten kommandierte ein Hauptmann. An 21 Posten durften den Dienst Leviten versehen, an dreien, im innersten Tempelhofe, nur Priester. Die Polizeiobersten hatten zu ihrer Verfügung eine militärisch organisierte und wohlbewaffnete Mannschaft. Zu ihren Verpflichtungen gehörte auch, strengstens darauf zu achten, daß nicht Heiden die inneren Vorhöfe betraten.

Roms Toleranz der jüdischen Religion gegenüber war soweit gegangen, daß es dem Senate von Jerusalem gestattet war, Leute, welche das Verbot des Eintritts in den inneren Tempelraum übertreten hatten, mit dem Tode zu bestrafen,

selbst wenn dieselben römische Bürger waren oder römisches Bürgerrecht besaßen.

Nur in einer Angelegenheit, welche in den Augen orthodoxer Juden ein Greuel war und zu ewigen Klagen und Bittstellungen Anlaß gegeben hatte, kannte Rom keine Toleranz: es war in der Aufrechthaltung eines römischen Wachtpostens, welcher seinen Standort im oberen Stocke einer Säulengallerie hatte, welche mit der Zwingburg Antonia mittelst einer steinernen Treppe verbunden war. Der Wachtposten hatte die Bewegung auf den Tempelhöfen zu beobachten. Mittels der Verbindungstreppe konnte die Besatzung der Burg sofort in die Tempelhöfe geworfen werden, um, gegebenenfalls, jeglicher politischen Demonstration gegen die römische Obrigkeit, resp. gegen den Kaiser, Einhalt zu thun.

Bei der Menge von Opfern, welche täglich von Privatpersonen dargebracht wurden, bei den vielfachen geschäftlichen Beziehungen zwischen Privatpersonen und dem Personal der Tempelverwaltung, war der tägliche Verkehr auf dem Tempelberge ein außerordentlich lebhafter. Jedem unbefangenen Beobachter fiel der intensiv-geschäftliche Charakter des ganzen Treibens auf den Höfen des Tempels in die Augen.

Zwar bedurfte der Opferkultus einer bequem gelegenen Verkaufsstelle von Opfertieren, die oberste Verwaltungsbehörde des Tempels aber hatte eine solche innerhalb der Tempelmauern nur deshalb eingerichtet, um ein Standgeld von den Händlern erheben zu können, wodurch freilich große Summen in die Tempelkasse flossen. —

Der Korinther Alexander war mit Simon nach Jerusalem gekommen und hatte mit Interesse den Tempel besucht und eingehend studiert. Der „Gottesdienst“ selbst mit der Überfülle unnützer Zeremonien hatte auf den hellenisch gebil-

deten jungen Mann nicht den Eindruck gemacht, welchen wohl sonst Fremde beim ersten Besuche des Tempels zu empfangen pflegten. Angesichts dieses Gottesdienstes wurden in seiner Seele Zweifel rege, ob die jüdische Religionsverfassung wirklich einen inneren Wert habe? Zur Entstehung solcher Zweifel mochte auch die letzte Zeit seiner Reise mit Simon nicht wenig beigetragen haben.

Alexander und Simon nämlich hatten von Nazareth aus den Weg nach Jerusalem nicht über Sebastia eingeschlagen, sonderen der kühleren Jahreszeit wegen es vorgezogen, die Reise über Skythopolis im warmen Jordanthale zu machen. Hierbei waren beide an den Ort gekommen, wo Johannes seine feurigen Bußpredigten hielt. Zwar hatten die beiden Männer sich nicht taufen lassen durch den heiligen Täufer, waren aber durch die flammenden Reden desselben in ihrem Herzen tief erschüttert und im Innern recht aufgerüttelt worden. Dann waren sie weiter gezogen und hatten Jerusalem glücklich erreicht. Doch seit dem Zusammentreffen mit Johannes befand sich Simon in einer noch mehr gedrückten Seelenstimmung denn zuvor, und auch Alexander war trotz jugendlichen, leichtlebigen Sinnes ernster, als vor der Reise. Er hatte bei Simon Quartier genommen und wollte nun die Vorschrift erfüllen, welche verlangte, daß der ausländische Israelit wenigstens ein großes Fest in Jerusalem mitfeiere. Nun sah er mit Ungeduld dem Herannahen des Passahfestes entgegen, um nach demselben nach Cäsarea zu eilen, wo ihn seit längerer Zeit bereits seine eigene Galeere erwartete. Dann wollte er nach Korinth zurückkehren.

Mit Ungeduld wartete auch die Einwohnerschaft Jerusalems auf das Erscheinen des Festes, welches ihr durch den großen Zufluß von Fremden, nicht gerechnet die eigenen palästinensischen Glaubensgenossen, viel Verdienst und Einnahme brachte.

Endlich war das Passahfest (des Jahres 28) gekommen. Teils aus religiösen, teils aus geschäftlichen Gründen waren Hunderttausende von Israeliten in die Metropole geeilt. Letztere hatte sich ihrerseits mit allen Mitteln ausgerüstet, um den Fremdenverkehr bestmöglichst auszunutzen.

Die nach griechischen Mustern eingerichteten Herbergen hatten sich gar schnell gefüllt, Bekannte und Verwandte in Privathäusern Unterkunft gefunden, aber Tausende von Festpilgern mußten außerhalb der Stadt kampieren.

Der mittellose Pilger mußte seine Nachtruhe im Freien unter einem Baume suchen; er wickelte sich in seinen warmen Mantel, nahm einen Stein als Unterlage für den Kopf und schlief dabei oft besser als viele der reichen Festgäste. Die Wohlhabenden führten Zelte mit allem Zubehör mit sich und waren von zahlreicher Dienerschaft begleitet. Infolgedessen war außer den jüdischen Pilgern noch eine beträchtliche Menge heidnischer Sklaven und heidnischer Söldner nach Jerusalem gekommen. Mit den Pilgern und ihrem Gefolge waren noch Tausende von Troß- und Lasttieren angelangt.

Zahlreiche Viehherden mußten herzugetrieben werden, da schon der Verbrauch allein von Kleinvieh erfahrungsgemäß sich auf mehr denn 250 000 Stück an einem einzigen Passahfeste bezifferte. Unter solchen Umständen war das Gewimmel und Getümmel in der nächsten Umgebung der Stadt ein gar gewaltiges. Wo nur ein geeignetes Plätzchen außerhalb der Stadtmauern sich gefunden hatte, waren Zelte aufgeschlagen worden. Auf Flächen mit weniger abschüssigem Terrain sah man Reihen von Zelten in buntestem Gemisch. Neben den einfachen, niedrigen, schwarzen Zelten minder wohlhabender Leute standen die buntfarbigen, kostbaren Zelte der Reichen und Vornehmen, unter denen die Großindustriellen aus den reichsunmittelbaren Städten Palästinas und Syriens sich ganz besonders durch

äußeren Prunk auszuzeichnen pflegten. Zu jener Zeit spiegelte sich die soziale Stellung und der Reichtum der Reisenden in der Größe und mehr oder minder kostbaren Ausstattung des Zeltes ab.

Die religiösen Feste in Jerusalem dienten der jüdischen Handelswelt zugleich auch als große Messen, auf denen Warenproben, Fabrikerzeugnisse ausgelegt wurden, um direkte Abnehmer oder Besteller oder wenigstens Agenten für den Vertrieb der Erzeugnisse im Auslande zu gewinnen.

Aus diesem Grunde erschienen zu den großen Religionsfesten die israelitischen Besitzer großer Purpurfärbereien, Gerbereien und Glasgießereien aus sidonischen und tyrischen Landen, die Großhändler aus Galiläa, so die Fischhändler aus Taricháa, die Lein- und Tuchfabrikanten aus Tiberias, die Metallindustriellen aus mehreren obergaliläischen Städten. Sie alle suchten das Nationalpatriotische und Religiöse mit dem Profangeschäftlichen und Kommerziellvorteilhaften bestmöglichst zu vereinen.

So gesellte sich zu dem bunten Festgewühle noch ein großartiger Handelsverkehr.

War somit draußen vor den Thoren der Stadt ein unbeschreibliches Menschengewühl, so herrschte auch in den Vorstädten und den Zentralteilen Jerusalems eine sehr verstärkte Bewegung. Bereits zur Vorwoche des Festes war in unzähligen Kaufläden das Neueste und Beste ausgelegt und lockte Schwärme von Neugierigen an, so daß man sich in den engen und meist überdachten Straßen nur mit größter Mühe vorwärts bewegen konnte. Den vornehmen Leuten, die ihre Stadtbesuche reitend abzumachen pflegten oder sich in Sänften tragen ließen, bahnten vorauseilende Sklaven den Weg in rücksichtslosester Weise, und auf kräftige Hiebe und Püffe erfolgten nicht minder kräftige Flüche und Verwün-

schungen. Hier und da sah man vornehme Frauen, umgeben von zahlreicher Dienerschaft, trotz des Gedränges sich zu Fuß fortbewegen, um besser die Kaufläden mustern zu können. Die die ganze Figur einhüllenden weißen Tücher ließen nur die dunklen, ausdrucksvollen Augen frei. Bei vielen strotzten die Enden der Kopftücher und des Gürtels, oder der Kleidsaum von kostbaren Goldstickereien, welche von den Armen mit neidischen Blicken gemustert wurden. Weniger prunksüchtige oder weniger bemittelte Weiber trugen farbige Mäntel aus Leinen oder Wolle, an welchen ein bunter Seidenbesatz die Goldverzierungen ersetzte.

Stämmige Landleute in bunter, malerischer Tracht schafften sich mit ihren muskulösen Armen rücksichtslos Raum in den engen Gassen, während arme Hirten aus den Hochlandswüsteneien in ihren groben Hemden und kurzen Mänteln aus schwarzem Ziegenhaar scheu und ängstlich sich durch die Menge hindurch zu winden suchten.

Wo sich aber eine Rotte Garnisonsoldaten zeigte, da zerstob im Augenblicke die ganze Menge und flüchtete sich in die Seitengassen, um durch Berührung mit den verhaßten Heiden sich nicht zu verunreinigen.

War das Gewühl und Gedränge bereits in den Vortagen des Festes groß in den Zentralteilen der Stadt, so mußte es auf dem Tempelberge noch viel intensiver sein, denn hier fanden in den Vortagen des Festes viele Tausende von Privatopfern statt, die meist von Stellvertretern für ihre Landsleute in der Fremde dargebracht wurden. Die dejourierenden Priester hatten damit alle Hände voll zu thun. Während der Opferungen unterhielten sich die dienstfreien Priester in lebhafter Weise über sehr profane Dinge. Hin und wieder hörte man Laute des Streits zwischen Opferdarbringenden und Priestern. Anlaß zum Streit gaben gar

häufig die „Mahlopfer“,[1]) welchen die Priester den Charakter von Sünd- oder Schuldopfern beizulegen versuchten, wogegen die Opferdarbringer oft gar lärmend protestierten, so daß es vielfach zu derbem Zanke kam. Bei „Sünd“- und „Schuld“opfern wurden nur die Fettstücke auf dem Altar verbrannt, das nachbleibende Fleisch fiel den Priestern zu; bei den „Mahl“opfern jedoch wurden zwar auch die Fettstücke auf dem Altar zur Opferung niedergelegt, das Fleisch aber den Darbringern für den Hausgebrauch zurückgegeben. Der Habsucht der Priesterschaft genügten eben nicht die „Sünd“- und „Schuld“opfer, obgleich ihre Zahl eine ungeheure war, da ja auch die Beseitigung der levitischen Unreinheit durch solche Opfer erkauft werden mußte.

Neben dem Rituellen wurden andere Tempelgeschäfte in meist ebenso lärmender Weise erledigt. Uneingedenk der Nähe des Heiligtums und der heiligen Handlungen an dem Altar liefen die priesterlichen Verwaltungsbeamten auf und ab, hin und her, wünschten Auskunft oder gaben solche, beantworteten Fragen oder richteten solche an andere und scheuten sich nicht mit Priestern zu verhandeln, während dieselben ihre rituelle Handlung vollzogen.

An den herrlich gearbeiteten Thorpforten des inneren Vorhofs pflegte das Volk sich besonders stark zu stauen, denn hier hatten ihren Standpunkt die Priesterbeamten, welche verschiedenwertige Marken zu den speziellen vom Gesetz vorgeschriebenen Trankopfern verkauften. Mit diesen Marken wandten sich die Leute an andere Priester, welche im inneren Vorhofe die festgesetzte Mischung zum Trankopfer aushändigten; andere Priester wiederum gossen die Flüssigkeit über dem Altare aus. Die Gepflogenheit der Priester,

---

1) In der lutherischen Uebersetzung „Dankopfer“.

bei Markenverkauf und Zusammenstellung der Trankmischung das Publikum zu übervorteilen, führte auch bei diesen Opfern gar häufig zu Streit und Zank.

So kam es, daß das ganze laute Treiben auf dem inneren Vorhofe, trotz der daselbst vollzogenen „heiligen" Handlungen, einen nichts weniger als heiligen Anstrich hatte.

Doch noch viel empörender für wahres religiöses Gefühl ging es auf dem „äußeren" Vorhofe zu, wo israelitischer Schachergeist sich keinen Zwang aufzulegen brauchte.

Wie schon gesagt, diente ein Teil des „Heiden"vorhofs als Jahrmarktsplatz, wo unter unendlichen Beteuerungen und Beschwörungen, mit lebhaftester Gestikulation und lärmendster Stimme gehandelt und gefeilscht, betrogen und geschimpft wurde. Ganze Berge von Käfigen, in denen Tausende von Tauben girrten, nahmen eine Seite des Platzes ein, auf der nächsten war der Viehmarkt, auf welchem Ochsen, Kälber, Schafe, Ziegen in betäubender Weise durcheinander brüllten, blöckten, meckerten; eine ekelerregende Ausdünstung irritierte hier die Geruchsnerven. Hart an den Säulen der Arkaden befand sich der Standort der Geldwechsler. Hier wurden beim Wechseln ausländischer Münzen in Landesmünzen die unverschämtesten Abzüge gemacht, und die schlichten Hirten und Landleute aus dem Norden und Osten Paläſtina's auf die betrügerischste Weise übervorteilt. Geschimpft und geflucht ward auch hier nicht wenig. Steuereinnehmer der Tempelverwaltung zankten in kreischendem Tone mit den Händlern, die nicht auf die Forderung eines erhöhten Standgeldes eingehen wollten oder ihrerseits einen Teil der Ware zu verbergen suchten, um eine geringere Abgabe zu zahlen. Die Sucht zu übervorteilen war allgemeines Gebrechen und die Priesterbeamten gingen als schlechtes Beispiel allen übrigen darin voran.

Die niederen Chargen der Polizei suchten sich ebenfalls an den Händlern zu reiben, mischten sich in Privatstreitigkeiten, beschuldigten einfältige Hirten oder Fischer oder Landleute irgend eines angeblichen Verstoßes gegen die Ordnungsregeln des Tempelplatzes, um nach Erpressung eines Schweigegeldes die Leute wieder laufen zu lassen.

Durch all' diese Gruppen, durch das ganze bunte Marktgewühl drängten sich in unverschämter Weise Wasser-, Frucht- und Gemüsehändler, die mit schrillkreischender Stimme ihre Verkaufsartikel ausriefen.

All' diese einzelnen Töne und Geräusche vereinigten sich zu einem unbeschreiblichen Lärm, zu einer wüsten Marktsymphonie, deren mißtöniges Brausen vom Tempelplatz aus weit über die wellenförmigen Höhen des Ölberges dahingetragen wurde.

Es war am Vormittage des zweiten Festtages der Passahzeit, als Simon und Alexander von einer Säulenhalle aus mit verdrossenen Blicken auf das unästhetische und unheilige, wüste Treiben hinschauten, das der Tempelvorhof ihren Blicken darbot. Der Lärm war so groß, daß sich beide nur mit Mühe miteinander verständigen konnten.

— Welch ein krasser Unterschied zwischen dem Gebahren der Griechen auf einem Tempelplatze zu Athen oder Korinth und diesem wüsten Treiben im israelitischen Heiligtum! rief Alexander mit großem Unwillen aus. Dieser herrliche Bau, der die Akropolis von Athen in den Schatten stellt, wie schändlich wird er hier vom Volke profaniert!

— Leider hast du recht, werter Freund, stimmte ihm Simon bei. Auch ich gestehe es, es ist eine Schmach für unser Volk, daß an diesem geheiligten Orte ein so unheiliges Treiben herrscht. Doch schuld daran sind einzig die Priester,

die um schnöden, materiellen Vorteils willen die heilige Stätte Gottes in ein Krämernest. . . . . .

Simon konnte seine Rede nicht beenden, denn in diesem Augenblicke erschallte über den weiten Vorhof eine mächtige, den allgemeinen Lärm übertönende Stimme, so gewaltig, als käme sie vom Himmel selbst.

Bestürzung malte sich auf allen Gesichtern. Der Lärm war plötzlich verstummt. Alles wandte sich der Richtung zu, woher der Ruf gekommen.

Siehe, da steht hoch aufgerichtet ein Fremdling in der schlichten Tracht galiläischer Landleute. Vom schmucklosen Ledergürtel zusammengehalten wallt ihm ein weites, bauschiges Hemd tief auf die Füße herab, um den Leib und über die linke Schulter ist ein schwarzer Ziegenhaarmantel geworfen, dessen vier Enden unter dem rechten Arme mit blauen Schnüren zusammengebunden sind. Vom weißwollenen Turban fällt über Kopf und Schulter ein leinenes Schweißtuch. Der Fremde ist von schlanker, hoher Gestalt, sein Wesen atmet Würde und Hoheit.

Er steht nun da wie ein Landesgebieter und ruft den Händlern weithin vernehmbar zu: „Hinweg mit euch! Machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus!“

Der hier steht ist Jeschua von Nazareth, der soeben in Begleitung seiner wenigen Jünger vom Ölberge zur Stadt gekommen ist. Mit Staunen blicken die Jünger auf ihren Rabbi: Wie hat er, der liebevolle, mild redende, demütige Meister sich doch so plötzlich in einen drohenden, zürnenden Gebieter des Tempels umgewandelt!

Käufer und Verkäufer stehen eingeschüchtert da, doch rührt sich niemand.

Da wiederholt Jeschua seinen Befehl. Schärfer erklingt der Ton seiner Stimme, und drohend schwingt er die Geißel

in seiner Hand. Die zunächststehenden Menschen weichen vor der imponierenden Gestalt in scheuer Ehrfurcht zurück. Die Tempelwächter, Steuereinnehmer und sonstigen Beamten starren bestürzt den Fremdling an, der hier, wo nur der hohe Staatsrat von Judäa zu befehlen hat, Anordnungen trifft.

Niemand versucht eine Erwiderung. Wie Gewitterschwüle liegts in der Luft.

Die Vieh- und Faselhändler beeilen sich nun, ihre Tiere fortzuschaffen. Nur die Geldwechsler zögern, sind sie doch die Adepten der Geldmacht, vor der sich hier alles zu beugen pflegt.

In drohender Haltung geht Jeschua ihre Reihe ab, die niedrigen Tische mit den Drahtnetzen umwerfend, so daß die Münzen weit zerstreut werden. Nun kommt denn auch Bewegung in die Wechslerbande. Ihr auf dem Boden verstreutes Geld schleunigst aufsammelnd eilen sie davon.

Starres Erstaunen hat sich der Volksmenge bemächtigt. Ohne bewaffnete Macht, nur durch die Kraft seines Wortes, den Ernst seiner Forderung und seine hoheitsvolle Erscheinung hatte der Fremde die vieltausendköpfige Menge bezwungen. In ehrfurchtsvoller Scheu drängt das Volk noch mehr von der erhabenen Gestalt zurück. Jeschua steht dräuenden Antlitzes inmitten des freien Raumes, der sich um ihn gebildet. Es ist nicht weit vom Standpunkte Simons.

— Wahrlich, dieser königliche Mann steht da, wie der zürnende Phöbus Apollo, raunt Alexander dem Simon zu. Wer ist der Fremde?

Simons Antlitz hatte einen begeisterten Ausdruck, als er antwortete:

— Mich dünkt, Elia ist herabgekommen, um die Greuel zu bannen, welche Jahves Heiligtum entwürdigen!

Voll gespannter Erwartung blicken die beiden unverrückt zu Jeschua hin.

Im Volke geht leise von Mund zu Mund die Frage: Wer ist dieser Mann? Wer ist dieser König in Bauerntracht?

— Fürwahr, jetzt erkenne ich den Mann, flüsterte ein Gärtner aus Jericho seinem Nachbar zu — ich erkenne ihn, es ist der Heilige, vor dem Johannes der Täufer anbetend sich zu Boden warf.

— Beim Barte Abrahams, das ist ja der Rabbi Jeschua ben Joseph aus Nazareth, der in unsrer Gegend Blinde sehend gemacht und Kranke geheilt hat, rief ein Fischer aus Tiberias den Umstehenden zu.

— Ja, fürwahr, es ist der Rabbi Jeschua, der neue Prophet und Wunderthäter vom galiläischen See — riefen, ihn erkennend, auch andre Galiläer.

Das Wort pflanzt sich schnell durch die Masse des Volkes bis in die hintersten Reihen, dort hört es eine größere Schar galiläischer Festpilger. Diese sind nicht länger zu halten und drängen ungestüm mit lauten, begeisterten Begrüßungsrufen zum neuen Heiligen hin.

Die Ordnungswächter hatten inzwischen ihrem Vorgesetzten von Jeschuas Eingriff in die Markt- und Tempelordnung Meldung gemacht. Begleitet von einigen Beamten, erscheint der Tempelobrist, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Er tritt an den angeblichen Störer jener Ordnung heran und fragt in barschem, hochmütigem Tone:

— Wer hat dir Vollmacht erteilt, hier wie ein Gebieter zu schalten?

Lautlose Stille tritt ein. Gespannt harrt das Volk der Antwort, aus welcher sich herausstellen mußte, wer denn

eigentlich dieser Fremde sei, den die Galiläer den Rabbi Jeschua nennen.

Jeschua antwortete ernst und würdevoll:

— Dieses Haus ist meines Vaters Haus! Vom lebendigen Gotte, meinem Vater, geht meine Vollmacht aus.

— So gib uns einen Beweis, ein Zeugnis deiner Sohnschaft! ruft höhnisch der Chef des Ordnungswesens.

— Einen Beweis wünschet ihr? Sei es! So brechet diesen Tempel ab und am dritten Tage will ich ihn wieder aufrichten!

Dieses Wort blieb auf immer im Gedächtnisse der Umstehenden haften. Es barg einen unendlich tiefen Sinn: die Offenbarung des ganzen, göttlichen Heilsplanes.

Aber es blieb auch haften im Gedächtnisse der Beamten und wurde 2 Jahre später vor Gericht zum Belastungszeugnis gegen Jeschua.

Jeschuas Antwort machte auf die Menge einen verschiedenen Eindruck. Die Galiläer, die sich um Jeschua geschart, äußerten lauten Beifall, glaubten sie doch in der That, es läge in der Macht des neuerstandenen Propheten, das Wunder des Wiederaufbaus zu vollbringen. Andere aber sahen in der Antwort eine Gotteslästerung und murrten deshalb laut.

Der Tempelobrist, der sich inzwischen gefaßt, wandte sich verächtlich ab und begab sich in den Senatspalast, wo der Verwaltungsausschuß unter dem Vorsitz des Hohenpriesters Joseph (mit dem Beinamen Kaiaphas) eine Sitzung hielt. Hier meldete der Polizeichef, im Tempel sei ein Irrsinniger aufgetreten, der sich für einen Sohn Gottes halte und den Tempel für sein Haus ansehe, und, gemäß dieser seiner fixen Idee, diverse Anordnungen im Tempel habe treffen wollen.

Diese Meldung rief bei den anwesenden Senatoren große Heiterkeit hervor.

— Was wir doch alles den ehrenwerten Römern zu verdanken haben, sprach mit sarkastischem Spotte Eleasar, der Sprößling eines der vier hohenpriesterlichen Geschlechter. Unsre gnädigen Protektoren scheinen uns sogar das goldne Zeitalter beschaffen zu wollen, in welchem Göttersöhne sich auf der Erde umhertummelten und Liebesthorheiten begingen.

— Gefährlich sind solche Erscheinungen nun eben nicht, meinte lächelnd der Nebenmann.

— Es ist aber immerhin etwas Neues zu dem vielen Neuen, mit dem uns die Römer beglückt haben. Doch wie ist denn der Name des neuen olympischen Sprößlings.

— Einige im Volke haben ihn als Rabbi Jeschua ben Joseph aus Nazareth in Galiläa bezeichnet, berichtete der Polizeiobrist.

— Ein Nazarener? O weh! Schicken wir ihn als Passahlamm dem lieben Herrn Antipas zu, witzelte cynisch der Senator Jonathan.

— Ich denke, sprach nun der Hohepriester, wir lassen den Mann als Irrsinnigen, wie es landesüblich ist, gewähren und ignorieren ihn vollständig, gibts doch der halbverrückten Rabbiner genug. Wenn die einfältige Volksmenge einsieht, daß wir seiner nicht achten, wird auch sie dem Nazarener keine besondere Beachtung schenken.

— Die ganze Angelegenheit ist überhaupt gar nicht wert, von uns in Erwägung gezogen zu werden! äußerte der Senator Asriel.

Alle stimmten dem bei und Joseph setzte die unterbrochene Senatsverhandlung fort.

So kam es, daß Jeschua, von niemandem behindert, unter den Arkaden des Tempelvorhofs als Schrifterklärer und Prediger zu wirken begann, gleichwie manche andre „Schriftgelehrte“, welche zu bestimmten Stunden in den Hallen

der Säulengallerien das Publikum um sich versammelten und Kolloquien abhielten. Denn in Jerusalem war zu jener Zeit der Unterricht im mosaischen Gesetze ein öffentlicher und wurde dabei in dialogischer Form betrieben, wobei es jedem Zuhörer freistand, Fragen zu stellen oder auf Fragen zu antworten. Einem solchen dialogischen Unterrichte hatte der Sohn der Maria und des Josephs aus Nazareth einst als 12jähriger Knabe beigewohnt und dabei durch seine Fragen und seine Antworten das Staunen der Zuhörerschaft erweckt.

Dem Unterrichte im mosaischen Gesetze fehlte jegliche staatliche Organisation. Die Schriftgelehrten, welche sich mit der Erklärung der heiligen Schriften abgaben, erhielten weder vom Staate, noch der Gemeinde, noch auch von den Zuhörern irgend eine Vergütung. Besaßen sie kein Vermögen, so mußten sie sich die Mittel zum Lebensunterhalte durch den Betrieb irgend eines Geschäfts oder Gewerbes suchen. Es war also nicht materieller Vorteil, sondern persönlicher Ehrgeiz oder heiliger Eifer, ihr bestes Wissen und Können in den Dienst der Bevölkerung zu stellen.

Auftreten als Schriftlehrer durfte zwar ein jeder, es fand sich aber nicht für jeden eine Schar lernbegieriger Zuhörer. Das Volk pflegte sich gewöhnlich um solche Männer zu sammeln, welche sich eines guten litterarischen Rufs erfreuten. Auch zur Zeit unserer Erzählung gab es in Jerusalem mehrere litterarische Berühmtheiten. Doch seitdem Jeschua in einer der Hallen des Tempelhofes lehrte, wurden die Hallen, wo jene Schriftgelehrten ihre Unterredungen abhielten, immer leerer und leerer, und neue Zuhörer vermochte ihre Schulweisheit nicht anzulocken. Das Volk scharte sich eben um Jeschua, der anders und gewaltiger sprach und sich nicht mit Worterklärung, wie jene, begnügte, sondern auf den Geist der Schrift hinwies, die Befreiung des geknechteten

Volkes vom Joche des starren Gesetzes predigte, dem Volke einen Gott der Liebe vorführte und schließlich auf seine Sendung hinwies als die des prophezeiten Mittlers zwischen Gott und der sündigen, heilsbedürftigen Menschheit. Damit flößte er den Seelen der Zuhörer tröstliche Hoffnung ein auf eine Sündenvergebung und auf ein seliges, himmlisches Dasein nach dem Tode des nichtigen, irdischen Leibes. Von einer solchen tröstlichen Hoffnung hatte die Schulweisheit der Gelehrten nie gesprochen! Was sollte das Volk weiter bei ihnen weilen? Es zog zu dem, der mehr bot.

Und so begannen die professionellen Schriftlehrer großes Ärgernis zu nehmen an dem neuen Eindringling, der sie der angemaßten, geistigen Herrschaft beraubte und ihnen die Herzen des Volkes entfremdete.

Schon in den wenigen Festtagen der Passahwoche hatte sich über Stadt und Umgegend der Ruf der Predigten des neuen Propheten aus Galiläa ausgebreitet; überall sprach man nur von ihm und wies neue Ankömmlinge zu ihm. Einige Zuhörer, die sich von seinen Predigten besonders ergriffen fühlten, suchten sich dem Meister näher anzuschließen; fromme Leute luden ihn in ihre Häuser, boten ihm Herberge und Unterhalt an. Die abziehenden Festpilger aber trugen die Kunde von dem neuerstandenen, heiligen Lehrer Jeschua ben Joseph in die entferntesten Gegenden. —

Simon und Alexander hatten täglich den Tempelhof besucht, um den wunderbaren Mann, der sich für einen Gesandten Gottes, ja für einen Sohn Gottes ausgegeben hatte, lehren und predigen zu hören. Hinter den Marmorsäulen der Arkaden verborgen, hatten sie seinen Worten mit wachsendem Interesse gelauscht, und diese Worte hatten nicht verfehlt, eine tiefe Wirkung auf beide Männer auszuüben.

Simon dachte in stillen Stunden über das eigene Thun

und Treiben nach und ward bei dieser Selbstprüfung überzeugt, daß er sein Leben bisher nur in eitler Selbstzufriedenheit und hohler Selbstgerechtigkeit verbracht habe. Auch Alexanders im Grunde genommen edle und ernstangelegte Natur fand einen Ekel an der bisherigen Genußsucht und hatte schnell erfaßt, daß die ganze griechische Weltphilosophie, welcher der Korinther bisher gehuldigt, nicht die rätselhafte Frage nach dem Zwecke des Daseins löse, während dieses Rätsel in der leicht verständlichen Lehre des neuen Heiligen seine volle Lösung fand.

Simons Forschen nach dem Schicksal seines verstoßenen Weibes war erfolglos geblieben, trotz der vielen vertrauten Diener, die er ausgesandt hatte mit dem Versprechen, Freiheit und Gut dem zu erteilen, der Nachricht bringe über den Verbleib Thamars. Das Bewußtsein seiner schmachvollen Schuld an dem unschuldigen Weibe hatte ihm allen Herzensfrieden, damit auch alle Lebensfreude genommen.

Eines Tages ruhte er auf schwellendem Polster, seinem Schmerze völlig hingegeben. Urplötzlich übermannte ihn wieder das innere Weh, und seiner selbst nicht mehr mächtig, schluchzte er laut auf und rief laut jammernd: O Thamar, Thamar, komm und vergib mir meine Schuld!

Der Klageruf dringt durch den dicken Vorhang, der eine Thür ersetzt, auf den Vorplatz, wo der Leibsklave jedes Winkes seines Herrn harrt.

Leise schiebt sich der Vorhang zur Seite und herein zu Simon tritt der alte Leibsklave, dessen Herz von dem Leide seines Gebieters gerührt war.

— Herr, sprach er zaghaft, verzeihe mir meine Kühnheit. Dein Herzensweh berührt mich tief und schmerzlich. O, laß dich erbitten, laß dir raten! Gehe zum neuen Propheten, dem heiligen Rabbi Jeschua, klage ihm dein Leid.

Vielen hat der Heilige geholfen; er wird auch dir gnädig sein und sich deiner Seelennot erbarmen.

Simon schwieg. Schon zitterte der Sklave vor Furcht, als ihn ein milder Blick des Herrn traf.

Mit sanfter Handbewegung winkte Simon dem Sklaven ab und blieb allein. Der Rat des alten Dieners war ein Sonnenstrahl für sein ödes, wundes Herz. Sein Entschluß war gefaßt, beim heiligen Rabbi Trost und Hoffnung zu suchen.

Eine innere Macht trieb ihn zu Jeschua. Er warf einen Mantel um sich und eilte hinaus.

Auf dem Tempelplatze angelangt, war es ihm unmöglich, sich durch die Volksmenge zum Rabbi hindurchzudrängen, so ließ er sich denn an einer Säule auf das Mosaikpflaster nieder. In der demütig geduckten Gestalt hätte niemand den stolzen Senator, den Besitzer fürstlichen Reichtums vermuten können. Als Jeschua den Vorhof verließ, staute sich die Volksmenge am Thore und Simon, der gefolgt war, ward an die Mauer gedrückt. Als er eben ausrufen wollte: „O Rabbi Jeschua, Du Sohn Gottes, gib mir Hoffnung“, schritt Jeschua an ihm nahe vorüber. Aus dem Munde desselben hörte Simon die beglückenden Worte: Laß deine Hoffnung nicht sinken! Die du suchest, wirst du wiedersehen.

Längst war die Volksmenge, die den Rabbi begleitete, dem Gesichtskreise entschwunden. Simon blieb wie verzückt an der Mauer stehen; er sah immer noch das Bild des wunderbaren, Hoffnung spendenden Herrn vor sich.

Endlich löste sich die Verzückung in tiefem Atemzuge.

— Fürwahr, der ist der wahre Gottesmann, rief er laut vor sich hin. Er kennt der Menschen Herz, er kennt unser Leid, er gießt Hoffnung und Frieden in die Seele. Gesegnet bleibe diese Stunde für alle Zeit.

Mit tiefbekümmertem Herzen war er zum Tempel gegangen, voll freudigster Hoffnung kehrte er in seinen Palast zurück. Dort fiel er seinem alten Diener um den Hals, streichelte dem treuen Sklaven die Wangen wie ein Kind dem Vater und erzählte, wie ihm der heilige Rabbi, ohne ihn vorher nach dem Anliegen gefragt zu haben, ein Wiedersehen mit Thamar in Aussicht gestellt.

Und nun saßen Herr und Sklave, brüderlich verbunden, auf den seidenen Polstern und sprachen von dem Helfer und Tröster in aller Not und Trübsal. War doch auch der Sklave zu diesem Herrn gegangen und hatte in dessen Predigten großen Trost für sein Sklavenlos gefunden. Jetzt hatte des heiligen Rabbi Wort Herrn und Sklaven zu einem Seelenbunde vereinigt.

Als erste Folge dieses Bundes erschien ein Freibrief für den alten, treuen Diener mit der Bitte, als freier Mann und als Freund weiterhin der Pflege Simons zu warten. So sehr bisher der Sklave sich nach Freiheit gesehnt, so wenig verlockend kam ihm diese jetzt vor.

Als er abends im kleinen, neben Simons Schlafgemach gelegenen Raume sich zur Nachtruhe bereitete, kniete er betend nieder und rief: O Rabbi Jeschua, du Heiliger Gottes, der du unsere Gedanken liest, dir sei Lob und Ehre und Dank für den heutigen Tag.

Und Herr und Diener schliefen wieder den ersten, festen Schlaf nach langer, langer Zeit.

An jenem Tage war Simons Gastfreund aus Korinth in Jerusalem nicht anwesend.

Alexander war unter dem Geleite seiner gutbewaffneten, thrakischen Sklavenschar, wohlversehen mit allem zur Reise und Lagerrast Nötigen, aufgebrochen, um einen Ausflug an das Tote Meer und in das umliegende Moabitergebiet zu

machen. Als er das „Gefilde Moab“ passierte, welches zu dieser Jahreszeit, noch unberührt von der sengenden Sommerhitze, in üppigem Grün prangte, um wenige Wochen nachher das Ansehen einer öden, dürren Steppe zu erhalten, empfand Alexander, die umliegenden Gebirge mit seinem Blick umfassend, das Gelüste, den Berg Nebo zu besteigen, um von da aus, gleich wie einst Moses, Ausschau auf das palästinensische Land zu halten.

Nicht wenig Schwierigkeiten kostete es, auf ungebahnten Bergwegen bis zum Fuße des Nebo vorzudringen, der sich etwa 806 Meter über die Hochebene erhebt. Hier rastete die Karawane. Obgleich letztere bisher von niemand belästigt worden war, ließ Alexander aus Vorsicht Posten zur Nachtwache aufstellen, als die Lagerzelte errichtet waren und alles sich zur nächtlichen Ruhe anschickte. Mit dem geringen vorgefundenen Gestrüpp konnten die Posten nur ein dürftiges Lagerfeuer unterhalten, aber selbst auch dieses zog auf sich die Aufmerksamkeit einer Horde arabischen Raubgesindels, das in ziemlich weiter Entfernung lagerte.

Der Morgen graute. Die schlaftrunkenen Wachen, die in dieser Öde keine Gefahr voraussahen, hatten, zusammengekauert auf dem Boden, so häufig die Köpfe tief hinabsinken lassen, bis sie zuletzt ebenso fest schliefen wie die Bewachten. Da wurde der kleine Lagerplatz gar jäh aus seiner Ruhe aufgeschreckt. Eine räuberische Horde Beduinen machte einen Ueberfall, als dessen erste Opfer die pflichtvergessenen Wachtposten fielen.

Die aus dem Schlafe aufgeschreckte Mannschaft wurde teils getötet, teils gefesselt und gefangen; einigen wenigen, die bei den Saumtieren geschlafen, gelang es, auf guten Reiteseln zu entfliehen und zuletzt der Verfolgung glücklich zu entkommen. Das stolze, prunkvolle Zelt Alexanders hatte

die Räuber ganz besonders angezogen; eine Schar derselben drang in dasselbe ein und hatte den Insassen gefesselt, bevor er eine Waffe zur Hand nehmen konnte.

Der Überfall war mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit und Gewandtheit ausgeführt worden.

Alles, was den räuberischen Beduinen von einigem Werte erschien, wurde schleunigst verpackt und auf die Saumtiere verteilt. Mit diesen und mit Alexander und den anderen Gefangenen machte sich die Horde nun eiligst davon und zwar, um etwaige Verfolger irre zu führen, in südwestlicher Richtung, um erst später nach Nordosten zu den gewohnten Nomadenplätzen abzuschwenken.

Eile schien den Beduinen, die Alexanders Truppe für die Vorhut einer größeren halten mochten, gar not zu thun, denn unaufhörlich trieben sie die Reit- und Saumtiere zu schnellerem Trabe an. Als sie sich zur Mittagszeit endlich Lagerruhe gestatteten, lag bereits eine weite Strecke zwischen dem Lager und dem Berge Nebo. Jetzt erst wurden den Gefangenen die Fesseln abgenommen. Alexander, der viel Qual erduldet hatte, mußte auf bloßem Erdboden seine steif gewordenen schmerzhaften Glieder dehnen. In der Schlacht hätte er todesmutig gekämpft, hier aber hatte den verwöhnten Mann, der sich von allem entblößt fühlte, große Verzagtheit überfallen. Seine Lage erschien ihm die denkbar schimpflichste uud verzweifeltste. Er wollte zu den griechischen Göttern flehen, glaubte aber nicht recht an sie; er wollte Gott Jahve anrufen, kannte ihn aber zu wenig. Da fiel sein Gedanke auf den neuen Propheten Jeschua, der sich für einen Gesandten Gottes ausgegeben, und in inbrünstigem Gebete wandte er sich geistig an diesen um Hilfe in der Not.

Um jeglichem Verrat oder jeglicher Verabredung der

Gefangenen zur Flucht vorzubeugen, hatten die Beduinen einzeln die Gefangenen abgesondert, so daß Alexander mit keinem derselben in Berührung kam. Der Scheich der Horde hatte zu Alexander gesprochen, doch verstand weder dieser noch einer der Leute das Arabische, und so war an eine Unterhandlung über einen Loskauf nicht zu denken.

Am Spätnachmittage kam es zum Aufbruch. Mit gefesselten Händen wurde Alexander an ein Kamel gebunden, auch die übrigen Gefangenen wurden gefesselt fortgeführt. Allmählich gelangte man auf eine Art Heerstraße, wo der Zug schneller weiterging. An einer Stelle verengte sich diese Straße zu einer schmalen, langausgedehnten, vielgewundenen Schlucht, die mit scharfer Krümmung in ein breiteres Thal mündete.

Gerade als die vorderste Reihe der Räuber mit schwerbepackten Saumtieren um den Wendungspunkt schwenkte, stieß sie unvermutet auf eine Abteilung Galiläischer Truppen.

Die Räuber stutzten; die Umkehr war nicht möglich. Es blieb ihnen nichts übrig, als unter dem Anscheine harmloser Nomaden an den Truppen vorüberzuziehen. Einem der Gefangenen indessen gelang es auf griechisch auszurufen: „Helft uns, wir sind überfallen worden.“ Ein Soldat, der den Ruf gehört, eilte zum kommandierenden Offizier und machte letzteren dabei aufmerksam auf das prächtige Zaumzeug einzelner Reittiere, die er als einem Korinther zugehörig wollte erkannt haben und die bei einfachen Beduinen nicht vorkommen könnten. Der Offizier erteilte Befehl die Bande anzuhalten, da es sich ja augenscheinlich um einen von den Beduinen vollführten Raubüberfall handelte.

Den ersten Reihen, welche bereits die Truppen passiert hatten, gelang es, zu entkommen, ebenso den letzten, die kehrt machten und davon jagten in entgegengesetzter Richtung.

Der übrige Teil setzte sich zur Wehr und ward gefangen, wobei bei den Beduinen wie bei der Truppenabteilung einige Mann fielen.

Alexander und seine Leute waren auf unerwartet glückliche Weise befreit worden. Nachdem er seinen Bericht über den Ueberfall abgegeben, hielt der kommandierende Offizier kurzes Kriegsgericht und hieß, nach dem Beschlusse des letzteren, den gefangenen Beduinen das kurze römische Schwert in den Leib stoßen. Dann ging der Zug weiter. Als die Schlucht passiert war und die Mannschaft mit dem Troß auf ebeneres Terrain gelangte, befahl der Offizier „Halt". Alexander und seine Leute ordneten jetzt ihr Gepäck und ihre Tiere. Habe und Tiere der Beduinen fiel den Truppen zu gut.

Nachdem alles so geordnet war, setzte man den Marsch fort. Alexander hatte den wertvollsten Teil seines Gepäcks verloren, auch einige vorzügliche Reittiere eingebüßt, mit denen es dem Scheich der Beduinenbande gelungen war, zu flüchten. Nun ritt er neben dem kommandierenden Offizier, der zufrieden war, ein gutes Kamel der Beduinen erhalten zu haben. Der Korinther erzählte, von wo er stamme, was er bisher erlebt und welche Länder er bereist. Zuletzt sprach er dem galiläischen Offizier aufs herzlichste seinen Dank aus für seine Befreiung.

— Ich selbst habe weniger deinen Dank verdient, edler Korinther, als vielmehr einer der Söldlinge, welcher dich kennen muß, denn er sagte, daß er an dem Zaumzeuge die Tiere des Alexanders aus Korinth erkenne.

— Den Mann werde ich beim Scheiden beschenken. Jetzt aber bitte ich dich, unter deinem Schutz bis Jericho bleiben zu dürfen, da ich nach Jerusalem zurückzukehren

11*

wünsche. Kaum die Hälfte meiner Sklaven ist mir geblieben.

— Daran tragen deine Leute die Schuld, ja auch du selbst, werter Alexander. In unbekannter Gegend muß die Nachtwache um einen Lagerplatz besonders streng gehandhabt werden.

Der Offizier erzählte von dem strengen Nachtdienst auf der einsamen Veste Machärus, den er viele Monate hindurch mit seinen Leuten habe durchkosten müssen. Er sei froh, daß er endlich von dieser Garnison abgelöst sei und mit seiner Rotte nach Tiberias, seiner eigentlichen Garnisonstadt, zurückkehre. In weiterer Unterhaltung erfuhr Alexander viel Interessantes über die militärischen Verhältnisse Galiläas und anderer Vasallenländer, über die Stärke der Truppenmacht der Vasallenfürsten, und wie bei diesen alles militärische Wesen nach römischem Muster geordnet sei, sowohl hinsichtlich der äußeren Formation, wie auch der Disziplin und inneren Verwaltung.

Die Weiterreise verlief etwas langsam zwar, doch ohne besondere Vorkommnisse.

Als nach erfolgtem Uebergang über den Jordan der Weg sich gabelte nach Skythopolis einerseits und Jerusalem andererseits, und Alexander von dem galiläischen Trupp schied, bat er den Hauptmann, den Krieger, welcher den Anlaß zur Befreiung aus der Gefangenschaft der Beduinen gegeben, vorzurufen. Auf Geheiß des Offiziers trat derselbe vor. Es war Itarus. Alexander, den Mann nicht gleich erkennend, sagte ihm einige Worte des Danks und reichte ihm einige Goldstücke hin. Itarus indessen machte eine abwehrende Bewegung.

— Behalte dein Gold, Alexander, sagte er kalt. Von dir mag ich nichts annehmen. Ohne zu fragen, ob ich

Schuld trage oder nicht, hast du mich zu schimpflichem Martertode bestimmt und den wüsten Nazarenern geopfert. Das war dein Dank, Korinther, dafür, daß ich dir wiederholt das Leben gerettet. Nachdem die rohen Nazarener mir das Leben und die verbriefte Freiheit geschenkt, war mein Herz nur von einem Wunsche beseelt, dir den Rachestahl in die undankbare Brust zu stoßen. Ich verdingte mich hier und da als Leibwächter und kam nach Jerusalem. Hier traf ich dich und schlich dir nach mit Mordgedanken, verfolgte dich in den Tempel und lauerte dort auf dich, hörte aber den frommen Rabbi Jeschua von Feindesliebe predigen. Da warf ich den tötenden Stahl von mir und verdingte mich galiläischen Werbern, um mit dir nicht mehr zusammenzutreffen. Wenn du heute noch lebst, so danke es dem Heiligen. Du aber gehe hin, setze dich zu seinen Füßen und lausche seinen heiligen Worten, auf daß du ein anderer Mann und fortan deinen Sklaven gegenüber ein gerechter und humaner Herr werdest!

Der einst so stolze und unduldsame Korinther wurde durch diese Worte und das ganze Auftreten seines früheren Sklaven gegen ihn nicht im mindesten erzürnt.

— Ferne sei es von mir, armer Ikarus, erwiderte er in besänftigendem Tone, ferne sei es von mir, dich weiter ziehen zu lassen mit Unmut im Herzen gegen mich. Auch ich habe meinen Geist nicht den Worten des heiligen Rabbi verschlossen. Unrecht habe ich gegen dich gehandelt, diese Schuld brennt mir auf dem Herzen und bittend spreche ich zu dir: gedenke der Mahnung des Rabbi zur Versöhnung, reiche die Hand dem Manne, der einst als Feind an dir gehandelt und laß uns fortan Freunde sein. Meinen Reichtum kennst du, eine geeignete Stellung als freier Mann wirst du bei mir finden. Laß uns wieder miteinander wohnen.

Da reichte ihm Ikarus versöhnt die Hand und sprach gerührt:

— Möge jeder Groll gegen dich aus meinem Herzen fahren. Mit dir ziehen darf ich aber nicht, da ich mich als Söldling auf mehrere Jahre den Diensten des galiläischen Fürsten verschrieben habe.

Bei der nun gepflogenen Unterhandlung mit dem Hauptmanne stellte es sich heraus, daß eine Dienstbefreiung des Ikarus gegen Erlegung einer nicht kleinen Loskaufssumme möglich sei.

Alexander ging darauf ein und Ikarus war dessen zufrieden.

Der Korinther war leider seiner größeren Barschaft verlustig gegangen, indessen genügte dem Hauptmanne, der auch bedacht ward, eine Anweisung auf ein Kaufhaus von Tiberias, welche Alexander auf eine Wachstafel schrieb und mit dem Abdrucke seines Siegelringes versah, wie es zu jener Zeit üblich war. Auf die Schnur, mit der er die Wachstafel und ihr Deckblatt umwickelte, drückte er ebenfalls sein Siegel auf und händigte so die Anweisung dem Offizier ein.

Nun wurde Ikarus formell und legal aus dem Verbande der Militärrotte entlassen.

Der Offizier zog darauf mit seinen Soldaten nach Norden ab. Alexander aber, Ikarus zur Seite, schlug den Weg nach Jerusalem ein. Beim Aufstieg aus dem Jordanthal in das Gebirge kamen ihm seine drei Thrakier, die sich beim Überfall geflüchtet hatten und mit Mühe und Not in Jerusalem angelangt waren, mit einer großen Schar bewaffneter Sklaven Simons entgegen.

Alexander wurde in Jerusalem mit freudiger Überraschung und großer Herzlichkeit von Simon begrüßt, dessen Wesen verändert, viel frohgemuter erschien. Alexander aber kehrte

mit größerem Lebensernste zurück, als er ihn beim Auszug gehabt hatte. In den Erlebnissen beider Männer hatte die Persönlichkeit des Rabbi Jeschua eine wesentliche Rolle gespielt.

Beide besuchten täglich die Lehrvorträge Jeschuas und schieden schließlich als wirkliche Geistesfreunde, die ein gleich warmes Interesse an der neuen wunderbaren Gotteslehre des heiligen Rabbi gewonnen hatten.

Simon förderte die Pläne Alexanders hinsichtlich Gründung eines Zweiggeschäfts in Cäsarea, wohin er seinen Gastfreund begleitete.

Als die Angelegenheit geordnet war, übertrug Alexander die Leitung des Zweiggeschäfts dem Itarus und auf dessen Bitte auch dem Vogte Serug, und segelte darauf auf seinem eigenen Schiffe, das ihn lange erwartet hatte, heim nach Korinth.

Mit Simon blieb er fortan auf Lebenszeit in freundschaftlichem Verkehr und behielt ein warmes Interesse für die neue Lehre des Rabbi Jeschua. In der Folgezeit war er eines der thätigsten Glieder der christlichen Gemeinde von Korinth.

Jeschuas Predigten zur Passahzeit des Jahres 28 hatten somit die Seelen einiger fremdländischer Festpilger empfänglich gemacht für die später erfolgende Aufnahme der christlichen Heilslehre. Es waren die ersten, unscheinbaren Anfänge, die in der Folgezeit Anstoß gaben zur Bildung mächtig erblühender, christlicher Gemeinden außerhalb Palästinas.



VI. Kapitel.

Jeschuas Wirksamkeit in Judäa und Galiläa. Kollision mit dem Senat; Proklamation als Messias.

Zu einer früheren Zeit, als Judäa gerade von inneren, politischen Wirren zerrüttet war und die aristokratische Priesterpartei zeitweilig an Macht und Einfluß Einbuße erlitten hatte, war es der von einigen energischen Schriftgelehrten geleiteten Volkspartei gelungen, sich einige Sitze im Senate zu erobern und sie mit ihren Repräsentanten, die natürlich der Partei der Führer, d. h. dem Schriftgelehrtentum, zugehörten, zu besetzen. Seit jener Zeit hatte sich im Senate die sogen. demagogische Partei, meist aus Schriftgelehrten bestehend, heraus gebildet, die beständig Opposition gegen die herrschende Priesteraristokratie des Senats machte und trotz ihrer Minderheit es dazu gebracht hatte, daß die aristokratische griechische Sprache als Geschäftssprache aus den Verhandlungen des Senats verdrängt und durch die aramäische Volkssprache ersetzt wurde. Die Minorität hatte hierbei gute Unterstützung seitens der römischen Beamten erfahren, welche stets innere

Zwistigkeiten der Juden miteinander anzuregen oder zu fördern suchten.

Im Laufe der Zeit hatte sich zwischen der aristokratischen Priesterpartei und der plebejischen Schriftgelehrtenpartei des Senats ein glühender Haß herausgebildet, der sich zwar zu verbergen suchte unter der Maske kalter Höflichkeit, hin und wieder doch bei den Senatssitzungen zu lebhaftem Ausdruck kam. Als nun infolge Jeschuas Auftreten die Popularität einiger hervorragender Schriftgelehrten, die zugleich Sitze im Senate innehatten, große Einbuße erlitten hatte und die Betroffenen Klage im Senate führten, daß zu ihren öffentlichen Disputationen und Unterweisungen immer weniger und weniger Zuhörer kämen, während sich die Menge immer mehr und mehr um die Person eines Nazarener Arbeiters schare, der sich selbst zum Rabbi gemacht hätte, da zuckte die Mehrzahl der hohen Landeskörperschaft die Achseln und meinte, in Palästina hätte ja jeder, der sich zum Lehrfache berufen fühle und geeignete Fähigkeiten dazu zu besitzen glaube, volles Recht frei zu lehren.

Der Senat von Judäa pflegte sich grundsätzlich um theologische Fragen nicht zu kümmern und schenkte ihnen höchstens nur dann eine gewisse Beachtung, wenn sie die finanzielle Seite des Kultus berührten, respektive gefährdeten. Da von seiten Jeschuas keine Befürchtung nach dieser Richtung vorlag, wurde die öffentliche Lehrthätigkeit des Rabbi anfänglich nicht weiter beachtet.

Inzwischen war Jeschua in seinen öffentlichen Reden gegen den religiösen Hochmut und die Scheinheiligkeit des Schriftgelehrtentums scharf zu Felde gezogen. Je wütender darob die Schriftgelehrten wurden, desto größer ward die Schadenfreude der aristokratischen Mehrzahl des Senats, die den neuen Volksredner gewähren ließ.

So predigte Jeschua einige Wochen unbehindert, sah aber ein, daß seine religiös-reformatorische Lehrthätigkeit keinen rechten Boden fand in der geistigen Metropole des Landes. Die Jerusalemer kannten nur eine Aufgabe, eine Sorge, von Fest zu Fest geeignete Vorkehrungen zu treffen, um während der Festzeiten den Fremdenstrom in- und ausländischer Juden bestmöglichst auszubeuten. Dieses schaffte ihnen die reichlichen Mittel zu dem behaglichen und sorgenlosen Leben, das sie führten, das Wohlleben aber hatte einen krassen Materialismus großgezogen, der schließlich alle höheren geistigen Interessen überwucherte.

Gegen diesen Materialismus, dem fast die ganze Stadt fröhnte, kämpfte Jeschua vergebens an.

Bekümmert über den geringen Erfolg seiner Lehrthätigkeit in Jerusalem selbst verließ Jeschua, etwa im Beginne des Sommers anno 28 die hügelreiche Zionstadt und begab sich mit seinen wenigen Jüngern in eine 2—3 Stunden von Jerusalem entfernte Gebirgslandschaft, wo er mit besserem Erfolge unter schlichten Hirten und Dörflern das Evangelium predigte und vielfach Wunder that.

Als im Novembermonat die kalten Winde über das Hochplateau strichen, zog Jeschua in das warme Jordanthal hinab, wo er in der Nähe Jerichos seine öffentliche Lehrthätigkeit fortsetzte, fast an derselben Stelle, wo Johannes, der jetzt weiter nach Norden gezogen war, gepredigt hatte.

Doch gerade in dieser Gegend hielten die Repräsentanten der priesterlichen und finanziellen Aristokratie ihre Wintervilleggiatur. Als nun Jeschuas Predigten und der Ruf seiner Wunderthaten von allen Seiten das Volk heranzog und Tausende von Wallfahrern erschienen, ward das Zusammenströmen großer Volksmassen sehr unbequem den reichen und vornehmen Leuten, welche sich im Genusse ihrer winterlichen

Lebensfreuden nicht gestört wissen wollten. Nebenbei erschien es dem Hofe des zur Winterszeit in Jericho residierenden Antipas für die politische Ruhe des Landes bedenklich, daß sich vieltausendköpfige Volksmengen um einen Volkslehrer sammelten, der zudem noch im Rufe eines Wunderthäters stand. Deshalb wurde dem Senate in Jerusalem Vorstellung gemacht über eine gefährliche Volksbewegung, welche durch den Rabbi Jeschua veranlaßt worden war. Der Senat sandte einige Vertrauensmänner ab, die sich über die Lage der Dinge persönlich, an Ort und Stelle, informieren sollten.

Nach ihrer Rückkehr schilderten die Delegierten die von seiten Jeschuas drohende Landesgefahr in so grellen Farben, daß der Senat nicht umhin konnte, im geheimen Einverstehen mit dem galiläischen Fürstenhofe, gegen den Volkslehrer vorzugehen, um ihn mundtot zu machen.

Bevor jedoch die geheimen tückischen Anschläge ausgeführt werden konnten, hatte Jeschua das Jordanthal verlassen und seinen Wanderstab nach Obergaliläa gelenkt, wo er im Anfange des Jahres 29 überall mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. Nur seine Heimatstadt Nazareth wollte in ihm nicht den gottgesandten Propheten anerkennen. Ja, als er, in der örtlichen Synagoge predigend, seinen Heimatsgenossen ihre Sünden vorwarf und bemerkte, daß schon Elia die heidnischen Tyrer und Sidonier den israelitischen Landsleuten vorgezogen habe, erhob sich ein großer Tumult, und die empörten Städter, auf Sallums Anstachlung hin, trieben den Redner mit Steinwürfen zur Stadt hinaus. Diese Ausstoßung war gleichsam ein Vorakt zum letzten Akte des Dramas; was hier die Heimatstadt begann, sollte später vom Gesamtvolke auf Golgatha vollendet werden.

Aus Nazareth zieht Jeschua wiederum in das regsame, starkbevölkerte Kapernaum, den sehr zu Missionszwecken ge-

eigneten Ort, welcher den Grenzen verschiedener politisch-fremder Gebiete nahe lag, wie z. B. dem Fürstentume des Philippi, dem Zehnrepublikenlande u. a.

Im Gebiete von Kapernaum entfaltet sich Jeschuas Lehrthätigkeit am intensivsten. Hier wird die Zahl der Jünger auf 12 Personen gebracht; hier werden viele Wunderthaten vollzogen. Und wiederum strömt das Volk von allen Seiten heran, teils aus purer Neugier, teils aus wirklich frommer Gesinnung. Und so fanden sich in den Pilgerscharen Griechen und Phönikier, Syrer und Paträaner, Araber und selbst heidnische Juden aus fernabgelegenen Gegenden, Juden, welche längst nichts mehr wußten weder von dem Gotte Jahve, noch seinem Diener Moses. Selbst von einem fern wohnenden, armenischen Fürsten, Abgar von Edessa, der am Aussatz litt, kamen Abgesandte, die Jeschua um Heilung für ihren Herrn baten, was auch, der Überlieferung nach, erfüllt ward.

In den volkreichen Ortschaften, welche ziemlich dicht gedrängt das Westufer des Sees Genezareth umrahmten, fanden die Tausende von Pilgern keinen Platz, so daß auch dieses Mal, wie ein Jahr zuvor, Jeschua vom Schiffe aus am Seegestade lehren mußte. Aber auch dann ward es oft zu eng.

Hin und wieder fühlte Jeschua sich gedrungen, dem Volksgedränge zu entgehen; dann suchte er die einsamen Berge an dem Ostufer des Sees auf. Doch das Volk verstand es, ihm auch hieher zu folgen, und lauschte dann mit staunender Verwunderung den Worten einer neuen, wundersamen Gottesweisheit, hatte doch das Volk bisher von den Rabbinen nur die Gesetzeserklärungen über Tempel- und Opferdienst, über Tempelzeremonie und Tempelsteuer, über Reinigungsgebote und andere talmudische Satzungen vernommen;

des wunderthätigen Rabbi Jeschuas Unterweisungen aber machten es auch dem schlichten Verstande des Volkes klar, daß es nicht ankomme auf die äußere Erfüllung des mosaischen Gesetzes, sondern daß die fromme Gesinnung der innerste Kernpunkt des religiösen Wesens sei.

Hier in der einsamen Bergwelt wurden die höchst bemerkenswerten, staunenerregenden, gewaltigen „Bergpredigten" gehalten. Sie begannen nicht mit himmlischen Strafandrohungen, sondern mit Seligpreisungen. Hier ward die pharisäische Werkgerechtigkeit in ihrer schamlosen Nacktheit an den Pranger gestellt. Diese Predigten ließen im Volke das Bewußtsein aufdämmern, daß die Priesterschaft sich eine Anwalts- oder Vermittlerschaftsrolle zwischen Gott und Volk angeeignet, zu der sie nicht berechtigt war, daß sie aus eigennützigen Zwecken den höchsten Geist als zürnenden, strafenden und rächenden Gott nur deshalb dargestellt hatte, um desto fester das Volk in ihren angeblich schützenden Armen halten zu können. Jeschua aber sprach von dem Schöpfer Himmels und der Erde als von einem erbarmungsvollen, liebenden Vater, sah den Gottesdienst nicht in Opferungen und anderen rituellen Handlungen, sondern in der eifrigen Bethätigung der Gottesfurcht und der Nächstenliebe. Die Bedeutung des Priestertums auf das ursprüngliche, mosaische Niveau zurückdrückend, wies Jeschua auf seine eigene Mittlerschaft zwischen Menschen und Gott hin, welche er als zur Erde hinabgestiegener Sohn Gottes auf sich genommen habe. Gewaltig wie die Reden war auch ihr Eindruck auf die Zuhörer und brachte in Verwirrung sogar die Gegner in Jerusalem, die selbstgerechten Pharisäer und Schriftgelehrten, denen der Inhalt jener Bergpredigten überbracht worden war.

Das Volk ist nun enthusiasmiert für den neuen Propheten, den Sohn des Himmels, und zieht ihm in dichten

Scharen nach, als er, gefolgt von seinen Jüngern, von einer obergaliläischen Stadt zur anderen wandert. Überall jauchzen ihm die leicht erregten Massen zu; er antwortet mit wunderbaren Heilungen.

Es ist der Höhepunkt seiner öffentlichen Lehrthätigkeit!

Die jüdische Priesterschaft hatte nichts dagegen, solange von dem neuerstandenen Propheten nur das Treiben und Gebahren der Pharisäer und Schriftgelehrten gegeißelt wurde. Als sie aber selbst sich kritisiert wußte und ihre eigenen Interessen durch Jeschua gefährdet sah, der immer eindrücklicher von der Nutzlosigkeit des Gesetzesdienstes ohne entsprechende innere Umwandlung des Menschen geredet hatte, sandte sie Boten nach Tiberias, wo augenblicklich der Fürst Antipas Residenz hielt und ließen ihm vorwurfsvoll Vorstellung machen, daß er in seinen Landen eine so gefährliche Volksagitation dulde. Der Herodier entließ die Abgesandten mit dem höhnischen Bemerken, die Volksbewegung sei für ihn sehr nutzbringend, da sie die Zoll- und Steuereinnahmen durch Fremdenkonflux erheblich vermehrt habe, käme der Agitator nach Jerusalem, könnte der Senat nach Belieben mit ihm verfahren.

Der Senat von Jerusalem mußte nun allein vorgehen, doch wie? In fremdem, politischem Gebiete war dem Manne schwer beizukommen. Ein spitzfindiger Senator verfiel auf den Weg der Lüge und Verleumdung. Dieser Weg wurde nun eingeschlagen und Priester und Schriftgelehrten vereinigten sich freundschaftlich zu einem gemeinsamen, hinterlistigen Vorgehen gegen den Mann, der beider Parteien Ansehen beim Volke untergraben zu haben schien. Sie entsandten zunächst die gewandtesten Dialektiker aus ihrer Mitte mit dem Auftrage, Jeschua vor dem Volke lächerlich zu machen und in offenen Redekämpfen zu besiegen.

Als aber die siegesbewußten Abgesandten in den Syna-

gogen der galiläischen Städte mit den Waffen spitzfindiger Sophistik gegen Jeschua auftraten, erlitten sie bei den Disputationen Niederlage auf Niederlage. Sie schlugen jetzt eine andre Taktik ein: Jeschua voraneilend oder ihm auf dem Fuße folgend, versuchten sie, das Volk gegen den neuen Lehrer und Propheten einzunehmen. Letzteres gelang ihnen oft auch besser als das Wortgefecht. Es gelang ihnen, die urteilslose Volksmasse mittelst der Sophistik allmählich zu überzeugen, daß Jeschuas Lehre gegen Gott und gegen Moses und die Propheten gerichtet und deshalb höchst verwerflich sei; wer sich dieser neuen Lehre zuwende, mache sich der furchtbarsten Sünde schuld.

Die Wirkung dieser perfiden Strategie konnte nicht ausbleiben: der Zudrang des Volkes zu Jeschuas Predigten ward allmählich geringer, das religiöse Interesse lauer und der Enthusiasmus kälter und kälter. In diese Situation trat das Ereignis der Totenerweckung eines Jünglings der Stadt Nain. Sie war im Beisein von einigen hundert Personen vor sich gegangen.

Als diese Wunderthat im Lande bekannt wurde, hob sich wiederum die Woge der Volksbegeisterung für den heiligen Mann, dessen Macht ja zusehends über die Schwellen des Todes hinüberragte.

In dieser Zeit neu angefachter Begeisterung des Volks erschien Jeschua abermals in Jerusalem, um von neuem den hartherzigen Einwohnern seine Gotteslehre anzubieten. Auch hieher war die Nachricht der Totenerweckung gedrungen und hatte das Volk zu gunsten des wundermächtigen Rabbi gestimmt. Bei solcher augenblicklichen Volksstimmung wagte es der Senat nicht, offen gegen den Volksmann vorzugehen, trotzdem daß derselbe in seinen öffentlichen Reden wiederholt sich einen Sohn Gottes nannte und sich dadurch, nach Ansicht

der Priester und Schriftgelehrten, der Gotteslästerung schuldig gemacht hatte. Am meisten drang die demagogische Senatspartei auf energisches Einschreiten gegen den galiläischen Agitator und ließ es den Hohenpriestern gegenüber nicht an Vorwürfen fehlen, daß sie viel zu wenig auf Wahrung der Landesinteressen bedacht seien.

— Wie lange wollt ihr diesen Gottessohn noch dulden? fragte erregt einer der hitzigen Schriftgelehrten in der Senatssitzung. Ihr wißt es doch, daß er sich als Mittler zwischen Gott und Menschen aufspielt und dadurch das Priestertum aus seiner gesetzlichen Stellung zu verdrängen sucht! Ihr wißt es doch, daß sein Streben auf die Beseitigung des Gesetzes Mosi geht und daß er dadurch unsere, von Gott selbst bestimmte bürgerliche und religiöse Verfassung, ja selbst unser ganzes Volkstum aufs äußerste gefährdet!!

— Auch wir, erwiderte der Hohepriester Joseph, halten ihn jetzt für einen gefährlichen Umstürzler, doch hat er augenblicklich das Volk noch zu sehr auf seiner Seite. Dank der Thätigkeit unsrer Agenten war sein Einfluß schon im Sinken, die Totenerweckung in Nain hat leider diesen Einfluß wieder belebt, und jetzt hat der Agitator die Macht, das Volk zu jeder beliebigen politischen Gewaltthat zu treiben.

Empört sprang Simon von seinem Polsterlager und protestierte gegen eine solche Annahme.

— Die so oft bewiesene Wunderkraft, rief er in erregtem Tone, ist ein Beweis dafür, daß der heilige Rabbi vom Gott unserer Väter mit göttlichen Gaben zu einer bestimmten Mission ausgerüstet ist. Sein Wesen ist die Güte, die Gerechtigkeit und Liebe selbst. Von ihm ist nur Heil und Segen zu erwarten, nicht aber eine landesgefährliche, politische Aktion.

Über Josephs verbissenes Gesicht zog ein sarkastisches Lächeln.

— Du, edler Simon, erwiderte er mit gewissem spöttischen Ton, du scheinst auch bereits durch göttliche Gaben erleuchtet worden zu sein, daß du so sicher sprichst, als sähest du in die Seele dieses Nazareners wie auf den Grund eines klaren Wassers. Woher weißt du denn, was im Seelengrunde dieses Menschen ruht? Weißt du es denn wirklich so sicher, daß in der Brust dieses Rabbi der Teufel des Ehrgeizes nicht schlummert? und daß eines schönen Tages der Teufel nicht erwacht und den Rabbi nicht anspornt, sich zum Haupte des leichterregbaren Volkes aufzuwerfen und die ganze jetzige Ordnung der Dinge auf den Kopf zu stellen?

Wahrlich, dir und deinen etwaigen Gesinnungsgenossen sage ich, daß politisch nicht die Exaltierten, die Enthusiasten, die Fanatisierten zu fürchten sind — denn der Einfluß solcher Leute währt kaum länger als der Weinrausch. Nein! Gefährlich sind die Individuen, welche im Zuwarten Ausdauer haben; welche bedächtig, im stillen, ihre Vorbereitungen treffen; welche alle Umstände reiflichst zu überlegen pflegen und erst im geeignetsten Augenblicke und zwar plötzlich, mit elementarer Gewalt, zum Angriff auf ihr Ziel vorgehen. Solch eine, die geeignete Entwickelung der Verhältnisse erst abwartende, im stillen Böses brütende Natur scheint mir der Galiläer zu sein, der einstweilen nur Milde, Liebe und Demut zum Deckmantel der Heuchelei gebraucht. Jedenfalls muß man die Möglichkeit einer solchen Anschauungsweise zugeben. Eine weise Staatslenkung muß es verstehen, drohendes oder mögliches Unheil schon im Keime zu ersticken.

Der Hohepriester Ananos, Schwiegervater des Joseph, der Anschauung des letzteren rechtgebend, bemerkte seinerseits:

— Wie im Augenblicke die Dinge stehen, hat der Rabbi den mächtigsten Einfluß aufs Volk. Der Senat aber darf niemanden dulden, der mächtiger ist oder werden will als diese Körperschaft.

Der gelehrte Nikodemus wagte schüchtern zu erwidern:

— Wenn der fromme Rabbi ein Werkzeug in der Hand des heiligen Gottes ist, dann müssen wir ihn dulden, ob wir es wollen oder nicht.

Joseph hatte eine gallige Erwiderung bereit.

— Du sagst, daß wir ihn dulden müssen?

Fürwahr, wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, muß behauptet werden, daß er uns duldet und das vielleicht nur noch eine kurze Spanne Zeit. Mit seinem Wundernimbus, mit seiner gewaltigen Redemacht vermag er das Volk zu allem zu entflammen, zu allem hinzureißen. Es bedarf nur eines feurigen Winkes von ihm, um das Volk zu veranlassen, den Palast des Senats zu stürmen und seine Bausteine in das trockene Bett des Kidron zu stürzen. Wahr ist's, daß der Rabbi bisher nichts dergleichen gethan hat. Wer bürgt uns dafür, daß er es in Zukunft nicht thun wird? Bisher hat er eben uns geduldet! Wielange diese Duldsamkeit währen wird, weißt du es etwa, würdiger Nikodemus?

— Wollte der heilige Rabbi über uns ein Strafgericht vollziehen, sicher könnte er es ohne jegliche Menschenhilfe, von jedem Orte der Erde aus, einfach durch sein göttliches, allgewaltiges Wort thun, gab Nikodemus würdevoll, in festem Tone zur Antwort.

Diese Rede brachte die Mehrzahl des Senats in große Erregung. Hier waren laute Ausrufe des Unwillens, dort der Verwünschung hörbar.

— So bist auch du schon, weiser Nikodemus, von

dem Gifte seiner Lehre erfaßt? fragte lauernd der Senator Abniel, einer der fanatischsten Schriftgelehrten.

— Gehe doch hin, Abniel, und kämpfe mit deiner Schriftweisheit gegen den Rabbi, da wirst du dich selbst überzeugen, ob die Pfeile, die er auf dich wirft, vergiftet sind, erwiderte abweisend Nikodemus.

— Ihr Männer des Rats, wenn schon hier im Landessenate — rief Joseph mit lauter, erregter Stimme — die Allmacht des Galiläers gepriesen wird, dann ist es allerdings höchste Zeit, daß er schleunigst unschädlich gemacht werde. Nicht ihn selbst und seine Wundermacht haben wir zu fürchten, wohl aber das durch ihn fanatisierte Volk. Unsere Pflicht aber ist es, das Volk in festen Zügeln zu halten, sonst geht das Land auch des letzten, uns noch verbliebenen Restes religiöser und politischer Selbständigkeit verlustig.

Es ward viel hin und her geredet, ein gemeinsamer Beschluß aber nicht erzielt. Die Stimmführer verlangten die schnelle Beseitigung des religiösen Reformators, gaben aber selbst nicht an, wie diese Beseitigung zu vollführen sei. Die Mehrzahl dachte an heimlichen, unauffälligen Meuchelmord, laut aber solchen Vorschlag zu machen, wagte niemand. Viele gestanden sich selbst ein, es sei immerhin eine kitzlige Sache, mit einem solchen Manne, wie der wunderthätige Rabbi, anzubinden, denn wer im stande ist, durch sein Wort Tote lebendig zu machen, könne auch leicht durch dasselbe Wort Lebende zu den Toten werfen.

Jeschua aber, der inzwischen seine Jünger auf eine Probemissionsfahrt ausgesandt hatte, lehrte und predigte unerschrocken weiter und unterstützte auch hier seine geistliche Thätigkeit durch auffällige Heilungen von Krankheiten und Gebrechen. Letzteres machte auf die sehr real angelegten

Jerusalemer einen ganz besonderen Eindruck; diese kalkulierten, daß, wer solche Thaten vollführe, auch anderes Gute dem Volke schaffen könnte. Sie begannen sich einigermaßen für den wunderbaren Rabbi zu enthusiasmieren. Wo er auftrat, bezeugte man ihm Ehrfurcht wie einem Landesfürsten; in der That war er augenblicklich Herr der Situation, der das Volk hätte beliebig dirigieren können, wohin und gegen wen er es wollte.

Jeschua jedoch hielt sich demütig, in aller Abgeschlossenheit, und verkehrte, nach gethaner, öffentlicher Lehrarbeit, mit dem kleinen Kreise gläubiger, frommer Seelen, die sich ihm angeschlossen und bei denen er, der Reihe nach, Herberge und Aufnahme fand, sich mit einfachster Hütte und Kost begnügend.

Der engere Verwaltungsausschuß des Senats, den Hohenpriester Joseph und den Tempelhauptmann an der Spitze, hatte in geheimer Sitzung endgültig beschlossen, Jeschua durch Meuchelmord umbringen zu lassen; zur Ausführung hatte man auch schon bereitwillige Persönlichkeiten gefunden.

Jeschua hatte mit schnellem Blicke erkannt, daß verschiedene, unheimliche Gesellen ihn umkreisten und auf Schritt und Tritt folgten. Er mußte sich der ihm drohenden Lebensgefahr zu entziehen suchen, denn noch hatte er nicht in allen jüdischen Landesteilen sein Evangelium verkündet, noch nicht seine einmal gesteckte Missionsarbeit vollendet. Da nebenbei der Termin herannahte, zu welchem sich die Jünger in der Stadt Kapernaum sammeln sollten, so ergriff er eines Morgens frühe, als der Tag kaum graute, seinen Wanderstab und wanderte Kapernaum zu, das er in fünf Tagereisen unbehelligt erreichte. Hier fand er seine Jünger in sehr gedrückter Stimmung vor, waren sie doch von ihrer ersten Apostelfahrt mit mancherlei bitteren Enttäuschungen und

schlimmen Erfahrungen zurückgekehrt und gerade jetzt einer tieferen religiösen Unterweisung sehr bedürftig. Um diese letztere ungestört zu erteilen, zieht sich Jeschua mit den Jüngern aus der lebhaften Handelsstadt wieder in die Stille der östlichen Gebirgswelt zurück, wo einige Zeit zuvor die erhabenen Bergpredigten gehalten worden waren. Doch gar bald hat das Volk die Spur gefunden und ist nachgeströmt und umlagert wieder den „Heiligen“ und lauscht begierig seinen tröstlichen Worten, dabei Speise und Trank vergessend.

Jeschua erbarmt sich schließlich der hungernden Menge und vollbringt hier, in der Gebirgsöde des Ostufers des Sees, neue Wunder: die Speisung Tausender von Menschen mit nur wenigen Broten und Fischen.

Diese wunderbaren Speisungen, die der grobsinnlichen Natur des Volkes zusprechen, bringen den von neuem erwachten Enthusiasmus zu solcher Glut, daß die vieltausendköpfige Volksmenge den Rabbi zum König ausruft und als Messias begrüßt.

Und nun war der Augenblick gekommen, wo der gottgesandte Meister dem irrenden und verblendeten Volke die wahre Messiasidee offenbarte. „Nicht bin ich gekommen, rief er, um euch mit irdischer Speise zu sättigen, nein! ich will euch geben das Brot des Lebens, daß euch nimmermehr hungern und dursten soll: ich bin das Brot des Lebens; wer mein Fleisch esset und mein Blut trinket, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken.“ Doch weder das Volk, noch die Jünger verstehen ihn.

Das Volk bleibt bei seiner Königshuldigung.

Als Jeschua wiederum nach Kapernaum zurückkehrt, das am Westufer des Sees lag, geleitet den neuen Volkskönig eine ungeheure, lawinenartig sich stets vergrößernde Volksmasse.

Antipas, zu dem Eilboten diese Nachricht getragen

hatten, verläßt eiligst seine Residenz Tiberias und zieht sich in die starke Festung Sepphoris zurück, im Herzen bedauernd, daß er den Abgesandten des Senats von Jerusalem betreffs einer Beseitigung Jeschuas eine schnöde, abweisende Antwort gegeben. Er wußte, daß er seit der von ihm befohlenen Ermordung Johannes des Täufers nicht mehr auf die Treue seines Volkes bauen dürfe.

Jubelnd und jauchzend strömen die Volksmassen dahin um das Nordufer des blauen Sees auf dem Wege nach Kapernaum. Ihre demonstrativen Königshuldigungen werden lärmender und setzen sich beim Einzug in die Stadt fort. Jeschua steigt im bescheidenen Hause seiner Geschwister ab, das Volk lagert dicht gedrängt auf den Gassen und begleitet den neugewählten Volkskönig, als er die schöne, große Synagoge der reichen Stadt besucht. Hier, wo Kopf an Kopf eine ungeheure Volksmenge steht, tritt Jeschua mit energischstem Proteste gegen die Huldigungsdemonstrationen auf, welche auf ein irdisches Königtum zielen, proklamiert sich aber in offenen und klaren Worten als der wahre und wahrhaftige, gottverheißene Messias, der aber nicht gekommen sei, mit gewaltthätiger Hand ein stolzes Reich mit irdischer Pracht und Herrlichkeit aufzurichten, sondern der vom höchsten Gott gesandt sei, das Evangelium den Armen zu verkündigen, die zerstoßenen Herzen zu heilen, die Sünder zur Buße zu rufen und schließlich durch Leiden und Sterben zur Herrlichkeit zu gehen, auf daß alle, die an ihn glauben, selig würden.

Es war eine feurige Rede. Sie schloß mit den Worten: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.“

Tausend Jahre hatte das jüdische Volk auf das Erscheinen des Messias gewartet. Und siehe, jetzt steht er da in der Person Jeschuas!

Sollte da nicht ein einziger, gewaltiger Jubelschrei Palästinas Gaue erfüllen?

Von allem dem erfolgte nichts!!

Ein solcher Messias war dem weltlichgesinnten Herzen des Volkes unverständlich, fremd. Was sollte das Volk mit einem derartigen!

Nein! Des Volkes Messias mußte in allem Glanze königlicher Majestät erscheinen, mußte mit starker Hand die Feinde zerschmettern und das Volk zu irdischem Glück und Wohlleben führen!

Unheimliche Stille folgt der Rede Jeschuas. Als er die Synagoge verläßt und langsam durch die dichten Reihen schreitet, erschallt aus dem Volksmunde kein huldigender Ruf. Die frohen Laute des Jubels und der Begeisterung haben sich plötzlich gelegt; finsterer Miene, verdrossenen Sinnes und voll bitterer Enttäuschung stehen die Versammelten wie erstarrt da. Die unheimliche Stille währt an.

Durch ganz Galiläa schwärmen Senatsagenten, um das Volk gegen Jeschua einzunehmen und womöglich seinen Untergang zu veranlassen. Einige derselben sind in der Synagoge anwesend. Einer von ihnen, ein geschickter, sophistischer Redner, nutzt die augenblickliche Situation aus und hält eine schwungvolle Rede.

— Merket ihr denn immer noch nicht, liebe Landsleute — fährt er fort — daß vor euch soeben ein Irrsinniger geredet?

Ihr alle wißt es doch zur Genüge, daß die heilige Schrift lehret, es werde der Messias mit allem Himmelsglanze kommen und alle Völker zu Israels Füßen legen und Israel zum königlichen Volke machen. Er wird in königlicher Hoheit sein auserwähltes Volk regieren und jedem frommen Israeliten das höchste Glück auf Erden spenden.

Und nun kommt dieser Träumer, Jeschua ben Joseph, ein Sohn des verrufenen Nazareths, und behauptet gotteslästernd, er sei der rechte Messias, dazu berufen, in Niedrigkeit zu leben und elend zu sterben, und verspricht euch mit seinem Fleisch und Blut zu sättigen! Er ist doch ein Mensch und kein Lamm. Kann man eine thörichtere Rede als diese ersinnen?

Und ihr wollt auch thöricht sein und dem irrsinnigen Mann anhängen?

Was der Senatsagent sagte, war den Anwesenden viel einleuchtender und verständlicher als die Rede Jeschuas, und mußte vollen Unmut gegen den religiösen Schwärmer wachrufen.

— Und dennoch glaube ich, daß er ein heiliger Mann und großer Prophet ist, denn er kann dem Tode gebieten, sagte mit etwas unsicherer Stimme ein Bürger von Nain. Ich bin Zeuge gewesen, wie er bei uns einen toten Jüngling zum Leben erweckte.

— Gewiß, gewiß, gab der Agent listig zu, er ist ein bedeutender, wunderthätiger Mann. Darin liegt eine große Gefahr für uns alle. Er ist auch ein milder, freundlicher, herablassender, hilfsbereiter Mann, ist er aber deshalb weniger zu fürchten?

Wißt ihr es denn nicht, daß die Könige und Fürsten und Großen des Landes auch oft gar mild und freundlich sind, soll man sie deshalb weniger fürchten? Heute sind sie einem gnädig und bringen ihn zu hohen Ehren, und morgen, so sie in Zorn geraten sind, werfen sie ihn in Kerker oder Todesnacht.

Heute liebt der Rabbi das Volk. Wer steht dafür, daß er am nächsten Tage es *nicht* seinen Zorn fühlen läßt? Seine Wundermacht kann niemand anzweifeln, sie aber ist

für uns das Gefährliche. Wer heute Tote lebendig macht, kann morgen Lebende tot machen! Sehet ihr denn dieses nicht ein?

Wenn den Rabbi der Zorn überkommt, kann er bei seiner Wunderkraft dem ganzen Volke das Schicksal der Rotte Korah bereiten!

Wir haben vor dem unheimlichen Mann in Furcht und Zittern zu sein, nicht aber voll Bewunderung oder gar Begeisterung.

Das Wort zündete; unmutig, verwirrt und unruhig ging die Versammlung auseinander. Scheu wich das Volk Jeschua aus, und die Synagoge ward leer, wenn er nahte.

Das Volk war enttäuscht worden und zur Enttäuschung gesellte sich Furcht oder mindestens Scheu vor der Persönlichkeit Jeschuas.

Ein allgemeiner Abfall von dem Rabbi war die Folge.

Wenige blieben gläubig dem Gotteslehrer treu, quälten aber ihr Gemüt mit steten Zweifeln.

Niemand vermochte eben das Wesen des messianischen Königtums zu verstehen.

So endete Jeschuas Lehrthätigkeit in Obergaliläa mit einem nicht zu verkennenden Mißerfolge.

Entsprach solches Resultat der aufgewandten Mühe und Geduld? Das Volk wollte das Evangelium, das er anbot, nicht annehmen. Lag da der Gedanke nicht nahe, dieses Evangelium anderem Volke zuzutragen?

Jeschua verläßt jetzt das Seegebiet von Genezareth und macht mit den Jüngern eine Missionsreise durch die angrenzenden Bezirke Phönikiens und die syrischen Teile von Trachonitis, dem Fürstentum des Philippi. Die Wanderungen durch diese Lande nahmen die Sommerzeit des Jahres 29 in Anspruch.

Der Ruf der Wundermacht Jeschuas und seiner neuen trostreichen Gotteslehre war von Kapernaum schon längst in diese Lande gedrungen, so kam es denn, daß der Sohn Gottes überall in diesen Landen, die er durchzog, mit Freude empfangen wurde und daß da, wo er predigte, das Volk, Juden wie Heiden, sich um ihn scharte, um von der neuen Lehre zu hören. Jeschua aber trat Juden wie Heiden in gleicher Weise liebevoll helfend und tröstend und lehrend entgegen, durchaus keinen Unterschied in der Nationalität machend. Dieses verstimmte anfänglich die Jünger, waren sie doch in den Anschauungen des spezifischen Judentums aufgewachsen, welches Israel für das auserwählte und bevorzugte Volk Gottes ansah.

Hatte die Wanderung durch phönikische und syrische Landstriche auch zunächst den Zweck, den unter Heiden zerstreut wohnenden und darum manchen religiösen Gefährnissen mehr ausgesetzten Israeliten das Evangelium zu predigen, so verfolgte sie nebenbei auch einen tiefen religiös-pädagogischen Zweck: Die Jünger fanden Gelegenheit, den liebevollen Verkehr des Meisters mit Heiden zum Muster für zukünftiges Handeln zu nehmen, sich allmählich den Gedanken einer religiösen Gleichberechtigung aller Völker vor Gott anzueignen und so sich empfänglich zu machen für die Idee einer Erweiterung des spezifisch-jüdischen Messiasbegriffes zum Begriffe eines Weltmessias. Denn ohne entsprechende Vorbereitung war es für den echten Israeliten zu schwer, zur Überzeugung zu gelangen, daß der Sohn Gottes aus seiner übersinnlichen Welt in die sinnliche, irdische übergetreten sei, um allen Menschen, nicht aber den Juden allein, das Heil zu bringen.

Zur heißesten Zeit steigt Jeschua mit den Jüngern in die höchsten Regionen des schneeumkrönten Hermon hinan

und verweilt hier im engsten Zusammenleben mit den Zwölfen. Nur dreie derselben werden gewürdigt, Augenzeugen einer wunderbaren Erscheinung zu sein: Der Verklärung ihres Herrn und des Erscheinens der Lichtgestalten des Moses und Elia. Auch diesen Erscheinungen darf man einen Lehrzweck unterlegen: sie sollen den Beweis für die wirkliche Existenz des Menschen auch nach dem irdischen Tode, wenn auch in einem Leibe von anderen Formbestandteilen, als die irdischen sind, liefern und so auf zukünftige Ereignisse vorbereiten.

Die Späher des Senats von Judäa waren Jeschua von Kapernaum bis in das phönikische Gebiet gefolgt. Als der Rabbi hier seine Wanderung fortsetzte, kehrten sie um und eilten nach Jerusalem mit der interessanten Neuigkeit, Jeschua hätte Palästina verlassen.

Joseph, der sie reichlich für diese freudige Botschaft belohnt hatte, teilte letztere in besonderer Senatssitzung mit, hob dabei fromm die Hände zum Himmel und rief salbungsvoll:

„Aus dem Heidentum ist der Geist Jeschuas gekommen, zum Heidentum ist er zurückgekehrt. Gott, dem Allmächtigen, legen wir, seine unwürdigen Knechte, demutsvoll unseren Dank dafür zu Füßen, daß wir den Neuerer losgeworden. Mögen diesem fortan Baal und Beelzebul die Leuchten des Lebens bleiben. Denjenigen aber, welche in ihrem Herzen zum falschen Propheten hinneigten, möchte ich an das Gewissen die Frage legen: kann der ein Gesandter unseres Gottes sein, welcher sein jüdisches Vaterland verläßt und zu den sündigen Heiden geht, um in deren Hütten und Zelten zu wohnen?“

Der größte Teil des Senats zollte lauten Beifall dieser Rede des Hohenpriesters und fühlte sich in froher Festtagsstimmung. Simon und Nikodemus aber gingen tief betrübt heim. Es war ihnen, als ob ihre Seele ihren Stützpunkt

verloren, als ob sie vor sich nur eine hoffnungslose, nebelhafte Oede sähen.

Das volkstümlichste aller israelitischen Feste war das Laubhüttenfest, welches, beginnend in den ersten Tagen des Oktobermonats, eine ganze Woche hindurch andauerte. Ganz Palästina pflegte sich dann in ein Zeltlager umzuwandeln. Wer von den Städtern kein Landstück oder Garten außerhalb der Mauern besaß, am Hause selbst aber weder Hof noch Gartenraum, der schlug sein Zelt auf dem Dache auf. Wie alle Feste begann auch das Laubhüttenfest des Jahres 29 gar fröhlich.

Guter Dinge war dieses Mal auch der Senat, war doch der volkstümliche, aber gefährliche Rabbi unter den Heiden verschwunden, und der viel Einnahme versprechende Zuzug von Festpilgern ein recht erheblicher.

Jeder Judäer, der es nur irgend wie ermöglichen konnte, suchte gerade dieses Fest in Jerusalem selbst mitzufeiern, daher auch der große Andrang von Fremden.

Es war am ersten der Festtage. Die üblichen, rituellen Festhandlungen waren bereits ausgeführt worden. In feierlicher Prozession war ein Priester zur Quelle Siloah hinabgestiegen, hatte mit goldenem Kruge Wasser geschöpft und es sodann im Tempel ausgegossen. Unter Hymnengesang und Tönen der heiligen Festmusik hatte bereits stattgefunden der pomphafte, hohepriesterliche Umzug um die riesigen, goldenen Leuchterständer im Vorhofe, deren vier große goldene Lampenschalen zu abendlicher, intensiver Beleuchtung dienten. Aber noch füllten dichte Volksscharen die weiten Vorhöfe. Da erschien mitten unter der Menge Jeschuas hehre Gestalt. Das durch sein unvermutetes Wiedererscheinen

überraschte Volk hatte er alsbald mit feuriger Rede gefesselt.

Wie ein Lauffeuer durchflog Hütte wie Palast der Ruf: Der Wunderthäter ist wieder da, der da größer ist, als Johannes, und der sich für den gottgesandten Messias ausgegeben hat.

Den Mitgliedern des Verwaltungsausschusses des Senats wird es mitgeteilt. Bestürzt erheben sie sich von ihren Polstern und treten an die hohen Fenster, von wo man einen Ausblick hatte auf den Tempelbezirk. Ja, da sahen sie wirklich den verhaßten Nazarener, umgeben von einer vieltausendköpfigen Menge; sie vernahmen sogar seine weitschallende Stimme, mit der er soeben den Priestern und Schriftgelehrten die wahre Kenntnis über Gott abspricht, sie Kinder des Teufels schilt und ihre angemaßte geistliche Autorität bekämpft.

Wutschnaubend, zähneknirschend springt Joseph vom Fenster zurück. Sein Auge schießt Blitze voll Haß und Bosheit.

— Es ist die schändlichste Verruchtheit, die Priesterschaft dem Volke gegenüber in solcher Weise zu verlästern, sich selbst aber zum gottgesandten Messias aufzuwerfen, ruft er empört aus.

— Fort mit dem Schändlichen! Werft ihn ins Gefängnis, daß er dort elendiglich verhungere und verdurste, rufen andere Senatoren.

— Er muß sofort als Aufrührer verhaftet werden, befiehlt Joseph einem anwesenden Tempelobrist.

Dieser entfernt sich, um den Befehl auszuführen.

Auf den weiteren Verlauf der Dinge gespannt, drängen sich die anwesenden Räte an die Fenster, lüften die schwerwollenen Vorhänge, die Hitze und Sonnenlicht abzulenken

haben, und spähen hinter ihnen halbverborgen auf den Tempelplatz hin.

Man sieht eine starke Tempelmannschaft sich durchdrängen durch die Volkshaufen und Jeschua umstellen. Der Hauptmann greift den Redner. Da plötzlich entsteht ein arges Gedränge. Es erhebt sich ein gewaltiger Lärm.

Das Volk ist mit der Tempelwache handgemein geworden. Diese weicht, blutig geschlagen, zurück. Bei der Verfolgung stürmt das Volk gegen den Senatspalast vor und stößt wilde Verwünschungen gegen die Senatoren aus.

— Stürmt den Palast. Nieder mit dem Senat. Steinigt die Räte, die unseren Messias verhaften wollen!!

Joseph befiehlt der Palastwache, mit den Waffen in der Hand den Eingang zum unteren Stocke zu verteidigen und der Angreifer nicht zu schonen.

Die Räte lassen die Fenstervorhänge fallen und ziehen sich bestürzt zurück.

Von außen schallt zu ihnen des Volkes Wutgeheul. Plötzlich aber verstummt dasselbe. Tiefe Stille tritt ein. Die Senatoren, die soeben feig für ihr Leben gezittert hatten, beruhigen sich, als sie gewahr werden, wie Jeschua das Volk zur Ruhe mahnt und nach eingetretener Stille die unterbrochene Lehrpredigt fortsetzt.

— Habe ich nicht die Wahrheit gesprochen, ruft erregt Joseph, als ich behauptete, der Rabbi Jeschua dulde uns, aber nicht wir ihn?! Ihr habt gesehen, wie er das Volk frei nach seinem Willen lenkt, wie ein erfahrener Schiffer seinen Kahn . . . .

Unsere Zeit ist noch nicht gekommen! . . . . Wir werden die richtige Stunde abwarten und dann wehe ihm!!

In den Mienen des Priesters lag ein drohender Ausdruck. Sein Auge blitzte gleich dem gezückten Mordstahle.

— Es ist für uns schimpflich, die Sache ganz fallen zu lassen. Durch Waffen des Geistes haben wir in Galiläa über den Rabbi gesiegt. Gebrauchen wir diese Waffen doch auch hier, schlug Abniel vor.

Einige anwesende, geübte Volksredner erboten sich, unter das Volk zu gehen und gegen den Volksredner Opposition zu machen, wenigstens seine Rede mit Äußerungen des Widerspruches zu unterbrechen.

Der Vorschlag wurde mit Dank angenommen.

Jeschua hatte inzwischen seine Rede fortgeführt. Als er anknüpfend an die am Morgen vollzogene Wasserweihe und die am Abend bald stattfindende Fackelbeleuchtung der Stadt, sich selbst als das lebendige Wasser und als Leuchte der Welt bezeichnete, erschallte von mehreren Seiten der Ruf:

— Das ist eine abscheuliche Gotteslästerung, die den Tod verdient!

— Ja, das ist wahr, es ist schuldbare Gotteslästerung.

Der Volkshaufe, welcher Jeschua umsteht, stößt Drohungen gegen die Störer aus.

— Ihr lügt. Dieser heilige Mann ist kein Gotteslästerer. Er ist der rechte Prophet.

— Er ist mehr denn Prophet: Er ist der Messias selbst.

— Das ist Trug! Er ist ein Lügenprophet und hat den Teufel im Leibe! schrie jemand aus den hintersten Reihen.

— Gesegnet und gepriesen sei der Mann Gottes, der Messias, der da heißt Jeschua!

Die Mehrzahl fällt in den Ruf der Begeisterung ein.

Jeschua erhebt die Rechte und gibt mit ihr ein Zeichen.

Es tritt Stille ein, die Predigt wird fortgesetzt.

Zwei Schriftgelehrten haben sich indessen in die nächste Nähe des Redenden gedrängt und unterbrechen ihn mit lauter Frage:

— Ist es wahr, Rabbi, daß du gesagt, du hättest Abraham gesehen?

Jeschua erträgt ruhig die Unterbrechung und antwortet:

— Wahrlich, ich sage euch, ehe denn Abraham war, war ich.

— Du willst Abraham gesehen haben und bist kaum 30 Jahre alt!

— Er schmäht unseren heiligen Erzvater Abraham! schreit laut jemand mit kreischender Stimme.

— Schimpf und Schande über den falschen Propheten, den falschen Messias!

— Steinigt ihn! steinigt ihn!

— Steinigt den falschen Propheten! brüllt es auch an anderen Stellen aus dem Volkshaufen.

— Nieder mit den Lügnern! Jeschua ist der rechte Prophet!

Die Gegner kommen ins Handgemenge.

Galiläer und Judäer benutzen jede Gelegenheit, um ihren alten Haß gegeneinander auszulassen. Sie thun es auch hier und so entsteht eine Schlägerei mit vielem Geschrei. Jeschua sucht durch sein Wort zu beruhigen, vor dem wüsten Tumulte aber wird seine Stimme nicht gehört. Da verläßt er den Tempelvorhof, auf dem der Tumult größere Dimension annimmt.

Der Tempelwache gelingt es erst dann dem Volksgetümmel ein Ende zu machen, nachdem der Hohepriester befohlen hatte, früher denn gewöhnlich die großen Trompeten zu blasen, worauf das ganze levitische Orchester laute Festesweisen zu spielen begann.

Das wirkte.

Der Hohepriester kannte sein Volk. Denn als die Töne der Trompeten, der Zymbale, Pfeifen, Triangeln und Kessel-

pauken lustig über die Stadt dahinrauschten, vergaß man den Streit, vergaß man den neuen Propheten und Messias. Alles gab sich nun mit orientalischer Lebhaftigkeit dem Fest-taumel hin. Bis in die Nacht hinein zog das Volk singend und jauchzend durch die erleuchteten Gassen und tauschte Witz- und Scherzworte aus mit den Leuten, die auf den Dächern vor ihren Zelten oder improvisierten Laubhütten saßen. Ein anderer Teil des Volkes tanzte im rötlichen Scheine der Fackeln und Oellampen, mit welchen der Tempelberg illuminiert war.

Der Lärm toller Festfreude schallte durch die klare Luft weit über die Umgebung der heiligen Zionstadt hinweg und ward auch auf die Straße nach Bethanien hingetragen, auf der ein vereinzelter Wanderer müden Hauptes dahinschritt.

Es war der Messias.

Von göttlicher Liebe getrieben, voller Hoffnung hatte er heute versucht, die harte Kruste des Materialismus, welche das Herz des Volkes umgab, zu zerbröckeln; es war nicht gelungen. Er hatte auch der Intelligenz der Metropole Gelegenheit geben wollen, das Evangelium zu hören und anzunehmen, und hatte dafür aus diesem Kreise nur Ausbrüche des Hasses geerntet. Es war heute ein schwerer Arbeitstag auf dem Felde religiöser Belehrung gewesen, es waren auch viele gläubig und zu Anhängern der neuen Gotteslehre geworden, aber der Herzenskündiger wußte, daß dieser Glaube nicht standhalten, sondern bei der ersten Versuchung zerrinnen würde, wie der Morgennebel beim Erscheinen der Strahlen der Frühsonne.

Die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen beschwerte das Herz, als er so dahinschritt zum Dorfe, und dennoch wollte er die Versuche nicht aufgeben, Jerusalem für das von ihm gepredigte Reich Gottes zu gewinnen.

Das 3/4 Stunden von Jerusalem gelegene Dorf Bethanien war wie ausgestorben, denn die Dörfler gaben sich in der Stadt der Festfreude hin. Nur aus der Fensterspalte eines einzigen Häuschens glitt ein winziger Lichtschimmer heraus. Hier klopfte der Herr an. Als die Thür sich öffnete, standen im Rahmen derselben Lazarus und seine zwei Schwestern, welche den Ankömmling mit herzlicher Freude begrüßten. Unter Gebet und Psalmensingen feierten nun die vier frommen Menschen das Fest, während drüben in der Stadt der Festjubel hohe Wellen schlug.

Anderen Tages früh wanderte Jeschua davon und besuchte wiederum, zum letzten Male, Kapernaum, wo seine Geschwister bereits ganz heimisch geworden waren. Hier verweilte er nur wenige Tage und nahm dann auf immer Abschied von seiner Familie und der kleinen Gemeinde seiner rechten und innigen Anhänger.

Es trieb ihn in die entlegenen jüdisch-heidnischen Gebiete, in denen er bisher noch nicht aufgetreten war.

Im November anno 29 predigt er in Sebastia, der Hauptstadt der Provinz Samaria, und dem Zentralpunkt einer jüdisch-heidnischen Konfession.[1])

Die übrigen Juden verachteten die Samariter, und diese Verachtung hatte sich wiederholt auch bei den Jüngern geäußert.

---

1) Die Anhänger der jerusalemisch-jüdischen Konfession der mosaischen Religion konnten es den Samaritern nicht verzeihen, daß diese nur die Thora, nicht aber die späteren, jüdischen, heiligen Schriften anerkannten, und hielten die Samariter für levitisch-unrein, den Heiden gleich. Zum religiösen Gegensatze kam der nationale hinzu und so entwickelte sich ein tiefer, gegenseitiger, nationaler Haß, welcher sich bei den Judäern mit einer vollständig ungerechtfertigten Verachtung der Samariter paarte.

Jeschua selbst führt nun seine Jünger zu den verachteten Samaritern, kommt diesen mit heiliger Liebe entgegen, kehrt in ihre Häuser ein und sitzt an ihrem Herde, Speise und Trank mit ihnen teilend. Dadurch klärt er, ähnlich wie in phönikischen und syrischen Landen, die religiösen Vorurteile der Jünger gegen die Bekenner der andren Konfession und legt ihrem Geiste freiere Schwingen an, damit sie sich dereinst in der Zukunft über konfessionellen Hader und über Nationalitätenhaß erheben könnten.

Aber nicht allein den zukünftigen Aposteln, auch dem Volke von Samaria soll die Anwesenheit des Messias zum Heile werden. Auf dem freien Platze der samaritischen Hauptstadt, vor dem sich der herrliche Bau des stolzen Augustustempels erhob, predigt er von dem wahren Gotte und dessen menschgewordenem Sohne, und hat hier mehr Erfolg, als in dem geistlich hochmütigen Jerusalem; viele warme, fromme Herzen neigen sich hier seiner Lehre zu.

Darauf durchzieht er die Provinz Samaria, macht einige kurze Abstecher nach Südgaliläa und greift, nach sechswöchentlicher Missionsarbeit, wieder zum Wanderstabe, um auch dem Ostjordanlande persönlich seine Heilslehre zu bringen.

Auf dem Wege dahin, die Jünger nach Peräa voraussendend, besucht er, nur von Johannes begleitet, Ende Dezember Jerusalem zur sogen. Tempelweihe (Lichterfeste), um noch einmal in eindrücklicher Weise vor dem gesamten Volke von seiner messianischen Mission als Heiland und Erlöser zu reden und seine Wesenseinheit mit Gott zu betonen.

An besagtem Feste, als der Tempelberg mit unzählbarem Volke besetzt ist, tritt er, zum neuen Verdruß der Landesobersten, im Tempelvorhof auf und hält mit seiner feurigen Beredsamkeit eine ergreifende Predigt über das neue Heil, das von Gott den Menschen gesandt. Die erneute Beteuerung

seiner Einheit mit Gott erscheint den anwesenden Schriftgelehrten als unerträgliche Gotteslästerung; in fanatischer Wut beugen sie sich zum Mosaikpflaster des Platzes und suchen nach Steinen, um den „Gotteslästerer“ zu steinigen.

Furchtlos steht dieser da in der empörten Menge und fragt in majestätischer Ruhe:

— Für welche meiner Thaten wollt ihr mich steinigen?

Ratsagenten haben bereits hier und da Gruppen des Volks aufgereizt und diese schrieen: „Steinigt den Gotteslästerer!“

Doch auf dem Platze ist auch eine Gegenpartei, aus deren Mitte der Ruf ertönt:

— Rühret nicht diesen Gottesmann an! Er ist liebevoll gegen die Niedrigen gewesen, ein Helfer und Tröster der Notleidenden, ein Arzt den Kranken. Rühret den Heiligen nicht an!

Um so lauter erschallt der Schrei: „Steinigt ihn, steinigt den Gotteslästerer!“ Er erstickt mit lärmendem Tumult die günstigen Äußerungen, die für die Persönlichkeit Jeschuas eintreten.

Johannes klammert sich ängstlich an den Arm seines Meisters und fleht ihn inständigst, davon zu eilen.

Schon dringt eine starke Abteilung der Tempelmannschaft durch ein Thor, augenscheinlich um einen Anschlag auf Jeschua auszuüben. Die Situation wird gefahrdrohend.

Einige Anhänger drängen den Herrn ab. In den weiteren Kreisen des umstehenden Volks brüllt man verstärkt: „Steinigt ihn, steinigt ihn!“

Zur rechten Zeit gelingt es einer Schar Getreuer, die Jeschua umringt, den Meister durch ein weniger besetztes Thor in die innere Stadt und von da durch die engsten Gäßchen endlich ins Freie zu geleiten und mit ihm nach einstündiger Wanderung Bethanien zu erreichen.

Die Anordnungen des Senats zur Verhaftung des Herrn waren auch dieses Mal zu spät in Szene gesetzt worden. Zu spät kam auch der Befehl, die Thore zu schließen.

Während man bei geschlossenen Thoren in der Stadt auf den „Aufrührer“ fahndete, ruhte dieser wohlgeborgen bei seinen schlichten Freunden, dem frommen Lazarus und dessen Schwestern.

Als der Meister Abschied von ihnen nahm, um seine Wanderung nach Peräa fortzusetzen, ahnten die Zurückbleibenden nicht, welch ein Ereignis ihnen in nächster Zukunft bevorstehe.

Die Monate Januar—Februar waren die geeignetsten Reisemonate für Peräa, welches trotz seiner vielen Eichen- und Palmenwälder zu andrer Jahreszeit ein gar trocknes und schwüles Klima hatte. Zur Zeit unserer Erzählung war es ein noch wenig besiedeltes Land, welches nicht, so wie Galiläa, reiche handeltreibende und industrielle Städte besaß, darum auch nicht Gefahr lief, die geistigen Interessen von den materiellen überwuchern zu lassen, wie es in Galiläa der Fall war. Hier, in Peräa, hausten biedere, ackerbautreibende Kolonisten und schlichte Hirten. Auch diese kannten bereits vom Hörensagen den großen Wunderthäter und Propheten, den heiligen Rabbi Jeschua ben Joseph aus Nazareth. Die Botschaft der vorangesandten Jünger, daß der Heilige selbst zu ihnen kommen würde, um auch ihnen eine neue herrliche Lehre zu bringen, ward überall mit großer Freude aufgenommen.

Als nun der Herr, im Januarmonate anno 30, im Lande erschien, kam die spärliche Bevölkerung ihm mit ungeteilter Begeisterung entgegen. Letztere nahm in einzelnen Ortschaften einen demonstrativen Charakter an, welcher seinen Ausdruck in der Darbringung königlicher Ehrenbezeu-

gungen fand. In solchen Momenten schwoll den Jüngern das Herz in hoffnungsvollem Stolze, namentlich dem Juda, der mit üppiger Phantasie sich die Ehren ausmalte, die ihm als einem der wenigen Jünger im messianisch-davidischen Reiche zu teil werden konnten.

Der Märzmonat des Jahres 30 brachte den Herrn wieder in die Nähe Jerusalems, als er in Bethanien den treuen Freund Lazarus von den Toten erweckte, angesichts der gesamten Einwohnerschaft des Dorfes und vieler Gäste aus Jerusalem, die gekommen waren, um ihr Beileid den betroffenen Geschwistern zu bezeigen.

Nach dieser abermaligen Kundgebung göttlicher Wunderkraft, wanderte der Herr, gefolgt von seinen Jüngern, seines Weges wieder weiter.

Die hart vor den Thoren der Stadt vollzogene Wunderthat versetzte die Bevölkerung von Jerusalem in nicht geringe Aufregung. Täglich wallfahrten Hunderte in das bekannte Dorf, die einen aus Glaubenseifer, die anderen aus purer Neugier; sie alle wollten persönlich den vom Tode Auferstandenen sehen und sprechen und ihn mit den Zeichen wahrer oder geheuchelter, freundschaftlicher Teilnahme ehren. Unter ihnen sind Senatoren und Senatsagenten, welche sich vergeblich bemühen, Jeschuas Aufenthaltsort auszukundschaften. Als sie wahrnahmen, daß das einfache Volk begonnen hatte, auch Lazarus als Heiligen zu verehren, scheint ihnen solches ein gefährlicher Sukkurs für den Rabbi zu sein, welcher Lazarus zum Leben verholfen hatte.

Solchen Standpunkt nahm auch der Senat selbst ein. Die Thatsache der Totenerweckung konnte er nicht wegleugnen, ihren Folgen aber wollte er vorbeugen.

In einer Sitzung suchte der Hohepriester überzeugungsvoll die Gefahr zu beweisen, welche seitens des wunderthätigen Rabbi

Jeschua drohe nicht allein für den Kultus der mosaischen Religion, sondern auch für die politische Autonomie, so weit sie noch dem Lande verblieben. Seine feurige, von Haß getragene Rede schloß er mit den Worten:

— So sind wir denn sowohl unserer Religionsverfassung, als auch unserer Staatseinrichtung schuldig, endlich mit dem falschen Propheten aufzuräumen, der seit langer Zeit das Land in Aufregung erhält. Er muß einfach umgebracht werden an dem Orte, wo er getroffen wird. Es ist die höchste Zeit, dem Teufelsspuk und der Hexerei, mittelst derer der Agitator Wunder thut, ein Ende zu machen. Das muß aber geschehen noch vor dem bevorstehenden Passahfeste, denn nur unter solcher Bedingung werden wir das Fest ohne Sorge und Aufregung feiern.

Gegen gesetzlosen Mord protestierten Nikodemus, Simon, Joseph von Arimathia und wenige andere von den 70 Gliedern des Senats. Jegliches Verfahren, meinten sie, müsse den üblichen Landesgesetzen gemäß vollzogen werden. Der Rabbi Jeschua sei ein edler Mensch, der bisher nur Gutes gethan, der stets nur Liebe und Demut geübt, und der keine Verschwörung gegen die politisch-religiöse Ordnung der Dinge angezettelt habe; er erläutere und erkläre nur das Gesetz in anderer Weise als die Schriftgelehrten. Daß dieser heilige Mann himmlischen Ursprungs sei, das bewiesen die himmlischen Kräfte, die er besitze und mit deren Hilfe er sogar Tote auferweckt habe. Er könne nur ein Abgesandter, ein Sohn Gottes sein, da ein sterblicher Mann nicht Wunder zu wirken vermöge.

Solche Reden brachten die Mehrzahl der Ratsglieder in hellen Zorneseifer und veranlaßten sie, mit Schmähungen die kleine Gruppe zu beschimpfen, welche für Jeschua eingetreten war.

— Möget ihr beschließen, was euch gut dünkt! Wir aber bleiben dabei, daß die Erweckung des uns allen bekannten Lazarus eine gewaltige Gottesthat ist, die von einem Sterblichen nicht vollzogen werden konnte.

Mit solchen offenen, mutigen Worten verließ Simon den Saal; ihm folgten die wenigen Meinungsgenossen.

Erzürnt schaute Joseph-Kaiphas ihnen nach und wandte sich zu der Versammlung:

— Hieraus sehet ihr Männer, die ihr zu Obersten des Volkes gesetzt seid, wie der Rabbi Jeschua, wie überall im Lande, so auch in den Boden dieser hohen Versammluug Hader und Zwietracht gesäet hat. Ihr werdet einsehen, daß die Ruhe des Landes nicht allein seine, sondern auch seines Komplizen, des Lazarus, Entfernung verlangt, sonst bleibt auch dieser eine beständige Quelle zur Aufregung des Volks.

— Man töte ihn einfach, riefen einige Stimmen.

— Nein! Er könnte wieder ins Leben gerufen werden und dann wäre die Lage noch schlimmer! Man werfe ihn aber in ewige Kerkerhaft — protestierten andere.

— Jetzt einzuschreiten, wäre nicht zeitgemäß; es würde im Volke großes Aufsehen machen und Erbitterung gegen uns erwecken. Noch kann man den Verlauf der Dinge abwarten — war die Meinung anderer.

Mit letzterer Meinung war die Mehrzahl einverstanden und Lazarus wurde einstweilen in seinem Dorfe belassen.

Hinsichtlich Jeschuas kam es aber zunächst darauf an, seiner habhaft zu werden.

Der Senat machte deshalb den Beschluß, den Rabbi Jeschua in Acht und Bann zu thun, wie solches in den alten mosaischen Satzungen vorgesehen war, und dem Lande davon Kunde zu geben.

Bald auch ging durch das ganze Land ein Edikt des

Senats von Judäa, welches der Bevölkerung kund und zu wissen that, daß Jeschua ben Joseph aus Nazareth, wegen Umsturzversuchen und Vergehungen gegen die Gesetze Mosi, in Acht und Bann gethan sei, und daß jede Ortsbehörde, in deren Bereich der Verbannte angetroffen werde, verpflichtet sei, den Verbrecher gegen die mosaische Religionsverfassung dingfest zu machen und unter sicherem Geleit nach Jerusalem abführen zu lassen; daß weiterhin jegliche Privatperson verpflichtet sei, bei Strafe des Kirchenbanns im Unterlassungsfall, den Aufenthaltsort des Verbrechers der nächsten Lokalobrigkeit anzuzeigen.

Auf Marktplätzen und vor den Thoren, auf Straßen und in den Synagogen wurde dieser Steck- und Verhaftsbrief des Senats allem Volke vorgelesen. Auf die Ermittelung des Rabbi war eine namhafte Belohnung ausgesetzt, und Senatsagenten schwärmten in allen Landstrichen umher, um auf den Rabbi zu fahnden.

Wo der Herr aber weilte, blieb unbekannt.

Und doch war der allgemein Gesuchte nur etwa 3 bis 4 Stunden Weges von Jerusalem entfernt: in einer einsamen Berggegend am Rande der Wüste Benjamin, in dem ärmlichen Hirtendorfe Ephrem.

Hier verbrachte er die letzten 2—3 Wochen vor dem Passahfeste. Er sah bereits sich sammeln die Wolken, welche sich unter Donner und Blitz entladen und seiner irdischen Daseinsform das Ende bereiten sollten.

Dazu mochte er einer Selbstvorbereitung bedürfen, aber auch die Jünger wollte er auf das Kommende vorbereiten, konnte doch hier, in der Einsamkeit, der Verkehr mit ihnen ein ungestörterer und inniger sein. Hier eben konnte jeder leichter Einkehr in sich selbst halten, als inmitten des Menschengewühls galiläischer Lande, wo eine zahlreiche Ge-

folgschaft den Herrn von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zu geleiten pflegte und dadurch nur zu häufig den engeren Lehrverkehr des Meisters mit seinen Jüngern behinderte.

Hier im vereinsamten Dörfchen, in der dürftigsten Naturumgebung suchte er den Jüngern klar zu machen, welches Los den wahren, gottgesandten Messias treffen müsse und treffen werde: Leiden und Tod.

Die Auffassung einer opferbringenden, leidenden Charakterseite im Wesen des wahren Messias machte die Jünger stets stutzig, konnte aber in ihrem vollem Sinne von ihnen noch nicht verstanden werden. Sie vermochten nicht auf einmal die mit der Muttermilch eingesogenen, irdisch-stolzen Messiashoffnungen zu Grabe zu tragen. Bekümmert aber waren sie und gaben sich unwillkürlich einem bangen Vorgefühle hin, welches sie drängte, ihrerseits engeren Anschluß an ihren teuren Meister und Herrn zu suchen.

Nur Juda, der Kariothe, der einzige Judäer in der galiläischen Jüngerschaft des Herrn, zog sich von seinen Gefährten zurück und suchte die einsamsten Punkte auf, wo er ungestört seinen mißmutigen und düsteren Gedanken nachhing.

Daran dachte er nicht, daß er damals, als er sich dem bereits im Volke populär gewordenen, wunderthätigen Rabbi Jeschua anschloß und dessen Schüler ward, nur aus Hochmut und Ehrgeiz solchen Schritt unternommen hatte. Ihn trieb die Hoffnung, daß sich auch auf seine eigene Person ein Schimmer des Abglanzes des neuen Propheten lagern, und er dadurch zu großem Ansehen unter seinem Volke gelangen werde.

Jetzt dachte er an die vielen eigenen Verdienste, die er dem Meister und den Mitjüngern gegenüber erworben zu haben wähnte. Denn hatte er nicht persönlich, allein, alle

Mühe getragen mit der Führung der gemeinschaftlichen Kasse? Hatte er nicht in unauffälliger, stiller Weise das Volk zu Spenden für den Unterhalt des Meisters angefeuert und in ehrlicher Weise die vom Herrn angeordneten Gaben an Kranke und Elende verteilt, während es ihm doch ein Leichtes gewesen wäre, einen Teil dieser Spenden für sich zurückzubehalten? Hatte er nicht immer für die Füllung des Säckels gesorgt und doch es gar häufig geduldet, daß alles vorhandene Geld von dem Meister manchem Aussätzigen ausgereicht wurde, so daß gar oft nichts vorhanden war zur Bezahlung einer Nachtherberge und Meister und Jünger, von hartherzigen Herbergswirten abgewiesen, sich Nachtruhe suchen mußten irgendwo am Heerwege, in irgend einer Felsvertiefung oder Grotte, wo Füchse und Schakale ihre Schlupfwinkel hatten? Was war nun das Resultat aller dieser seiner Mühen?

Gar oft hätte man den verdüsterten Jünger in einsamster Felspartie heftig gestikulieren sehen und laut mit sich selbst sprechen hören können und heftige Kritik üben an der Wirksamkeit seines Meisters. In solchen Momenten erfaßte ihn jedesmal ein Ingrimm darüber, daß der Meister, trotz Proklamation durch das Volk, sich nicht hatte zum irdischen Könige ausrufen lassen, und jetzt sogar von seiner Absicht sprach, sich wie ein Opferlamm hinschlachten zu lassen! Entsprach denn ein solches Gebahren dem Bilde des siegreichen, messianischen Helden, von welchem doch gewisse Stellen der heiligen Schrift weissagen?

Noch heißer aber wallte dem Jünger das Blut, wenn er des bösen Bannediktes dachte. War es denn recht vom Meister, daß er seine Jünger, die ihm treu gedient, in das Verhängnis dieses Bannes mit hineinzog?

Und Juda schlug sich vor die Stirn und schmähte laut sich selbst. Wie hatte er nur so thöricht sein können, seine

soziale Stellung, sein Lebensglück an die Person dieses Rabbi zu knüpfen?! Er hatte vertrauungsvoll sich dem Meister hingegeben. Zu welchem Zwecke? — Um Jünger eines geächteten Mannes und selbst geächtet zu werden!

O über die Thorheit, diesem Rabbi gefolgt zu sein!

Dann aber überkamen den Juda wieder Zweifel, ob der Meister am Ende nur seine Pläne verheimliche, um schließlich doch noch als der rechte israelitische Messias in aller Herrlichkeit aufzutreten. So etwas war doch immerhin möglich.

Bei letzterem Gedanken beruhigte sich Juda und nahm sich vor, auch fernerhin geduldig auszuharren und den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten.

In seinem Herzen aber glimmte die Erbitterung gegen den Meister weiter.



VII. Kapitel.

Thamar und die Römer.

In den eroberten Provinzen pflegten die Römer vorzügliche Heerstraßen anzulegen, um eine leichtere und schnellere Bewegung größerer Truppenmassen zu ermöglichen.

Dienten diese gut gebauten Heerstraßen zunächst speziell strategischen Zwecken, so kamen sie doch auch dem Handel zu gute, erweckten ihn oder machten ihn lebhafter.

So war denn auch eine vorzügliche Straße gebaut worden von Jerusalem durch das an Höhlen reiche Gebirge Juda hinab zur Küste des Mittelmeeres, zur Hafenstadt Joppe. Diese Straße war an vielen Stellen mit großer Mühe aus dem Felsen herausgehauen worden und zog sich bald am Rande tiefer Schluchten, bald durch Thalsenkungen, bald über höhere Bergrücken dahin. Das Relief der Landschaft, durch welche die Straße ging, hat sich an vielen Punkten im Laufe der Jahrhunderte infolge von Erderschütterungen ganz wesentlich geändert.

Zur Zeit unserer Erzählung befand sich, unweit der Stadt Kiriath Jearim, hart am Wege eine geräumige Grotte,

welche den Eingang einer nach innen sich verengernden Höhle bildete. Letztere lief in mehrere niedrige Höhlengänge aus, deren weiterer Verlauf unbekannt war.

Die Grotte bildete das Standquartier eines alten Weibes, welches, wenn Reisende vorüberzogen, herantrat und Wasser zum Trunke darbot, dabei mittels Gebärden die Vorüberziehenden anbettelte.

Die äußere Erscheinung des Weibes war geradezu abschreckend häßlich. Dunkle Runzeln waren dem gelblich gefärbten Gesichte tief eingegraben, das wirre Kopfhaar hing in starren Strähnen über das Gesicht auf nackte Schultern herab, der Leib war in ein altes Kamelfell gekleidet, die nackten Arme und Beine erschienen von gelblich-schwärzlicher Färbung.

Das Weib war weit und breit als böse Hexe verschrieen, welche mit dem Teufel im Bunde stehe. Deshalb wagte es niemand, die Person anzurühren.

Reisende, welche beim ersten Zusammentreffen auf die Bettelei des stummen Weibes mit Schimpf und Hohn geantwortet, nachher aber verschiedene Unfälle erlitten hatten, schrieben letztere dem bösen Zauber des wegelagernden Weibes zu. Die angebliche böse Zauberkraft des Weibes gebar die Furcht, diese aber einen tiefen Abscheu vor der Teufelsperson.

Hochbetagte Landleute der Umgegend beteuerten, in ihrer frühesten Kindheit von dieser Hexe reden gehört zu haben als von einer schon sehr alten Person, die bereits den Voreltern bekannt gewesen sei. Manche Bewohner des Landstrichs von Kiriath Jearim hielten das Weib für die von dem Propheten Elisa verfluchte Isebel, deren Geist, wie die Sage ging, verdammt sei, ruhelos bis an das Ende der Welt zu leben.

Leute, welche häufig diese Heerstraße hin- und herzogen, beeilten sich, an der Grotte vorbeizukommen und der stummen Hexe einige Silberlinge hinzuwerfen, damit ihr böser Blick nicht etwa den Reisenden selbst oder dessen Tiere träfe. Selbst Strolche und Wegelagerer warfen ihre Kupfermünzen in die Grotte, kam ihnen doch das Weib wie das leibhaftige, böse Gewissen vor. Zu den Zeiten der großen Feste in Jerusalem, wenn reiche Leute diese Straße zogen, was meist zur Nachtzeit unter Fackelschein geschah, war das Weib auch in der Nacht sichtbar. Die Grotte war dann matt erleuchtet durch die landesübliche Fackel armer Leute: mittelst Anzündens einiger in Öl getränkter und zu einem Knäuel zusammengebundener und dann an eine Stange gesteckter Lumpen.

Es war kein anheimelndes Bild, das die Hexe darbot, wenn sie bei obiger, primitiver Beleuchtung im Rahmen der Grottenöffnung sichtbar war; unwillkürlich erhielten die Vorüberziehenden das Gefühl, in den Bannkreis eines bösen Geistes geraten zu sein, aus dem man sich möglichst schnell loskaufen müsse. So kam es, daß selbst Goldmünzen dem Weibe manches Mal zugeworfen wurden.

Seit einigen Jahren war der Glaube verbreitet, daß die höllische Hexe sich zu Zeiten in einen schönen Knaben verwandle, denn viele hatten sie in solcher Gestalt Wasser feilbieten sehen; der Genuß nur eines Schluckes dieses Wassers zöge schwere Folgen nach sich.

Da an Sabbaten und großen Festen das Weib oder der Knabe nicht sichtbar war, behaupteten die Leute, daß die Hexe dann in der Hölle mit Teufeln tanze. Von letzteren erhielt das Weib, nach Meinung des Volkes, die tägliche Nahrung.

Niemand ahnte es, daß einer der Höhlengänge plötzlich unter rechtem Winkel abbog, um nach einer zweiten scharfen

Wendung zu einer schmalen Felsspalte zu führen, von der, schon außerhalb der Bergmasse, sich ein Fußpfad hinabzog in eine schmale, lange, vielfach gewundene Schlucht, die sich nur an einer Stelle zu einem, von schroffen Felswänden umschlossenen Thale erweiterte, um sich dann wieder zu verengern und langsam ansteigend, in eine andre Bergerhöhung aufzugehen. Das kleine Thal, das somit weder Eingang noch Ausgang hatte, war von eigenartiger, fast paradiesischer Schönheit. Datteln, Oliven- und Feigenbäume schienen vorzüglich fortzukommen, Weinreben rankten an den Felswänden hinauf; ihre feinen Wurzelfasern hatten sie in alle Spalten und Spältchen des Kreidefelsens hineingebohrt. Durch den Thalgrund rieselte munter ein Quell, der unter einem Felsen ebenso geheimnisvoll verschwand, wie er aus einer Felsspalte plötzlich zu Tage getreten war. An der breitesten Stelle des Thals präsentierten sich ein kleines Ackerfeld und einige Gemüsebeete.

Hier in der Schlucht wurde weder Frost, noch starke Hitze empfunden. Die kalten Winde strichen hoch oben hinüber, die Hitze aber ward gedämpft durch die Feuchtigkeit, die aus dem Bächlein emporstieg. Es war natürlich, daß Fruchtbäume, Saatfeld und Gemüsebeete Ernten gaben, welche zum Unterhalte mehrerer Hirtenfamilien hätten hinreichen können.

In das idyllische Bild dieses weltversteckten Thalgrundes brachten das nötige Leben hinein einige Schafe und Ziegen nebst einem Esel. Die Hut der Tiere war einem bildschönen, schlanken, aber kräftig gebauten 12jährigen Knaben anvertraut, der mit den Ziegen um die Wette kletterte und stets, sobald er die Höhe der Felswand erklommen hatte, sehnsüchtige Blicke zu den Bergkuppen zu senden pflegte, welche den Horizont begrenzten. Niemand in dem Landbezirke hatte

eine Ahnung von dem Dasein des kleinen Paradieses; niemand ahnte, daß unter der Maske eines alten, häßlichen Weibes sich eine Frau im blühendsten Alter berge, welche, nach gethaner „Arbeit" in der Grotte und vollzogenem Abstieg in die Schlucht, sich von den künstlich aufgetragenen schwarzen und gelben Erdfarben am Quell zu säubern, reine linnene Gewänder und goldne Armspangen anzulegen und die Haare nach freier Frauen Art zu kämmen und glätten pflegte. Dann stand dieses Weib da als eine noch verführerisch schöne, üppig gebaute Frau von ca. 30 Jahren mit edlem Gesichtsschnitte und großen, dunklen Augen. Nur der Ausdruck der letzteren war seltsam melancholisch und um die Mundwinkel spielte jener harte Zug, welchen ein schweres Seelenleiden dem menschlichen Antlitze einzugraben pflegt.

Es war die „schöne" Thamar, die einstige, stolze Gattin des Senators Simon.

Wir erfuhren bereits aus dem Anfangsteil unserer Erzählung, daß ein verruchter Sklave, aus Haß gegen seinen Herrn, um dessen Lebensglück zu zerstören, seine Herrin des Ehebruchs beschuldigt und seine Aussage als eines angeblichen Zeugen eidlich beschworen hatte. Thamars Beteuerung ihrer Unschuld fand keinen Glauben. In aufwallendem Zorne hatte Simon dem Weibe den Scheidebrief in die Hand gepreßt und war davon geeilt, um dem Senatsausschusse, welcher als Gerichtshof über Ehesachen fungierte, die heikle Angelegenheit zu unterbreiten. Ohne Vernehmung der Angeklagten hatte das Gericht sein schuldiges Verdikt gesprochen, von der landesüblichen Bestrafung aber abgesehen, um nicht ein Mitglied der hohen Landeskörperschaft ins Volksgerede zu bringen und dadurch einen Schatten auf die höchste Landesinstitution zu werfen. Thamar wurde auf immer aus dem jüdischen Lande verbannt und mit lebenslänglicher Gefängnishaft bedroht,

falls sie sich jemals auf dem Boden des heiligen Landes sollte betreten lassen. Gefängnisknechte sollten sie zur Stadt hinauseskortieren und sodann die Sünderin laufen lassen, sie für vogelfrei erklärend.

Als die Knechte auf dem Hofe des stolzen Palastes erschienen, befahl Simon, alle Sklaven und Sklavinnen einzusperren, damit sie nicht Zeugen der Ausstoßung ihrer von ihnen sehr geliebten Herrin seien. Dem Leibsklaven befahl Simon, von Thamar die guten Kleider abzustreifen, die Frau mit Lumpen zu bedecken und sie mit ihrem Säugling abführen zu lassen.

Der Sklave brachte es nicht über sich, den Befehl genau zu erfüllen; er begnügte sich, über Thamars Gewänder einen alten, geflickten Mantel zu werfen. Verstohlen küßte er der gütigen Herrin die Hand und befahl die Arme der Gnade Gottes. Als die Gefängnisknechte, Thamar in ihrer Mitte, unter den Thorbogen traten, richtete Simon hinter einem Vorhange der Gallerie des Oberstocks einen letzten Blick auf sein verstoßenes Weib, warf sich sodann in die Polsterkissen und weinte bitterlich. O, wie hatte er doch diese Frau geliebt!!

Außerhalb der Stadtthore, auf der nach Joppe führenden Straße, machten die Knechte Halt. Sie hatten die besseren Gewänder unter dem Mantel bemerkt und rissen sie der Frau vom Leibe, zugleich auch einige Schmucksachen raubend. Notdürftig sich mit dem zerlumpten Mantel deckend, ihren Säugling ängstlich an sich gepreßt, stand das schöne Weib vor den rohen Knechten, schutzlos den Spöttereien derselben preisgegeben.

— Eine feine Dirne, riefen die Knechte ihr zu. Gehe, Schätzchen, nach Sidon in den Tempel der Astarte, da kannst du Priesterin werden und zu großen Ehren und großem Reichtum gelangen. Den Balg da wirf in den Feuerschlund

des Moloch, das bringt dir und deinem Geschäfte Segen. Schau hin. Dahin geht der Weg nach Sidon.

Die Knechte gaben der alles lautlos duldenden, wie in einer Erstarrung befangenen Frau einen Stoß in der Richtung nach Sidon, und gingen in lärmender Fröhlichkeit davon, um in einer Herberge am Thore den Raub zu verthun.

Mechanisch schleppte sich Thamar, den Säugling an der Brust, des Weges weiter, im Zustande einer seelischen Herzensöde, welche den Tod, wenn er jetzt herangetreten wäre, als willkommensten Freund begrüßt hätte.

.... Gerichtet und verdammt, verstoßen und verbannt, beschimpft und verhöhnt!! ....

Sie verstand das alles nicht. Bleischwer lasteten die Gedanken in ihrem Kopfe.

Blöden Blickes, wie geistesabwesend, geht sie weiter, nur einem Triebe folgend, weiter und weiter von der Stadt fortzukommen, wo ihr Lebensglück so jählings vernichtet ward. Vor einigen Tagen noch war sie das glücklichste, reichste und beneidenswerteste Weib von ganz Jerusalem, und nun — eine elend Verstoßene!

Aus den trocknen Augen perlt keine Thräne, die auf den starren Seelenschmerz hätte lindernd wirken können.

Das Wimmern des Kindes bringt dem Weibe die Situation der nackten Wirklichkeit vor Augen. Thamar sucht ihre Schritte zu verdoppeln.

Über die Heerstraße legen sich die Abendschatten, stärker wird des Kindes Wimmern. Aus der dunklen Ferne schallt das Geheul der Schakale herüber.

Mit der mütterlichen Besorgnis für das Kind kommt die Furcht. Ihr Kind mit beiden Armen an sich drückend, strengt Thamar die Augen an, um irgend eine menschliche

Wohnung zu entdecken. Kaum ist noch der Weg zu erkennen, zu den Seiten ragen öde Felsen empor.

Der Weg steigt wieder an. Thamar nimmt ihre letzten Kräfte zusammen, um die Höhe zu erreichen. Erschöpft stehen bleibend, seufzt sie erleichtert auf: in nächster Nähe ist ein schwacher Lichtschimmer sichtbar. Thamar eilt auf die Lichtquelle zu, erreicht die Grotte und sinkt ohnmächtig an deren Eingang zusammen. Als sie nach geraumer Zeit zum Bewußtsein erwacht, erblickt sie neben sich eine alte Frau, die ihr sanft das Haupt streichelt.

Erfreut über die Nähe eines weiblichen Wesens, wirft Thamar demselben einen freundlichen Blick zu, vermag aber nicht sofort zu sprechen.

Als das Weib in gebrochenem Aramäischen sie ausfragt, da erst überkommt sie ein tiefes Schluchzen, und unter heißen Thränen erzählt die Schwergeprüfte von den traurigen Erlebnissen der letzten Tage. Bei dieser Aussprache wird es ihr ein wenig leichter ums Herz.

Unruhig flackert das schwache Licht der primitiven Fackel, in den Armen des Grottenweibes schläft das Kind. Wortlos lauscht die Alte der Erzählung Thamars und fragt endlich nach längerem Schweigen:

— Und hast du, Unglückliche, niemanden, der dich in Schutz nehmen und deine Verteidigung führen könnte?

— Niemanden, niemanden, jammert Thamar. In ganz Israel gibt es keinen Anwalt, der vor menschlichem Gerichte einer unschuldigen Frau Gerechtigkeit verschaffen könnte!! Ehrlos, vogelfrei soll in Israel ein verbanntes Weib sein, bis der Tod es in seine erlösenden Arme nimmt!!

— Und hast du gut mit deinem Manne gelebt?

— Wir haben uns sehr lieb gehabt und sind beide sehr glücklich gewesen.

— Ein schweres Unheil hat dein unschuldiges Haupt getroffen. Vielleicht aber wird dein Mann dich noch zurücknehmen.

— Nein, nie, nie! Ich muß das Land verlassen, sonst droht mir ewige Kerkerhaft.

— Und wohin willst du jetzt?

— Ich weiß es nicht . . . . Von Gott und von der Welt bin ich verlassen; Finsternis umringt mich von allen Seiten. O, daß ich doch sterben könnte!

— Und wer wird für dein Kind sorgen? fragte vorwurfsvoll das Weib.

Thamar raffte sich auf und küßte zärtlich ihres Kindes Stirn.

— Du hast recht gemahnt, für das Kind habe ich zu sorgen. Das eigene Leid ließ mich seines vergessen.

— Und hast du in der Fremde keine Freunde oder Verwandte?

— Niemanden in der weiten Welt.

Thamar blickte trostlos vor sich hin und ließ das Haupt sinken. Die Alte hockte schweigsam da, in tiefes Sinnen versunken. Endlich sprach sie in feierlichem Tone in langsamen Sätzen:

— Willst du bei allen deinen heiligen Göttern, bei der Wohlfahrt und dem Lebensglücke deines Kindes feierlichst geloben, nie einem Menschen meinen Aufenthaltsort zu verraten, dann bin ich bereit, dich bei mir aufzunehmen, und du wirst für dein Kind und dich selbst Ruhe des Leibes und Frieden der Seele finden.

Die Abendkühle machte sich empfindlich bemerkbar, an der Grotte vorüber huschten die Schatten Nahrungsuchender Schakale, aus der Ferne schallte das Geheul anderer wilder Tiere.

Thamar schauderte es. Mit um so größerem Dank nahm sie das Anerbieten des unbekannten Weibes an und leistete den von ihr verlangten, feierlichen Eidschwur.

— So folge denn, sprach die Alte, reichte der Thamar einen festen Stab hin, nahm ihre Fackel zur Hand und schritt voran im niederen Gange bis zur Felsspalte.

Vorsichtig stiegen die Frauen den Abhang hinab in den Thalgrund. Hier wurde Thamar zu einer Felswand geleitet, die mit üppigen Weinranken bekleidet erschien. An einer bestimmten Stelle das Gezweig der Reben auseinander schiebend, schlüpfte die Alte durch eine Felsspalte, welche sich weiter nach innen zu einer hohen und geräumigen Höhle erweiterte.

An einer Seite der Höhle sah man, nach Art eines Altars, einen Kochherd errichtet, nicht weit von ihm ein niedriges Zelt aus grobem Kamelhaartuche.

— Hier ist mein Heim, möge es zu einem solchen auch für dich werden, du arme Unglückliche.

Thamar, die neugierig ihre neue Umgebung gemustert, dankte gerührt dem Weibe, das sich ihrer erbarmt hatte.

Letzteres entzündete ein Feuer, an dem es eine Gemüsesuppe aufwärmte. Während Thamar das frugale, aber warme Nachtmahl, das ihr vortrefflich mundete, zu sich nahm, richtete die Alte ein Blätterlager her, auf dem Thamar, nachdem sie ihr Kind genährt und gut gebettet, sich todmüde ausstreckte und, warm bedeckt mit einem Mantel aus Ziegenhaar, bald auch in einen festen, gesunden Schlaf verfiel.

Als sie andren Tages erwachte, stand die Alte neben ihrem Lager.

— Ich muß auf viele Stunden fort, sprach sie zu ihrem Schützling, fürchte dich nicht, dieser Ort ist vollständig sicher. Auf dem Herde findest du Milch und Öl, Linsen und Bohnen, koche dir ein Süpplein.

Dann war sie verschwunden.

Nachdem Thamar das Frühmahl bereitet, begab sie sich ins Freie. Jetzt, bei Tageslicht, wurde sie erst gewahr, welch ein entzückendes Plätzchen ihr von nun an als sicherer Aufenthaltsort dienen sollte.

Mit dem Kinde auf dem Arme durchstrich sie den zwischen Felswänden sich dahinziehenden Grund, und vergaß ein wenig ihr Leid, bald an diesem, bald an jenem Entzücken findend. Als aber die Abendruhe kam und Thamars Gedanken zu ihrem Geschick zurückkehrten, da begann das junge Weib wieder zu jammern und laute Klagen auszustoßen. In solcher Situation ward sie von der zurückgekehrten Besitzerin der Schlucht betroffen. Nachdem Thamar etwas ruhiger geworden war, saßen beide Frauen am Herde, wechselten aber miteinander nur wenige Worte. Die Alte war infolge des einsamen Lebens des Sprechens entwöhnt, Thamar aber im Herzen allzuschwer belastet, um zerstreuende Unterhaltung zu pflegen.

So verging der Tag. Gleich diesem folgte ein Tag auf den andern ohne weitere Abwechselung.

Während der Abwesenheit der Alten, suchte Thamar sich nützlich zu machen im kleinen Hauswesen. Sie verrichtete einige häusliche Arbeiten, melkte Ziegen und Schafe, bereitete Käse und sorgte stets für eine warme Abendmahlzeit für die Alte. Auf ihr körperliches Wohlbefinden hatte die Ruhe und Stille zwar günstigen Einfluß, das Gemüt aber fand nicht die rechte Ruhe, war es doch unmöglich, so schnell alle Erinnerung an das frühere Glück aus dem Herzen zu reißen. Dem Manne, der sie so heiß geliebt und dennoch so schnell verstoßen, zürnte sie tief, sein Bild aber konnte sie nicht aus ihren Sinnen bannen; wenn sie ihren Knaben herzte und streichelte, mußte sie an den Vater desselben denken.

Gegen das Kind war auch die Alte liebvoll und zärt-

lich, blieb aber wie am ersten Tage wortkarg und verschlossen.

— Fasse Mut, junges Weib, tröstete sie einmal ihren Schützling, ich war auch unglücklich wie du, fand hier eine Zuflucht und lebe seit 40 Jahren hier in Frieden.

Die Alte wollte nie ihren Namen nennen. Allmählich erfuhr Thamar, daß sie aus Phönikien stamme, im Alter von 15 Jahren als Sklavin verkauft worden und nach vielen Leiden, während einer Reise ihres neuen Herrn nach Jerusalem, diesem entlaufen war und in der Grotte, dank einem alten Weibe, Zuflucht gefunden hatte, während die Verfolger ihr auf den Fersen waren. Das Thal gehörte jener alten Frau, und als dieselbe starb ward sie Erbin des Verstecks.

Viele Monate vergingen. Thamar stand dem Haushalte vor, wob grobe Tücher und Decken und besorgte die Ernten. Kleine Spalten und Höhlungen in den Felsen dienten als natürliche Vorratskammern, in denen Nahrungsmittel und sonstige Vorräte sich ganz vorzüglich hielten.

Nach geraumer Zeit erst weihte die Phönikierin Thamar in ihr Gewerbe ein, das sie ihrerseits von ihrer Beschützerin überkommen hatte. Es war die Exploitation des Aberglaubens, es war Bettelei unter der Maske einer Hexe oder Zauberin.

— Die Reisenden sehen in mir einen bösen Geist; sie wagen es nicht, wenn ich meine Hände bettelnd ausstrecke, ein Almosen zu versagen — erzählte die Alte und setzte hohnlachend hinzu — ich muß mich aber schön machen, mit gelber und schwarzer Farbe lieblich anstreichen und ein Kamelfell als Königsmantel umthun, soll ich den Leuten recht gefallen.

Thamar empfand hierbei ein gewisses Grausen, zugleich

aber auch inniges Mitleid mit dem armen Weibe, das so viele lange Jahre in vollster Einsamkeit, mutterseelenallein zugebracht hatte.

Jahre vergingen ohne jegliches Erlebnis in gleichmäßiger Tagesordnung. Joil gedieh inzwischen zu einem frischen, munteren Knaben, der die Einsamkeit der Frauen erheiterte.

Volle Herzensruhe hatte Thamar noch nicht gefunden, sie sah aber ihres Mannes Verhalten gegen sie schon in milderem Lichte. Wie hätte er es sich denken können, daß die Verruchtheit eines Menschen so weit gehen könne, vor Gottes Antlitz einen falschen Eid zu schwören!

Zwar murrte Thamar weiter, doch jetzt schon weniger gegen den Mann, als gegen Gott, der Ruchlosigkeiten, welche das Lebensglück andrer zerstören, zulasse.

Als Thamar in diesem Sinne einst vor der Phönikierin ihrem Herzen Luft machte, sagt diese:

— Sprich mir nichts von eurem jüdischen Gott. Er ist ein liebloses, hartes, erbarmungsloses, mitleidsloses Wesen. Er zürnt und hadert ewig. Es gibt bessere Götter, denn er.

Thamar zuckte zusammen, als sie aus solchen Reden ersah, daß die Alte Heidin sei.

Simons Gattin, die aus hohenpriesterlichem Geschlechte stammte, war in sadduzäischen Anschauungen aufgewachsen. Durch den strenggläubigen Gatten war sie zur Annahme der Satzungen des pharisäischen Schriftgelehrtentums veranlaßt worden und hatte sich sogar an die gewissenhafte Ausführung der levitischen Reinheitsbestimmungen gewöhnt. Und nun lebte sie gar mit einem heidnischen Weibe zusammen und hatte keine Möglichkeit, die vorgeschriebenen Reinigungsgesetze zu erfüllen.

Das war ein schweres Dilemma für das religiöse Gefühl. In den vielen einsamen Stunden kam ihr häufig der Aus-

spruch der Phönikierin in Erinnerung und dann stieg in ihr heißer Groll gegen den Gott Israels auf, der sie, die Unschuldige, nicht beschützt, ihre Vertreibung vom eigenen Herde nicht verhindert, ihr kein Erbarmen gezeigt. Was nützte ihr ein Gott, der keine Liebe und kein Mitleid kennt? Weshalb sollte sie sich kümmern und absorgen um die religiösen Gebote dessen, der sich um sie selbst nicht kümmerte? War nicht eine Heidin ihre gütige Beschützerin gewesen?

Wenn bei solchen düsteren Gedanken die Alte zufällig hinzutrat, ward sie stets von Thamar warm umarmt und zärtlich gestreichelt, was sie ruhig geschehen ließ, ohne selbst von ihrer nicht verkennbaren Rührung zu Zärtlichkeiten hingerissen zu werden. Thamar fand in solchen Momenten eine gewisse Befriedigung darin, den levitischen Reinheitsgesetzen Hohn zu sprechen. Dann aber kamen doch wieder Stunden, in denen sie tiefe Reue empfand über ihre Erbitterung gegen Gott und solche Erbitterung als Versündigung gegen den Höchsten erkannte. Dann klagte sie über eigene sündhafte Verstocktheit.

Als einige Lebensbedürfnisse für die einfache, häusliche Wirtschaft von außen beschafft werden mußten und manche überflüssige Vorräte verkäuflich erschienen, trug die Phönikierin der Thamar auf, den Esel zu belasten und nach Jerusalem zu treiben, die Besorgungen auszuführen, dabei auch eine größere Menge minderwertiger Geldmünzen gegen Goldmünzen einzutauschen.

Als alles zur Ausfahrt gerüstet war, keuchte die Alte mühsam voran bis zu einer Stelle, wo ein versteckt liegender Saumpfad seinen Anfang nahm. Dieser führte aus dem Grunde der Schlucht über einen mit Terebinthen dicht bestandenen Berghain und mündete sodann unter vielen Windungen auf die Straße von Jerusalem aus.

— Mußt du nach Jerusalem oder Kiriath-Jearim, dann ziehe auf diesem Pfade, belehrte die Alte, nur thue es zu sehr früher Morgenstunde. An der Mündung des Weges ist dichtes Gestrüpp, von welchem aus du Ausschau halten mußt, ob die Straße zur Zeit menschenleer ist und ob du somit sicher sein kannst, daß kein neugieriges Auge bemerkt, von wo du kommst. Solche Vorsicht ist auch bei der Rückkehr nötig.

Mit unruhig klopfendem Herzen zog Thamar davon, der Landessitte gemäß tief verschleiert. Niemand schenkte ihr Beachtung. In der Stadt beeilte sie sich die Besorgungen zu machen und sofort zurückzukehren. Sie war froh, als sie im Thalgrunde glücklich wieder angelangt war. Einen unangenehmen Eindruck machte das Benehmen der Alten, die mit gierigen Händen das eingewechselte Goldgeld an sich nahm, um es heimlich an einem Thamar unbekannten Orte zu verstecken.

Für Thamar war der erste Ausflug nach mehreren Jahren der Einsamkeit ein großes Ereignis, an das sie während der folgenden Zeit noch öfters zurückdenken mußte. Die Furcht erkannt und gefänglich eingezogen zu werden, ließ nicht sobald den Wunsch nach Erneuerung des Ausflugs aufkommen.

Das tägliche Hinanklimmen zur Grotte ward der Alten mit jedem Tage beschwerlicher und schließlich ganz unmöglich. Da drang sie denn in Thamar, die Arbeit des Bettelns auf sich zu nehmen, sie selbst aber wollte inzwischen nach Joil sehen. Thamar mußte zuletzt doch der Alten zu willen sein, so schwer sie auch an diese „Arbeit" ging. Als sie das erste Mal, nachdem sie Gesicht und Körper gefärbt und die Haare wild über das Antlitz und die Schulter gestrichen, sich im blankpolierten Metalltäfelchen, das sie sich in Jerusalem

gekauft hatte, betrachtete, schauerte sie vor ihrem eigenen Spiegelbilde zurück.

— Schau nur zu — sagte heiser lachend die erfahrene Phönikierin — je wilder und grausiger dein Aussehen ist, desto mehr Furcht jagst du den Reisenden ein und desto größer und wertvoller werden ihre Gaben. Laß sie sich loskaufen von deinem bösen Blicke.

Thamar hatte vielfach Gelegenheit, sich von der Wahrheit dieses Ausspruchs zu überzeugen, zugleich aber auch zu erfahren, daß ein abschreckendes Aussehen ihr selbst als Mittel zu eigenem persönlichen Schutze diene.

Allmählich fand sie daran Gefallen, mühelos Spenden einzusammeln, welche besonders reichlich ausfielen vor und nach den großen Festen. Auch verstand es Thamar besser als die Phönikierin, sich selbst ein noch wilderes, grausigeres Aussehen zu geben. Besonders verstand sie es vortrefflich die Reisenden durch plötzliches Hervortreten aus der Grotte zu erschrecken.

Als sie eines Nachmittags, nach gethaner „Arbeit" hinabgestiegen war und in die Felsenhöhle trat, die als Wohnort diente, sah sie die Alte bewußtlos am Herde liegen. Nebenbei spielte Joil mit seinen Spielsachen. Bestürzt beugte sich Thamar herab: Der Körper war schon ganz erkaltet. Die erstarrte Hand der Toten hielt einen Stein umklammert, welcher dem Gefüge des Herdes entnommen war. Goldstücke lagen zerstreut umher. Die Höhlung im Herde aber, welcher der Stein als Deckverschluß gedient zu haben schien, barg eine enorme Menge von Gold- und Silbermünzen in sich.

Schmerzlich getroffen vom Tode der Genossin ihrer Einsamkeit, ergriffen vom bitteren Gefühl völliger Verlassenheit, begann Thamar bitterlich zu weinen. Es war ihr, als ob sie von neuem verbannt und hinausgestoßen sei.

Die ganze Nacht saß sie wachend bei der Toten. Am nächsten Morgen umwickelte sie den entseelten Körper mit Leintüchern und Binden, trug ihn mühsam hinaus und schob ihn in eine der vielen natürlichen Felsspalten, deren Öffnung sie mit Steinen und Erde sorgfältig verschloß. So erfüllte sie die letzte Pflicht gegen die Tote, ihr heiße Thränen der Dankbarkeit nachweinend.

Nun war Thamar Herrin des Platzes und Erbin des reichen, in vielen Jahren zusammengebettelten Schatzes geworden.

Einige Tage hindurch begab sie sich nicht auf ihren Standort, wer sollte denn das Kind hüten, so lange sie oben weilte?

Sie überlegte bei sich, was sie nun beginnen solle.

Wirr gingen ihr die Gedanken durch den Sinn; einer löste den andern ab, ein Plan den andern. Bald wollte sie den Ort verlassen, bald bleiben. Einerseits that es ihr leid, den an sich so lieblichen Zufluchtsort aufzugeben, andrerseits war das Bettelhandwerk zu vorteilhaft und gewährte nebenbei eine Abwechselung in dem Einerlei der Einsamkeit. Schließlich entschloß sie sich fürs Bleiben. Ihr Söhnlein mußte sie nun mit sich nehmen, wenn sie zur Grotte stieg, daher das Gerücht, daß die Hexe sich zeitweilig in einen Knaben verwandle.

Wiederholt besuchte sie Jerusalem, das zweite Mal schon mit weniger Zittern und Zagen als das erste Mal. In einem der zu jener Zeit neu entstandenen Buchläden, die nach römischem Muster eingerichtet waren, erstand sie für schweres Geld einige Abschriften der heiligen Bücher. Ihr Sohn war eben zum kräftigen Knaben erwachsen und bereits reif genug, um Lesen und Schreiben zu lernen.

Öftere Besuche der Stadt machten Thamar mutiger. Durch die landesübliche Verhüllung des Gesichts vor Entdeckung sicher, wohnte sie nun häufiger den Tempelgottesdiensten bei, besuchte schließlich alle größeren Feste, wobei sie in einer der vielen griechischen Herbergen, die in den letzten Jahrzehnten eröffnet worden waren und gut florierten, abzusteigen pflegte. Hier fragte man niemanden, woher und wohin des Weges? wenn nur die zukommende Zahlung geleistet wurde. Da Thamar die griechische Sprache besser als die aramäische beherrschte, ward sie nicht als Jüdin angesehen. Hier kam sie mit Menschen zusammen, die aus allen Landesteilen angereist waren, konnte mit anderen Frauen unverfänglich plaudern und so ihr Gemüt aufheitern und sich zerstreuen.

Joil begleitete die Mutter mit Jauchzen und Frohlocken; während der Reise streichelte und liebkoste er den Esel, den er ritt, fast unaufhörlich. In der Herberge fand er Altersgenossen, denen er, trotz seines einsamen Lebens, sich schnell anschloß; im Verkehr mit israelitischen Kindern aber ging es ihm schwer, da er nur griechisch sprach, doch lernte er im Spiel einige Phrasen der Landessprache.

Einstmals, während eines Festes, sah Thamar ihren früheren Gatten, wie er in reicher Gewandung, gefolgt von einer Schar schöngekleideter Sklaven, dahinschritt. Um ihn besser in Augenschein zu nehmen, drängte sie sich, mit dichtem Schleier verhüllt, in seine Nähe, wobei sie einen der Sklaven beiseite schob. Dieser versetzte ihr in roher Weise einen kräftigen Stoß und verwünschte laut das Stadtgesindel, daß sich den Fürsten des Landes in den Weg zu drängen pflege.

Infolge dieser Begegnung begann Thamars alte Herzenswunde von neuem zu bluten. In ihrem stillen Asyl angelangt, konnte sie die Begegnung nicht vergessen und haderte

in ihren Gedanken von neuem gegen den Mann, der sie verstoßen und den Gott, der ihr bisher keine Gerechtigkeit hatte angedeihen lassen. Warum war sie allein denn verdammt, hier auf Erden bis zum Tode in Einsamkeit zu leiden, um nach dem Tode in das ewige Nichts zu sinken?[1])

Einen Trost fand sie nicht, weder für die Zukunft, noch in der Gegenwart. Wohl las sie fleißig in den erstandenen Schriften, doch letztere boten dem wunden Herzen nicht die erwünschte Gemütsruhe.

Sie mühte sich ab, die pharisäischen Satzungen zu erfüllen, brachte im Tempel häufigere Opfer, als das Gesetz es vorschrieb und schob reichliche Gaben in die Opferstöcke des Tempels — Frieden fand ihr Herz nicht.

Weitere Jahre vergingen.

Joil war zum stattlichen Jungen von 12 Jahren herangewachsen, auf den das Mutterauge mit freudigem Stolze ruhte.

Der gutbegabte Knabe hatte sich schnell alles angeeignet, was die Mutter zu lehren wußte, dürstete aber nun nach weiterem Wissen. Nachdem er einmal dem öffentlichen Disput eines der populärsten Schriftgelehrten, welche in den Säulenhallen des Tempels Schule oder Kolloquien hielten, beigewohnt hatte, verlangte es ihn häufiger, denn zuvor, nach Jerusalem. Thamar suchte dem Wissensdrange nach Kräften auch nachzukommen, bis ein besonderes Ereignis diesem Streben hindernd in den Weg trat.

Während des Purimfestes hatte sie mit Joil den Tempel besucht und dort zum erstenmal den wunderbaren Mann, den Rabbi Jeschua, predigen hören. Ihre Seele war tief ergriffen worden von den Worten des neuen Propheten, die

---

1) Nach sadduzäischer Auffassungsweise.

wie lindernde Arznei auf jedes beschwerte Gemüt wirkten. Thamar fühlte sich unter dieser Predigt freier und freudiger und begann ihr verlorenes Gottvertrauen wiederzufinden.

Des Rabbi Persönlichkeit und Wesen hatte auch auf Joil großen Eindruck gemacht.

Einige Zeit danach hatte sie die Synagoge besucht, in welcher der berühmte Rabbi Nathan das Gesetz erklärte. Hier vernahm sie Nathans Warnungsstimme, ja nicht in die teuflischen Fangnetze Jeschuas zu geraten, denn dieser wirke Wunder mit Hilfe bösen Zaubers und bestrebe sich, dem Teufel möglichst viel Seelen rechtgläubiger Israeliten zuzuführen. Nathan gab dabei die Versicherung ab, Gott werde sich sogar schon über diejenigen erzürnen, welche dem verruchten Volksverführer auch nur allein mit den Ohren zuhörten. Gott Jahve werde seiner nicht spotten lassen: Die Abtrünnigen, die sich dem falschen Propheten Jeschua zugewandt haben, werde er strafen mit ekler Krankheit, mit Tod der Kinder, mit Mißernte und Feuersnot, Raub- und Mordüberfall.

Nun ward Thamar von einer Angst ergriffen, es könnte Joil zu Jeschuas Lehre verführt und seitens der Hand des strafenden Gottes durch den Tod ihr genommen werden.

Fortan besuchte Thamar nur allein die Stadt und flüchtete wie ein aufgescheuchtes Reh vom Tempelhofe, sobald sie nur den Rabbi Jeschua dort erblickte.

Joil ging indessen betrübt in dem lieblichen Thale umher, erkletterte die Höhen und blickte sehnsüchtig nach Osten, wo die heilige Stadt lag.

— Ich möchte auch einmal solch ein Lehrer werden, sprach er laut vor sich hin, nachdem er lange sinnend in die Ferne gestarrt.

Ja, was sollte einst aus ihm werden?

Diese Frage trat an Thamar heran ganz unvorbereitet.

Sie hatte sich darüber bisher keine Sorge gemacht. Jetzt, da dieser Gedanke sich nicht mehr abweisen ließ, erschrak sie, denn vor ihrem geistigen Blicke stand die soziale Lage ihres Knaben in ihrer ganzen, nackten, niederschmetternden Wirklichkeit: war er doch zu keinem Geschlechte, zu keiner Stadt- oder Landgemeinde angeschrieben, stand somit außerhalb des schützenden Gesetzes, rechtlos und vogelfrei, einem entlaufenen Sklaven gleich, den jedermann als solchen requirieren und mit Gewalt fortführen konnte!

Mutter und Sohn waren in der eigenen Heimat Fremde, Ausgestoßene, und in einer Lage, die rechtlich nicht besser war, als die der Aussätzigen.

Bei dieser Vorstellung entrang sich Thamars Brust ein tiefer Angstschrei.

— Jahve, du zürnender, ungerechter Gott! Was hat dir das unschuldige, zweite Glied gethan, daß du auch dieses, wie seine Mutter, in die erbarmungslose Wüste des Lebens hineinstößest?!

Die Klagetöne erhoben sich nicht in die Lüfte; sie sanken hinab zum munteren Bächlein, in welches auch Thamars bittere Thränen rollten.

Dem alten Grollen über das eigene Schicksal hatte sich nun neu die stete Besorgnis um die Zukunft des Kindes hinzugesellt.

Das Passahfest **des Jahres 30** stand vor der Thür.

Joil war 13 Jahre alt geworden, hatte somit das Alter erreicht, in welchem der israelitische Knabe in die Rechte und Pflichten eines Gemeindegliedes trat. Von diesen Verhältnissen ahnte nichts der in der Einsamkeit auferwachsene Knabe, der auch nie Fragen über seinen Vater, seine Familie und Geschlecht gestellt hatte.

Während Joil eines Abends die wenigen Haustiere zur Nachtruhe eintrieb, überlegte Thamar, gedankenvoll am Herde sitzend, ob sie Joil zum Passahfeste mit nach Jerusalem nehmen sollte oder nicht, ob sie ihn daselbst vor Jeschuas Irrlehren würde schützen können?

Bei dieser Betrachtung kam ihr wieder so recht zum Bewußtsein die traurige Lage des Knaben, der eines väterlichen Schutzes entbehrte. Aufs neue erwachte in ihr der alte Groll gegen Jahve, welcher Unrecht und Bosheit auf Erden, wie Disteln auf verödetem Ackerfelde, gedeihen lasse.

— Fort zu anderen Göttern, fort in die Fremde! rief Thamar laut vor sich hin.

Sie hatte von Rom gehört, daß da eine andere Ordnung der Dinge walte, daß da jeder, der nur Reichtum besitze, frei und stolz auftreten könne, einerlei wes Standes und welcher Nation er auch sei. Ja, nach Rom wollte sie ihren Joil führen, dort möge er eine Heimat finden, dort könnte auch ihr Goldschatz zu seinem Besten verwertet werden.

Dieser Gedanke gab der Frau ein freudiges Gefühl, so daß zuletzt sogar ein flüchtiges Lächeln über das sonst bekümmerte Antlitz lief.

Ja, nach Rom wollte sie ziehen! Vorher nur noch die Passahfestzeit, die gewinnbringend zu sein pflegte, ausnutzen, um die Geldmittel ein wenig zu vermehren. Mit elastischerer Bewegung als sonst erhob sie sich, bestrich den Körper mit Farben, umkleidete sich mit dem Fell und bereitete sich zum Fortgehen, als Joil in den Höhlenraum trat.

— Bette du dich, mein Herzensjunge, zur Ruhe — sagte sie — ich steige hinauf, um die harten Menschen durch Furcht zu zwingen, uns reiche Gaben zu geben. Jetzt ist die Straße auch nachts lebhaft und der reichen Müßiggänger ziehen viele dahin.

— O liebstes Mütterchen, flehte Joil, weshalb betteln wir um diese schändlichen Gaben, die uns zugeworfen werden, wie abgenagte Käserinden den Hunden. Wir sind doch selbst reich. Man fürchtet uns wie die Aussätzigen. Auch der durstigste Mann nimmt keinen Schluck unseres kühlsten Quellwassers.

Und dann noch, du Herzensmutter, du siehst in dem Felle auf bloßem Leibe so schrecklich aus, als seist du eine von Gott Gezeichnete und Ausgestoßene.

— Von Gott gezeichnet, ausgestoßen! Gezeichnet, ausgestoßen! kreischte Thamar mit so schriller Stimme, daß Joil erschrocken zurückwich.

Von Gott gezeichnet, ausgestoßen, wiederholte Thamar den Schrei und preßte sich den Kopf mit beiden Händen. Sie fiel zu Boden, rang die Hände, raufte sich das Haar und preßte wieder den Kopf mit den Händen. Von Fieberschauern geschüttelt, ächzte und stöhnte sie herzerweichend.

Ängstlicher, kläglicher Miene, dem Weinen nahe, stand Joil da. Endlich löste sich bei Thamar die Erregung in dem Rufe:

— Was haben meine Eltern, was habe ich gethan, daß du, harter Gott, mich durch meines eigenen Kindes Mund strafst? jammerte die Frau. O, mein Herz ist dunkel wie die Höhle. Nirgends sehe ich Heil noch Hoffnung.

Joil warf sich zu Boden, preßte die Kniee der Mutter an seine Brust und bat, ihm die schlechten Worte zu verzeihen. Da die Mutter nicht antwortete, setzte er sich neben sie und begann sie mit ängstlich-traurigem Blick zu beobachten.

Es verging geraume Zeit.

Da schnellte Thamar plötzlich in die Höhe. Fieberglut schien in ihren Augen zu liegen. Mit wilder Gebärde rief sie aus:

— Ich fluche dir, Gott Jahve, ich fluche deinen mosaischen Priestern, ich fluche dem Lügenredner Nathan.

Ich und mein Sohn werden den neuen Propheten aufsuchen, der eine neue Religion, einen anderen Gott predigt, der wird auch für die Rechte des Weibes eintreten, welchem das mosaische Gesetz weder Schutz noch Gerechtigkeit gibt.

Thamar ließ sich auf eine Bank nieder; sie mußte tief Atem schöpfen.

Allmählich ging die Erregung vorüber. In ernstem Sinnen saß nun die Frau da.

Joil schmiegte sich an seine Mutter und flüsterte ihr leise zu:

— Du bist traurig, du Herzensmutter. Das kommt, weil es dir hier so einsam ist. Auch mir ist es manches Mal so weh ums Herz, wenn ich allein die Herde hüte. Ich möchte unter Menschen kommen, unter vielem Volke sein. In der großen Stadt bist auch du heiterer. Ziehe zum Feste, ich bleibe zurück und werde hier alles Nötige verrichten.

So manches Mal war der Mutter die Besorgnis aufgestiegen, man könnte ihr den Sohn entreißen oder ihn der Mutter abwendig machen, doch der Gedanke war ihr nicht in den Sinn gekommen, es könnte eines Tages den Joil selbst gelüsten, fort in die Welt zu ziehen und die Mutter zu verlassen.

Diese Vorstellung erschreckte sie nun. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit umschlang sie den Knaben und sprach fast in flehendem Tone:

— Nein, nein! Du darfst mich nicht verlassen! Ich stürbe daran!

Mutter und Sohn hielten sich lange umschlungen, dann

küßte Thamar ihr Kind und befahl ihm, sich zur Ruhe zu legen.

— Ich mag nicht ruhen, lieb Mütterlein. Laß mich dich begleiten und bei dir bleiben. Ich bin jetzt groß und will dich beschützen.

Über Thamars Antlitz glitt ein glückliches Lächeln; sie streichelte zärtlich des Knaben Haupt und erlaubte ihm, mitzugehen.

Ihre primitiven Fackeln weit vor sich haltend, stiegen beide zur Grotte hinan. Thamar trug dabei ein Körbchen, das mit Frühfeigen gefüllt war.

Oben angelangt, traten sie hinaus auf die Heerstraße.

Es war eine herrliche Frühlingsnacht. Am dunkelblauen Himmelsgewölbe standen Tausende von Sternen im hellsten Lichtglanze, unzählige Leuchtkäfer flimmerten in den Büschen, herrliche Wohlgerüche schwebten, weither getragen, in der Luft. War es doch in den ersten Tagen des April, zu einer Zeit, wo die ganze Landschaft im üppigsten Blütenschmucke prangte.

Während Mutter und Sohn sich noch dem Zauber der Frühlingsnacht hingaben, wurden aus der Ferne leise Klänge bis zu ihnen herüber getragen. Allmählich unterschieden die beiden deutliches Schellengeläute und sahen zahlreiche Feuerpunkte sich in langer Schlangenlinie heranbewegen.

— Was ist das Mutter? Ich fürchte mich! flüsterte Joil und schmiegte sich der Mutter an.

— Beruhige dich, mein herziger Junge. Ein Trupp Soldaten zieht des Weges, wahrscheinlich als Geleitsmannschaft irgend eines vornehmen Mannes.

Nun ward deutlicher hörbar das Geräusch fester, taktmäßiger Schritte, das Klirren von Waffen und das Schellengeläute von Saumtieren einer langgestreckten Karawane,

welche sich unter dem Geleite von Fackelträgern näherte. An der Spitze unterschied Thamar eine Schar berittener Mannschaft, hinter welcher Fußsoldaten in strammer Haltung und voller Feldausrüstung einhermarschierten. Ihnen folgten schwerbeladene Saumtiere und zahlreiche Troßknechte, dann ein Mauleselpaar, in dessen Riemenzeug die Stangen einer Sänfte staken, welche, auf diese Weise getragen, zwischen beiden Tieren leicht dahinschwebte. Noch weiter zurück ritten auf prächtig geschirrten Eseln zwei Männer in glänzender Rüstung und gefärbten Helmbüschen, die auf einen höheren militärischen Rang hindeuteten. Eine starke Militäreskorte schloß den Zug, in ihrer Mitte den im ganzen Lande bekannten, mit metallglänzenden Emblemen der Justitia[1]) verzierten Richterstuhl tragend. Zu beiden Seiten des Zuges gingen Fackelträger, welche den Weg ganz genügend beleuchteten und dadurch eben die Annehmlichkeit einer Reise zur kühleren Nachtzeit ermöglichten. Solche Annehmlichkeit konnten sich freilich nur reiche Leute gestatten. Es war der Zug des Pontius Pilatus, des Prokurators oder Statthalters von Judäa und Samaria, der sich zum Passahfeste nach Jerusalem begab. In dieser Stadt war die Anwesenheit des Hauptes der Provinz gerade zur Festzeit sehr erwünscht, galt es doch eine strengere Acht auf bürgerliche und politische Ordnung zu geben und etwaige Ausschreitungen schon im Keime zu ersticken, denn zum Passahfeste sammelte sich in Jerusalem oft bis zu einer halben Million Menschen an. Das Hauptmotiv aber, das Pontius zur Festzeit in Jerusalem zu weilen

---

1) Die Prokuratoren pflegten den Richterstuhl auf ihren Zügen durch das Land mitzunehmen. Wo der Stuhl stand, da war gesetzliche Richtstätte. Gesetzliche Todesurteile konnten nur vom Richterstuhle aus gesprochen werden.

bestimmte, war die Kontrolle über die Erhebung der Marktsteuer, deren Ertrag in den Tagen der großen Feste ein recht bedeutender zu sein pflegte und für die persönliche Kasse des Prokurators eine erkleckliche Summe abwarf.

Den größten Teil der Mannschaft zweier von seinen Kohorten hatte er vor einigen Tagen vorausgesandt; jetzt folgte er selbst mit dem Reste der Mannschaft. Seine gewöhnliche Reiseroute nach Jerusalem pflegte über Samaria und Sichem zu gehen. Dieses Mal, da ihn seine Gattin, Claudia Procula, begleitete, nahm er den Weg über Lydda, von wo aus man eine geringere Strecke Gebirgsweges nach Jerusalem hatte, während die ganze Wegstrecke von Cäsarea nach Lydda auf der vortrefflichen, breiten Küstenstraße zu Wagen zurückgelegt werden konnte.

Der Prokurator hatte mehrere Tage in Lydda geweilt, um einige Dienstgeschäfte zu erledigen. Hier traf er zusammen mit einem, dem Leser bereits bekannten Manne, dem Tribun Marcus Licinius, welcher aus Antiochia kommend vorgab, im Auftrage des Stellvertreters des Legaten von Syrien zum Präfekten von Ägypten zu reisen.

Pontius vermochte sich nicht vorzustellen, welche Beziehungen zwischen dem Legaten und dem ägyptischen Präfekten statthaben könnten. Deshalb mißtraute er der Vorgabe des Marcus. Da er sehr wohl wußte, welche Anlässe er der Bevölkerung zu gerechtfertigten Klagen gegen ihn gegeben, und wußte, daß vielfache Klagen gegen ihn noch in jüngster Zeit nach Antiochia abgegangen waren, glaubte er in Marcus einen heimlichen Abgesandten wittern zu müssen, der wahrscheinlich den Auftrag erhalten, die Lage der Dinge in der Prokuratur auszukundschaften. Zwar war der Prokurator in seinem Verwaltungsgebiete, wo er, neben der politischen Oberaufsicht, die Funktion eines Chefs der Steuerverwaltung

hatte, sein eigener Herr, gleichwohl stand er in Fällen, wenn im Lande politische Unruhen eingetreten oder zu befürchten waren, in Abhängigkeit vom syrischen Legaten. Von diesem jedoch hing es ab, die Verhältnisse in der Provinz Samaria-Judäa für politisch ernst zu halten oder nicht, sich jeder Einmischung in die prokuratorische Verwaltung zu enthalten oder seine Oberherrlichkeit den Prokurator fühlen zu lassen. Das feindselige Verhältnis des Pontius zum galiläischen Fürsten Antipas konnte in Antiochia als ein politisch ernster Fall angesehen werden, wichtig genug, um eine Einmischung der Legatur in die Angelegenheiten Judäas zu rechtfertigen.

Der schlaue und vorsichtige Pontius hatte seinem bösen Gewissen und dem Mißtrauen gegen Marcus die Maske herzlichster Freundschaft aufgesetzt, den Antiochier mit offenen Armen und ausgesuchter Liebenswürdigkeit aufgenommen und ihm geraten, mit nach Jerusalem zu ziehen, da, laut empfangener Nachrichten, der Präfekt der Nillande in die südlichen Bezirke seines Landes abgegangen sei und sobald nicht zurückkehren werde. Auch würde Marcus in Jerusalem die Bekanntschaft zweier hochgestellter Beamten aus Ägypten machen, welche ihren Besuch angemeldet hätten. Mit diesen könnte er dann gemeinschaftlich die Reise nach Alexandria machen.

Marcus nahm diesen Vorschlag dankbar an und begleitete nun den Prokurator.

Beide unterhielten sich gar lebhaft in der milden Nacht, bedächtig des Weges reitend, während die Gemahlin des Pontius in ihrer leichtschwebenden, von den Mauleseln getragenen Sänfte schlummerte.

Marcus Licinius hatte viel Interessantes erzählt von den eigenen Erlebnissen, seitdem er Cäsarea verlassen, von dem Treiben der römischen Beamtenwelt in Antiochia und

seinen Aussichten für die Zukunft. Er pflegte aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen und plauderte mit offener Aufrichtigkeit, während Pontius eine entgegengesetzte Taktik befolgte.

— Seit meiner Versetzung aus Noricum, erzählte Marcus in zwanglosem Tone weiter, mache ich mir Notizen über alles, was ich sehe und was mir begegnet. Deine ansprechenden und belehrenden Mitteilungen zu Cäsarea habe ich nicht vergessen.

Entschieden ein verdächtiger Mensch, der richtige geheime Kundschafter, dachte Pontius, während er in heiterem Tone erwiderte:

— Eheu, edler Marcus! Du willst wohl gar Konkurrent von Nävius oder Ennius werden? Wirst am Ende noch den Gajus Lucilius übertreffen?

Marcus lachte laut auf.

— Dein Diskus, wackerer Pontius, ist weit über das Ziel geworfen. Unsre Zeit ist zwar eine hochentwickelte und die Buchhändler machen allerorts gute Geschäfte, für die Litteraten aber ist noch nicht die Ära gekommen, sich mittelst Ausübung litterarischer Kunst Reichtümer zu erwerben, um dereinst ein sorgenloses Dasein zu führen.

Fürwahr, in dieser unserer leichtlebigen und genußreichen Zeit hat nur der Reichtum Geltung, aber nicht mehr edle Geburt und hohe Stellung in der Gesellschaft. Wer strebt jetzt nach dem Lorbeer des Nachruhms? Was nützt in unserer Zeit überhaupt der Ruhm?

Ich für meine Person bedarf keines Ruhmes, um so mehr aber des Geldes. Um solches zu erwerben, bin ich nach Asien gekommen. Gelingt es mir, dann ziehe ich nachher nach Rom und suche mir eine angenehme Lebenslage zu schaffen. Über Mittel und Wege, wie ich dieses Geld erlange, mache ich mir keine sonderlichen Gewissensbisse; darin werde ich nicht allzu

wählerisch sein, bin ich doch zu sehr ein Kind meiner Zeit und genug philosophisch gebildet, um mich über alle albernen Vorurteile des alten patriarchalischen Tugendstandpunktes hinwegzusetzen.

Doch sage mir, Freund Pontius, sind hier bei dir besondere Veränderungen eingetreten, seitdem ich dein gastliches Dach in Cäsarea verlassen?

— Besonderes ist nicht vorgefallen, gab Pontius vorsichtig zur Antwort. Höchstens könnte ich darauf hinweisen, daß der gegenseitige Haß zwischen mir und den Juden zugenommen hat. Es ist ein entsetzliches Volk. Du kannst dir vorstellen, wie achtsam und streng ich sein muß bei dem leidenschaftlichen Bestreben dieses Volks, in Steuerangelegenheiten stets Betrug zu üben. Du weißt es, daß die Steuergelder meiner Prokuratur nicht in die Staatskasse (Aerar), sondern in die kaiserliche Kasse (Fiscus) fließen.

Meine Pflicht ist es, die Interessen meines kaiserlichen Herrn zu wahren. Und weil ich eben diese meine Pflicht streng erfülle, schreien die Juden über angebliche Bedrückungen und Erpressungen. Ist das nicht empörend? Müssen nicht solche Verdächtigungen schließlich sehr üblen Leumund auf einen ehrenhaften kaiserlichen Beamten werfen? Doch — mögen die Juden ihre gehässigen Klagen gegen mich in die Welt hineinposaunen! Unbekümmert um dergleichen Anfeindungen muß ein rechter, ehrlicher Beamter die Interessen seines vergötterten Kaisers hochzuhalten suchen!

In Pontius Rede lag soviel lammfromme Unschuld und scheinbare Wahrheit, daß sie den Späher, wenn er ein solcher gewesen wäre, entschieden für den Prokurator eingenommen und das eigene Urteil irregeleitet hätte.

Pontius schwieg. Marcus hatte mit seinem Reittiere zu schaffen und ward nachdenklich.

Der Prokurator hätte für sein Leben gerne die Gedanken des Gefährten wissen mögen.

Endlich fragte Marcus:

— Da die Vasallenländer dieselben Steuern und Zölle zahlen wie die Länder, die unter direkter Verwaltung Roms stehen, so fließen aus Palästina wohl recht beträchtliche Einnahmen dem Fiskus zu?

Die für Pontius etwas heikle Frage verstärkte dessen Mißtrauen gegen den Tribun, doch gab er in einem möglichst treuherzigen Tone zur Antwort:

— Freilich! Manche Gebiete in Palästina bilden für Rom eine reiche Einnahmequelle, so zum Beispiel das reiche Galiläa.

Dieses Ländchen hat mehr denn 200 Ortschaften, deren kleinste nicht unter 15 000 Einwohner zählt. Es ist erstaunlich, welch' guter Einnahmen sich da der Fürst Antipas erfreuen kann. Dagegen sind die von mir verwalteten Landesteile dürftige Bergländer, die wenig abwerfen.

— Beim Zeus! Wozu dulden wir Römer diese kleinen einheimischen Tyrannen, die das Volk mit ihren Privatsteuern nur aussaugen, den Raub in orientalisch üppigem Lebensgenusse vergeuden und zehnmal schlechter regieren, als der schlichteste römische Ritter. Diese unnützen Tyrannen müßte der Kaiser vertilgen, auch diesen kleinen herodianischen mit den anderen.

— In dir, tapferer Tribun, steckt ein großer Staatsmann, bemerkte Pontius nicht ohne Anflug von Ironie. Doch, bester Freund, diese Tyrannen, mit dem Antipas an der Spitze, arbeiten doch eigentlich nur für römische Zwecke: sie treiben mit Hilfe ihrer Tyrannei ihre Völker in unsre, der Römer, Arme.

— Du müßtest dem Kaiser Vorstellung machen, daß es Zeit sei, mit den tributären Vasallenwirtschaften aufzuräumen.

— Das möchte ich lieber dir, staatsmännischer Kriegsmann, überlassen, als die eigenen Finger verbrennen. Daß in Rom alles käuflich ist, weißt du und daß die herodianischen Fürsten mehr Gold als ich Kupfer besitzen, kann ich dich versichern. Jedenfalls würde ich bei solchem Vorschlage den kürzern ziehen.

Übrigens ist die Annexion Galiläas und andrer Vasallenländer doch nur eine Frage der Zeit. Fürs erste begnügen sich Kaiser und Senat, in ihrer Hand Jerusalem zu halten, den geistigen Zentralpunkt von ganz Palästina. Das übrige wird sich von selbst machen. Je mehr die landeseingesessenen Gewalthaber das Volk tyrannisieren und mit Steuerschrauben pressen, desto eher und lieber fällt dieses Volk, sogar aus eigenem Antriebe, zu Roms Füßen.

— Würdest du das reiche Galiläa gerne zur Verwaltung erhalten? fragte der Tribun ein wenig naiv.

Pontius biß sich die Lippe, antwortete indessen im treuherzig offensten Tone:

— Was in aller Welt hätte ich davon? Was hälfe es mir? Die Höhe der Steuern ist ja normiert, und mehr dürfte ich nicht erheben. Zudem werden ja die römischen Steuern durch die Lokalbehörden eingetrieben. Von den Zöllen habe ich ebenfalls keinen Obulus. Daran, ob die Zölle viel oder wenig eintragen, habe ich weiter kein Interesse. Du weißt ja, daß unsere Ritter in Rom die Zölle gepachtet haben und mit dem Überschuß der Einnahmen ein frohes Leben führen. Diese Pächter würden mich nicht übel beim Kaiserhofe verklagen, wollte ich es wagen, mittelst privater Erpressungen ihre Einnahmen zu verkürzen.

Beim Zeus! Gar oft verdrießen mich sehr die hiesigen

Verhältnisse. Die aristokratischen Zollpächter der Provinzen geben sich in Rom dem ausgesuchtesten Lebensgenusse hin, wir Provinzialbeamten aber müssen das elendeste Dasein führen! Und weshalb? — Um Zollaufseher zu sein mehr für das aristokratische Rom, als für den römischen Staat! Ja, fürwahr, es ist in Wirklichkeit so, daß wir die barbarischen Länder mehr zum Nutzen der kaiserlichen Günstlinge und aristokratischen Pächter, als zum Nutzen des Gesamtstaates verwalten!

— Was du sagst, erfahrener Pontius, ist die volle Wahrheit, ich kann sie bekräftigen! Es ist zum Tollwerden! Ich brauche nur an Antiochia zu denken. Unser guter syrische Legat, Lucius Aelius Lamia, ist seit seiner Ernennung gar nicht nach Syrien gekommen und hat dazu auch weder Absicht noch Lust, weil er Stadtpräfekt von Rom zu werden hofft. Die ihm zukommenden, recht beträchtlichen Einnahmen läßt er jedoch sich zusenden und klagt höchstens über ihre mäßige Höhe.

Pontius lachte boshaft auf.

— Nun, da könnt ihr euch doch freuen über die permanente Absenz des Legaten, habt ihr doch dadurch ein freies Diskusspiel in Antiochia. Jetzt könnt ihr nach eurem Belieben schalten und walten.

— Dich, werter Pontius, sagte lächelnd Marcus, kontrolliert ja jetzt auch kein Legat. In den 5 Jahren deiner Verwaltung mußt du doch ein beträchtliches Vermögen erworben haben!

Der Prokurator fühlte sich unangenehm berührt und erwiderte gezwungen lachend:

— Mit der Armbrust triffst du stets sicher, kühner Tribun, die Pfeile deiner Zunge aber fallen weit vom Wege ab. Wo denkst du hin! Hier, in diesem ärmlichen Gebirgs-

lande, hier sich ein Vermögen machen! Nein, wackrer Freund, hier, auf diesen öden Felsen, hier vernimmt man nicht den Flügelschlag Merkurs.

— Aber die Tempelschätze? Sie sollen kolossal sein!

Pontius spann in treuherzigstem Tone sein Lügengewebe weiter.

— Ob die Schätze kolossal sind, ist sehr fraglich. Ihre Größe oder Höhe kenne ich nicht und habe auch keine Mittel, keine Macht, das zu erfahren, denn diese Schätze sind heiliges Gut, als Inventar des Gottes Jahve in den Rollen vermerkt. Nun darf ich dich versichern, daß der Jude eher sich totschlagen läßt, als daß er seines Gottes Habe und Gut herausgibt. Du darfst nicht außer acht lassen, daß ja das Volk im höchsten Grade fanatisch-religiös ist.

— Ich wünschte, ich hätte soviel Geld, um 1000 Sklaven zu kaufen und Judäa in Pacht zu nehmen. Die Sklaven würde ich zu Zolleinnehmern machen mit der Verpflichtung als Bedingung, daß sie sich binnen Jahresfrist für den zehnfachen Preis, den ich bezahlt, mit Hilfe der Gelder, die sie sich als Nebeneinnahmen erworben haben, loskaufen. Natürlich müßten sie außerdem die zehnfache Pachtsumme aufbringen. Es wäre ein Geschäft, beim Merkur! Ich zöge dann nach Rom und . .

— Suchtest dir noch eine fettere Provinz, fiel Pontius spöttisch ein. Indessen zu solch allerliebstem, wenn auch phantastischem Plane könnte dir eine arme Provinz, wie z. B. Judäa, kaum die Wege ebnen. Du bist noch nicht recht bekannt mit dem Charakter des jüdischen Landes und Volkes.

— Ei was, erwiderte Marcus in wegwerfendem Tone. Alle Asiaten sind mir ein erbärmliches Geschmeiß. Haben

ihre Könige und Fürsten nicht wie Hunde im Staube zu Füßen unserer Legaten und Prätoren gewinselt!

— Dein Ausspruch, werter Marcus, paßt nicht ganz auf die Juden. Sie sind ein ganz außergewöhnliches Volk. Sobald ihre religiösen Interessen berührt oder angegriffen werden, entwickelt dieses Volk eine bewunderungswürdige Zähigkeit und Mannhaftigkeit, die sich bisweilen bis zur Todesverachtung steigert. Ich sage dir, tapferer Tribun, kein anderes Volk auf der weiten Erde besitzt einen solchen zähen, todesmuthigen Religionsfanatismus, wie dieses jüdische.

— Zeigen sie solchen todesmutigen Fanatismus auch in Geldgeschäften? fragte spöttisch der Tribun.

— Auch da, wenn es dir beliebt das Zollwesen ebenfalls als ein Geldgeschäft anzusehen. Sie exkommunizieren ihre Landsleute, welche für römische Großpächter die Zölle erheben, aus dem Religions- und Kommunalverbande, als seien die Leute Aussätzige, alles dieses hauptsächlich nur deshalb, weil die Zöllner in ihrem Geschäfte beständig mit Römern, Griechen und anderen Nichtjuden zusammenkommen. Einen Juden „Zöllner“ nennen, heißt, ihm den größten Schimpf anthun.

— Eins kann ich mir nicht vorstellen, nämlich daß die Juden es wagen sollten, sich den Befehlen Roms zu widersetzen.

— Ich möchte dich eines anderen belehren und dir deshalb eine kleine Geschichte erzählen, so es dir genehm ist, sie anzuhören.

Nachdem ich in Cäsarea in die Verwaltung meiner Provinz eingetreten, beabsichtigte ich Jerusalem zu besuchen und sandte deshalb dorthin zwei Kohorten voraus mit ihren

Standarten,[1]) welche, laut meinem Befehle, im Tempel aufgestellt werden sollten, damit jeder Vorübergehende sich vor dem Kaiserbilde neigend, dem Herrscher des Weltreichs die geziemende Ehrfurcht erweise.

Eines Morgens, da ich mich gerade zur Abreise rüste, sehe ich meinen Palast von Hunderten von Juden aus Jerusalem belagert. Als ich hinaustrete, begannen die Leute mich fußfällig anzuflehen, die Kaiserbilder aus Jerusalem zu entfernen, da das mosaische Gesetz den Juden jegliche Bilderanbetung streng verbiete.

Ich schlug die Bitte kurzweg ab.

Da hättest du das Jammern und Flehen, Winseln und Stöhnen dieser Leute hören sollen!

Ich mußte meine Reise aufschieben.

Ohne Nahrung, ohne Trank zu sich zu nehmen, lagen diese fanatischen Menschen 5 Tage und Nächte vor meinem Palaste im Staube. Das Fasten schien ihnen sogar die Kräfte zu erhöhen, denn immer lauter ward ihr Weinen und Heulen. Aus dieser kleinen Probe magst du schließen, guter Marcus, wessen der religiöse Fanatismus dieser Barbaren fähig ist.

— Nun, was geschah weiter? fragte der Antiochier gespannt.

— Diese Zähigkeit entfesselte schließlich meinen vollen Zorn. Nach Verlauf der 5 Tage ließ ich den Richterstuhl in der Rennbahn aufstellen und die Juden zum Gericht bescheiden. Sie erschienen alle. Meinen Soldaten befahl ich, dieselben bewaffnet in dreifacher Gliederkette zu umzingeln, den Juden aber, nochmals ihre Bitte vorzutragen. Darauf gab ich ihnen vom

---

1) An den römischen Standarten waren kleine Brustbilder des Kaisers in Medaillonform als Legionsabzeichen angebracht.

Richterstuhle aus den Bescheid, daß ich ihre Bitte unter keinen Umständen erfüllen könne und befahl, Cäsarea sofort zu verlassen, widrigenfalls sie von den Soldaten niedergemetzelt werden würden. Auf einen Wink von mir zogen die Soldaten ihre Schwerter blank. Die Juden erschraken heftig, warfen sich aber sofort zu Boden und boten ihre Nacken den Schwertstreichen dar, unter endlosem Gezeter beteuernd, lieber sterben zu wollen als das Gesetz Mosi zu übertreten.

— Und darauf kam es zu einer lustigen summarischen Abschlachtung? fragte der Tribun blitzenden Auges.

— Mit nichten!

Pontius machte eine Kunstpause.

— Und was thatest du statt dessen? fragte Marcus ungeduldigen Tones.

— Ei, was sollte ich schließlich thun? Sollte ich einige hundert vortrefflicher Steuerzahler abschlachten, um eine ähnliche Exekution in Jerusalem selbst zu erneuern?

Ich hieß die Standarten mit den Bildnissen des Kaisers nach Cäsarea zurückführen!

— Solchen Ausgang hätte ich nicht erwartet. Ich hätte sie unbedingt alle abgeschlachtet.

Indessen, wenn ich in die Sache tiefer eingehe, muß ich dir recht geben.

Doch fällt mir da ein anderer Gedanke ein. Der Kaiser hätte befehlen sollen, alle, welche sich weigern sein Bildnis anzubeten, als Sklaven zu verkaufen. Für den Fiskus wäre es ein lukratives Geschäft geworden.

Pontius lächelte spöttisch und that die Gegenfrage:

— Und die Großpächter in Rom? Von wem hätten sie dann die Zölle erhoben, wenn alles Volk abgeführt wäre?

— Ei, auf die kommt's nicht an. Der Fiskus hätte eine unerschöpfliche Geldquelle gehabt, wenn es jedem, der

sich vergangen und dafür als Sklave verkauft worden, gestattet wäre, sich wieder loszukaufen, damit man ihn nächstens wieder verkaufe, er sich wieder loskaufe, und so ad infinitum.

Pontius lachte herzlich über die Naivität des Kriegsmannes.

— Dieser Steuer-Plan macht deiner Erfindungsgabe alle Ehre; laß ihn doch zu den Ohren des Kaisers gelangen. Mir wäre es schon recht. Du hast geniale Gedanken, Freund Marcus.

— Ich würde die Kaiserbilder sofort in allen Tempeln und Synagogen der Juden aufstellen, raisonierte Marcus weiter, hartnäckig bei seinem Gedanken verweilend.

Beim Merkur! Bei dem Prozesse des Verkaufs und Loskaufs unbotmäßiger Juden fiele ein guter Beuteteil den römischen Beamten zu. Haben wir die heitere, lebensfrohe, genußreiche Metropole der Weltbildung darum etwa verlassen, um unter widerwärtigen orientalischen Barbaren, unter Parthern und Syrern, Juden und Arabern, die undankbare Rolle von Volksbeglückern zu spielen?

— In letzterem hast du, scharfsehender Tribun, mir aus der Seele gesprochen, antwortete der Prokurator in ernstem Tone. Auch ich bin der Meinung, daß uns das Schicksal schuldig ist, Ersatz zu geben für die schmerzliche Entsagung von allen Freuden und Genüssen Roms, für die jahrelange Pönitenz unter asiatischen Wilden zu hausen, die geringer zu achten sind als eine römische Sau. Und Unrecht wäre es daher nicht, wenn wir nach der Möglichkeit strebten, so viel Mittel zusammenzuscharren, um nachher unseren Genüssen sorgenlos in Rom leben zu können.

— Du hast mir das Wort aus dem Munde genommen, erwiderte beifällig der Tribun. Diese gottverdammten

orientalischen Barbaren können von unseren Göttern doch nur dazu erschaffen worden sein, um der weltbezwingenden Roma als Zoll- und Steuervieh zu dienen!

— In der That unerträglich gestaltet sich ein dauerndes Leben unter den Barbaren, äußerte sich der Prokurator weiter. Sie wollen einmal nicht die Segnungen der Kultur, die wir ihnen bringen, annehmen, sträuben sich vielmehr dagegen mit trotziger Hartnäckigkeit. Dafür kann ich dir ein Beispiel vorführen.

Um dem Wassermangel der Bevölkerung Jerusalems abzuhelfen, ließ ich eine 400 Stadien[1]) lange Wasserleitung bauen und mußte dazu einen Teil des sogenannten Tempelschatzes verwenden. Über diese Ausgabe entstand nun unter den Juden eine ungeheure Aufregung. Schier drohte ein regulärer Aufstand im gesamten Lande auszubrechen. Doch bedachten sich die Juden und hielten es für klüger, mein Erscheinen in Jerusalem abzuwarten und dort mich zur Rückerstattung der für den Bau verwandten Gelder zu zwingen. Von dieser Absicht hatte ich bereits in Cäsarea Wind bekommen.

Bei Ankunft in Jerusalem gab ich meinen aus Sebastia rekrutierten Soldaten heimlich den Befehl, sich als Landleute zu verkleiden, mit dem Knittel unter dem Bauernmantel sich unter das Volk zu mischen und, auf ein Zeichen von mir, auf dasselbe einzuschlagen.

Darauf beschied ich das Volk vor meinen Richterstuhl, damit es seine Klage vorbrächte.

Kaum hatte ich den Richterplatz eingenommen, als das Volk zu lärmen und schreien begann. Mein Gebot, Ruhe zu halten, hatte nur eine Steigerung des Lärms zur Folge. Ich

1) 400 Stadien = ca. 74 Kilometer.

wiederholte nun meinen Befehl noch lauter und nachdrücklicher. Er wurde abermals unbeachtet gelassen und der Lärm wurde noch tumultuarischer.

Da war meine Geduld zu Ende. Ich gab den Soldaten das verabredete Zeichen und diese schlugen nun unbarmherzig auf die Tumultuanten ein.

Zwar kamen viele unter den Schlägen um, aber noch weit größer war die Zahl derer, die im Gedränge von ihren eigenen flüchtenden Landsleuten niedergetreten wurden.

Seit jenem Tage hat das Volk nie mehr vor meinem Richterstuhle einen Tumult gewagt.

Es möge noch lange an diesen Schreckenstag denken!

— Das hast du recht gemacht und dabei auch als kluger Staatsmann gehandelt. Ich freilich, hätte mit der blanken Waffe einhauen lassen, denn Blut schafft noch größere Furcht bei einer Volksmenge. Barbaren muß man eben in Zucht halten mit eisernen Ruten, gleichwie Bestien im Zwinger.

Während dieser Unterhaltung waren die römischen Ritter beträchtlich hinter der die Sänfte umgebenden Begleitmannschaft zurückgeblieben. Da sie bemerkten, daß der Vorderzug plötzlich stocke, beeilten sie sich, wieder in die Nähe der Sänfte zu gelangen.



VIII. Kapitel.

In der Königsburg Herodes' des Grossen.

Claudia Procula war inzwischen aus ihrem Schlummer erwacht, hatte sich in ihrer Sänfte sitzend aufgerichtet und die schützenden Vorhänge zurückgeschoben. In vollen Zügen atmete sie die erfrischende Nachtluft ein, wobei sie zum Zeitvertreib mit ihren zarten, kleinen Fingern die Blättchen des eingetrockneten Weizenkleisters abstreifte, der ihr zartes, hellgebräuntes Gesicht gegen die Einwirkung des Sonnenlichts zu schützen hatte.

Nun streifte ihr Blick die Szenerie des Weges, die dahinziehenden Kolonnen der Militärmannschaft und die Lichtreflexe der Fackeln an den hochragenden Felsen. Als die Maultiere, welche die Sänfte trugen, an der Grotte bedächtig vorbeitrotteten und der Blick der Römerin auf den Eingang dieser Grotte fiel, in deren matterleuchteten Rahmen Thamars und Joils Gestalten sichtbar waren, regte sich die Neugier Proculas. Bei der Einförmigkeit und Langweilig-

keit der Reise war der Gattin des Prokurators auch die kleinste Abwechselung willkommen. Sie befahl zu halten und fragte den griechisch redenden Juden, welcher als Reisemarschall und Dolmetscher fungierte, ob er die beiden abenteuerlichen Gestalten kenne?

— Hohe Gebieterin, gab derselbe devot zur Antwort, mache dir nichts zu schaffen mit diesen Leuten: sie sind mit bösem Blick behaftet. Es sind nämlich böse Geister, deren Blick jedwedem Menschen, der von ihm betroffen wird, Unglück bringt.

— Du redest Unsinn, Mann. Es gibt keine Dämonen, sprach Procula wegwerfend und befahl, die beiden Gestalten heranzurufen.

Thamar und Joil traten schüchtern zur Sänfte heran.

Im Aramäischen befragt, antwortete Thamar im besten Griechisch, sie seien sehr arme Leute, welche von dem kleinen Verdienste durch Verkauf frischen Quellwassers und frischer Früchte leben und mit Dankbarkeit milde Gaben reisender Herrschaften annehmen.

Als in diesem Momente zwei Fackelträger in die nächste Nähe der Gruppe traten, zog Thamar sich schleunigst in den Hintergrund zurück, während Joil, im vollen Lichtscheine stehen bleibend, seinen Korb mit Winterfeigen der vornehmen Frau entgegenhielt. Procula entnahm dem Korbe eine Feige, und ließ dabei ihren Blick wohlgefällig auf der schlanken Gestalt des schönen Knaben ruhen. Die Frucht kostend, fand sie dieselbe schmackhaft und saftig, obwohl sie zu dieser frühen Jahreszeit noch etwas roh und hart war. Das Volk liebte gerade die Winterfeigen der letzteren Eigenschaften wegen.

Inzwischen waren der Prokurator und sein Gefährte herangeritten. Mit schnellem Blick musterte er die fackel-

beleuchtete Gruppe, die bei der Sänfte stand, und Thamars seltsame Figur, und rief sodann scherzenden Tones:

— O Dionysios! Mit welch' schrecklichen Dämonen verkehrt denn der schöne Sproß aus dem erlauchten Hause der Claudier?

Mit koketter Schalkhaftigkeit erwiderte Procula:

— Nicht mit Dämonen, verehrter Gastfreund, der du immer nur auf Kriegszügen und in Feldlagern gehaust hast. Kurzsichtiger, erkennst du denn nicht hier die Psyche mit ihrem Amor?

— Meheu! lachte der Tribun auf, die Psyche in ein Kamelsfell gekleidet! O, welch' eine köstliche neue plastische Vorstellung!

— Psyche und Amor kommen direkt vom Götterhimmel herab und haben noch nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, sich in den Läden der Kleiderhändler modisch zu bekleiden, warf Pontius mit trocknem Witze ein.

— Dafür ist Amor eine herrliche Knabengestalt, sprach Procula mit sichtbarem Entzücken. Wie wird sich dieser Knabe erst in reichem Gewande ausnehmen! . . . Ich möchte ihn in meinem Gefolge haben.

Marcus Licinius lachte hell auf und raunte dem Pontius zu:

— Deine Gemahlin bekommt ja männliche Gelüste, wie ein orientalischer Große oder ein römischer Hofbeamte!

Pontius antwortete, sich galant gegen seine Gattin verbeugend:

— Dein Wunsch, teuerste Procula, soll sofort erfüllt werden.

Dem Dolmetscher wurde der Befehl gegeben, den Knaben in den Troß einzureihen, des Weibes aber sich kurzer Hand zu entledigen.

Procula warf dem Weibe einige Silbermünzen zu; der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Als die vornehme Sippe außer Hörweite war, machte der Dolmetscher mit einigen zurückgebliebenen Troßknechten sich an Thamar heran.

— Der allmächtige Statthalter hat befohlen, den Knaben in sein Gefolge aufzunehmen, dich aber, verfluchte Hexe, totzuschlagen. Wir wollen dich indessen laufen lassen, holt dich ja doch der Teufel sowieso. Du aber, Knabe, sträube dich nicht, sonst fesseln wir dich und werfen dich auf ein Packtier, daß du viel Qual erleidest. Eigentlich bist du solch hohen Glückes gar nicht wert, in dem Troß des stolzen Prokurators dienen zu dürfen.

Thamar hatte sich dem Dolmetscher zu Füßen geworfen und rang verzweifelt die Hände.

— O Herr, erbarme dich unserer. Joil ist mein einziges Kind, mein Leben, meine Freude, mein Sonnenschein. Habe Erbarmen mit uns und trenne uns nicht.

— Fort du Scheusal, rief wütend der rohe Mann und gab dem Weibe einen so starken Fußtritt, daß es zurückgeschleudert wurde und vor Schmerz aufkreischte.

Noch ein Wort und wir stoßen dir das Schwert in deinen höllischen Leib und machen den Schakalen eine Freudennacht. Marsch, Junge! Du wirst in Herrlichkeit und Freuden leben. Eilt euch!

Joil hatte seine Mutter umschlungen und raunte ihr ins Ohr:

— Herzensmutter, laß mich ziehen. Bei der ersten günstigen Gelegenheit — ihrer werden sich gar viele unterwegs darbieten — werde ich zu entwischen suchen und zu dir zurückkehren. Begib dich nur selbst nicht in Gefahr.

Thamar segnete und küßte ihren Sohn, ihm einige Silberstücke in die Hand drückend, dann schieden beide.

Joil wurde fortgezogen, Thamar aber entfernte sich in die Tiefe der Grotte, wo sie, wie gebrochen, zusammensank.

Bald hatte sich der ganze glänzende Zug bereits in der Ferne verloren und die vor kurzem noch so lebhafte Bergstraße lag da in ihrer nächtlichen Einsamkeit.

In der Grotte verglimmte die primitive Fackel. Ein unheimliches dumpfes Stöhnen drang aus einem Winkel des Raums. Wer in diesen Augenblicken hineingetreten wäre, hätte geglaubt, es verende da ein wildes Tier.

Es war Thamar in ihrem wilden Schmerze. Zischend kam es von ihren Lippen:

– So hast du nun, du unbarmherziger Gott, mir auch das letzte, was mir geblieben, genommen. Vollende dein grausames Werk und nimm nun mir auch das Leben.

Mehrere Stunden brachte Thamar in halbbewußtlosem Zustande zu, bis die längst angetretene Tageshelle sie veranlaßte, zu ihrem stillen Heim hinabzusteigen. Hier suchte sie ihr Lieblingsplätzchen auf im Schatten eines knorrigen Olivenbaums, am leise murmelnden Quell.

Doch wie sehr die Umgebung auch Ruhe atmete, das Gemüt der Frau blieb in angstvoller Unruhe und wirr zogen die widersprechendsten Gedanken ihr durch den Kopf. Bald fürchtete sie, die Römer könnten dem Knaben das Leben nehmen, bald, es könnte ihm bei den Römern so gut gefallen, daß er die Lust verlöre, in das stille Versteck zurückzukehren, wo er in der letzten Zeit die stete Vereinsamung bisweilen, augenscheinlich, schon recht schmerzlich empfunden hatte.

Bald schob Thamar alle Schuld auf den unbarmherzigen Gott, bald klagte sie sich selber an. Warum hatte sie dem

Sohne keine Spielgefährten gegeben? Auf dem Sklavenmarkte in der Unterstadt Jerusalems hätte sie noch vor kurzem zwei hübsche, blondhaarige Kinder, die Sprößlinge kriegsgefangener Bewohner vom Norduser des Pontus, billig kaufen können. Aus eifersüchtiger Besorgnis, Joil könnte sich am Ende von der Mutter abwenden und sein ganzes Herz an die Spielgefährten hängen, hatte sie vom Kaufe Abstand genommen. Freilich spielte hierbei auch die Furcht mit, die fremden Kinder könnten das Versteck verraten.

Weitere Vorwürfe machte sich Thamar wegen des Fortbetriebs des Bettelgeschäfts. Sie hatte durch dasselbe die Zukunft des Kindes fördern wollen und gerade dieser Weg hatte zum Verluste des Sohnes geführt. Wozu hatte sie ihn mit hinauf genommen?

Und wer hatte ihn entführt? Die Römer, dieselben Römer, unter deren Schutz sie sich hatte mit dem Kinde begeben wollen!

— Zu diesen verruchten Römern — rief sie in bittrem Hohne vor sich hin, wollte ich fliehen! Fliehen zu denen, die aus meinen Armen das einzige Kind rissen.

Im ersten Augenblicke ersann Thamar Mittel und Wege zur Befreiung des Sohnes, im folgenden verwarf sie dieselben. Zuletzt entschloß sie sich sogar, Simons Hilfe in Anspruch zu nehmen, war er doch ein sehr angesehener und einflußreicher Mann und konnte er doch als Vater sein eigenes Kind nicht verleugnen.

Schon erhob sich Thamar, um diesen Plan auszuführen, als sie bestürzt stehen blieb, erschüttert von einem andern Gedanken. Wie, wenn Simon den Sohn zwar befreien, den schönen Knaben aber für sich behalten würde, ohne die Mutter aus ihrer Verbannung zu erlösen? Könnte er da den Sohn nicht gegen die angeblich schuldbehaftete Mutter aufreizen, ihn

nicht am Ende soweit bringen, dem Andenken seiner, von bösem Leumund behafteten Mutter zu fluchen? Wäre es da schließlich nicht noch besser, der Knabe bliebe in den Händen der Römer?

In allen ihren Ängsten leuchtete dem armen Weibe kein einziger tröstender Hoffnungsstrahl.

Verzweifelnd rang Thamar die Hände:

— O, wie kann doch schon die Erde zur Hölle werden dem, der von Gott und Menschen verlassen ist! Ist denn wirklich niemand da, der mir helfen könnte?

Während ihres trüben Sinnens und Zagens kam ihr endlich ein rettender Gedanke. Es leuchtete plötzlich in ihrem Auge auf und ein sanftes Lächeln glitt über das Antlitz: Den gottbegnadigten Rabbi Jeschua wollte sie aufsuchen und ihn um Hilfe in ihrer Not anflehen. Er würde sicher helfen!

Die Zuversicht zur Hilfsbereitschaft dessen, der Hunderten von Elenden geholfen, gab dem Gemüte Thamars die ersehnte Ruhe. Jetzt erst empfand die Frau ihre körperliche Ermattung; um sich zum Gange nach Jerusalem zu stärken, begab sie sich in ihr Zelt und warf sich auf ihr Lager. Bald lag sie in festem Schlafe.

Des Prokurators Reisekarawane war unterdessen rüstig vorwärts gezogen, geriet aber an einem Punkte ins Stocken; vom Vortrab her vernahm man Geschrei, lautes Schelten und Fluchen. Der Prokurator verlangte ungeduldig Aufklärung. Ein Soldat beeilte sich zu melden, es sei nichts besonderes passiert, nur versperre eine Lämmerherde die Passage auf der an und für sich schon engen, vorstehenden Brücke.

— Macht den Weg sofort offen, auch wenn ihr dabei das jüdische Gesindel mitsamt seinem Vieh zu Boden tretet, befahl in strengem Tone der Landeschef.

Der Befehl ward ausgeführt. Mit Hilfe brennender Fackeln wurde die Herde auseinander getrieben, die erschreckten Lämmer sprangen seitwärts und bergab in das tiefliegende Bett eines Regenwasserbaches. Die Karawane des Pontius setzte sich wieder in Bewegung und war gar bald aus dem Bereiche der Herde. Joil, der alles beobachtet hatte, war zur Überzeugung gekommen, daß die Römer doch ein sehr hartherziges Volk sein müßten.

Die Affaire war dem Herdenbesitzer glücklicher abgelaufen, als er es bei der nächtlichen Dunkelheit anfangs angenommen hatte. Die der Brücke zunächst liegende Uferpartie fiel nämlich in sanfter Böschung ab, so daß die Tiere keinen wesentlichen Schaden genommen hatten. Nur ergab es sich, daß einige wenige Böcklein fehlten. Einer der Treiber war Augenzeuge gewesen, wie die Reiter der Vorhut einige Tiere als willkommene Beute ergriffen und vor sich auf ihre Reittiere geworfen hatten.

Die jüdischen Händler, welche ihre lebende Ware nach Jerusalem trieben und es zu nächtlicher Zeit thaten, um nicht durch rastende Menschen und Tiere aufgehalten zu werden, konnten ihrem Unmute freien Lauf lassen, sobald die Römer außer Hör- und Sehweite waren.

— O, ihr unreinen, römischen Hunde, schimpften sie wacker drauf los, möget ihr auf immer verflucht sein! Möge der Zorn des Gottes Israels euch mit Flammen und Schwertern fressen. Bald erscheint der Messias, der wird euch zertreten, wie man giftiges Gewürm vertilgt.

— Ich habe dir, Asor, vorausgesagt, daß wir Unfall würden erleiden müssen, weil du der Teufelshexe keine Gabe hingeworfen.

So sprach einer der Treiber zum Händler und die

anderen Treiber stimmten ihm bei, daß an allem die Grotten-
hexe schuld sei.

Asor, der Besitzer der Lämmerherde, schwieg; auch er war jetzt überzeugt, daß die Hexe ihm die Römer auf den Hals gesandt. Die Viehtreiber fuhren fort in ihren Schmähungen auf die Grottenhexe und auf die Römer, und wünschten dem Weibe wie den Unterdrückern der Landes-freiheit alles erdenkbare Unheil in der sichern Hoffnung, daß Jahve ihren Wünschen gerecht werden würde.

Unterdessen unterhielt Marcus Licinius den Prokurator mit allerlei Schilderungen der einflußreichsten Persönlichkeiten des kaiserlichen Hofes und des römischen Senats, des Partei-wesens und Intrigenspiels desselben, der Bestechlichkeit der Hofbeamten und dergleichen mehr. Mit cynischem Witze und mitunter mit sehr drastisch wirkender Komik teilte er Anek-doten über das Treiben in der Kaiserburg mit.

Pontius schrieb sich alles Gehörte zu etwaiger An-wendung in der Zukunft tief in die Tafel seines Gedächt-nisses ein. Besonders merkte er sich die Namen der bestech-lichen Beamten des Kaiserhofes und die Höhe der Summen, mit denen man sich ihnen nahen könne. Auf diesem Gebiete schien der Tribun gut unterrichtet zu sein.

Als die Nacht mit leisem Flügelschlage sich verzogen und der Morgendämmerung des neuen Tages Raum ge-geben, waren am Horizonte schon die Konturen hochragender Türme und breiter Dachterrassen königlicher Paläste sichtbar.

Joil hatte einer, neben ihm einherschreitenden, vor Frost zitternden arabischen Sklavin seinen Schafpelz über die Schulter geworfen; jetzt fragte er sie nach den Gebäuden, die sich immer deutlicher am Horizonte abhoben.

— Sieh dahin, wies die Sklavin, das ist die Königs-burg, erbaut von Herodes, den man den Großen nennt.

Dort pflegt unser Herr zu wohnen, wenn er in Jerusalem weilt. Die drei Türme da sind der Mariamne-, der Phasael- und der Hippicusturm.

— Ja, ja, die erkenne ich jetzt und weiß nun auch, wie der Weg zur Stadt geht, rief Joil aus und begann sich einen Fluchtplan zurecht zu legen.

Kurz vor dem Westthore fiel der Weg ziemlich steil in ein schmales Thal ab, von dessen Grunde aus gesehen die Stadtmauern, die zu allem dem auf hohem Bergrücken fußten, unermeßlich hoch erschienen, obwohl ihre wirkliche Höhe kaum 30 Ellen betrug. Die riesigen Steinmassen jener drei Türme aber, vom Thalgrunde aus gesehen, schienen geradezu den Himmel stürmen zu wollen. Der kleine Thalkessel war bald durchschritten und wieder ging es steil bergan direkt zum Westthore, dessen Vorplatz sich von Landleuten erfüllt erwies, die neugierig stehen geblieben waren und die Soldaten musterten, welche, das Offizierkorps an der Spitze, sich zur Begrüßung ihres Chefs aufgestellt hatten. Es war ein bestimmter Teil der Garnison von Jerusalem.

Als der Prokurator auf seinem Reitesel nahe war, begrüßte ihn von seiten des Militärs der laute Ruf: Heil, heil dir, du großer Feldherr Pontius!

Die Landleute aber warfen sich zu Boden.

Herablassend winkte der Prokurator und ritt sodann mit seiner Eskorte durchs Thor. Erst als der letzte Soldat das Thor passiert hatte, gab man freien Durchgang den Landleuten, welche ihre Waren — Eier, Käse, Gemüse, gedörrte Früchte, Schaf- und Ziegenwolle, zum Markte trugen.

Als die Troßmannschaft des Prokurators mit den vielen Saumtieren durch das Thor gezogen war, hatte der Zug eine kleine Stockung erfahren. Bei dieser Gelegenheit war es Joil geglückt, noch vor dem Thore sich von dem Zuge

des Prokurators zu trennen und unter die zahlreichen Landleute zu mischen, deren Kleidung — ein langes bauschiges von einem Ledergürtel zusammengehaltenes Hemd, ja auch die seinige war. Niemand hatte des Knaben geachtet, der sich nun selbst überlassen blieb. Joils Flucht war auf die denkbar einfachste Weise gelungen.

Unweit der Riesentürme, deren Grundmauern noch heute stehen, lag die Königsburg. Sie bildete, schon innerhalb der gewaltigen Stadtmauern, für sich schon ein starkes Kastell, welches sogar seine eigenen Ringmauern besaß, die von vielen starken Türmen flankiert wurden.

Ein Teil der Truppen, welcher den Richterstuhl geleitete, schwenkte zur Königsburg ab, der größere Teil marschierte zur Zwingburg Antonia, einem zweiten festen, mit eigenen Mauern und Türmen wohlgeschützten Kastell innerhalb der Stadtmauern. Hier lag die Hauptmasse der Garnison in Quartier; hier befand sich auch die Präfektur. Die Königsburg hatte ebenfalls Garnison, welche in eleganten Kasernen untergebracht war.

Als Pontius das Thor passiert hatte, machte er den Marcus darauf aufmerksam, daß man in die Königsburg gelangen könne, ohne die eigentliche, innere Stadt zu berühren; hierbei gab er seiner, wie er sagte übergroßen Freude Ausdruck, den werten Tribun als seinen lieben Freund im stolzen Palaste des Herodes begrüßen zu dürfen.

— Nach einem längeren Ritt, fuhr Pontius zu sprechen fort, ist es sehr nützlich, in andrer Weise die Gliedmaßen anzustrengen, zum Beispiel durch Ersteigen einer Höhe. Solches schafft die beste Erholung für die Abspannung, die sich nach einem langdauernden Ritt einzustellen pflegt. Ich schlage deshalb vor, den Phasaelturm zu besteigen,

während dessen gewinnt die Dienerschaft Zeit, in der Burg alles zu unserem Empfange vorzubereiten.

Marcus nahm den Vorschlag dankbar an. Die Turmwache machte die vorgeschriebenen Ehrenbezeugungen; eine Ordonnanz erhielt den Befehl, Tragsessel herbeiholen zu lassen, auf denen die beiden Ritter, nach dem Abstieg, sich in die Burg tragen lassen wollten.

Langsam stiegen Pontius und Marcus die vielen Turmstufen hinan und gelangten zu einer breiten Plattform, welche mit Brustwehren versehen war. Erst hier konnte man einen richtigen Einblick in die riesigen Dimensionen dieses Turmes erhalten, dessen massiver Unterbau 40 Ellen hoch war, während der ganze Bau eine Höhe von 100 Ellen erreichte.

In der Mitte der Plattform erhob sich ein weiterer Turm, der dem äußeren Aussehen nach einem königlichen Palaste glich. Sein oberer Rand war reich mit Türmchen und Zinnen geziert. Aus der Ferne gesehen, glich er dem Leuchtturme auf der Insel Pharos vor Alexandria.

Im Innern dieses zweiten, palastähnlichen Turmes waren prunkvolle Gemächer hergerichtet, ja sogar ein komfortables Badezimmer, für welches man das Wasser mittelst künstlicher Hebe- und Leitungsmaschinen hinaufschaffte. Der Unterhalt dieses luxuriösen Badezimmers allein schon kostete der Stadt beträchtliche Summen.

An der Aussicht von der Plattform aus ergötzten sich die beiden Männer geraume Zeit, so herrlich war dieselbe. Die von der Morgensonne beleuchtete Szenerie strahlte in wunderbarer Schönheit. Marcus mußte gestehen, daß ihn eine Fernsicht noch nie so entzückt habe, wie diese. Gegen Osten, auf den langgestreckten Höhenzügen des Ölberges, wogte ein wahres Waldmeer in den anmutigsten Schattierungen. Dieses Blättermeer erschien an vielen Stellen unterbrochen

von weißen Punkten und Strichen: es waren die landesüblichen, weißgetünchten, turmartigen Gartenhäuser der Minderbegüterten und die langgestreckten Villen der Reichen.

Über den Ölberg hinüber schweifte der Blick zu den fernen arabischen und peräischen Gebirgen; im Norden und Süden präsentierten sich die Hügelkämme des Gebirges Juda; nach Westen hin streifte der Blick den grünen Streifen des Ufergestades und die Flut des Mittelmeeres. Zu den Füßen aber lag der weiße Häuserkomplex der Davidsstadt mit ihren vielen kleinen, üppig grünen Gärtchen.

Von Osten her wurde das Auge geblendet vom weißen Marmor der Tempelgebäude. Zwischen diesen und der herodianischen Königsburg lag inmitten dichten Grüns der frühere Königspalast der Hasmonäer, jetzt Eigentum der Herodianer und Absteigequartier des Herrschers von Galiläa und Peräa, des Antipas, den das Volk mit dem Königstitel beehrte, welcher ihm von den Römern vorenthalten wurde. Tags zuvor war auch Antipas zum Passahfeste in Jerusalem angelangt.

Gegenüber dem Hasmonäerpalaste, durch eine Schlucht getrennt, erhob sich der Tempelberg mit dem düsteren Bau der Garnisonburg Antonia an seinem Nordende.

So weit der Blick reichte, prangte die Landschaft im saftigsten Frühlingsgrün, an den Abhängen der Berge und Hügel zogen sich reiche Wein- und Fruchtgärten hin.

Marcus war eine geraume Zeit in das Anschauen des herrlichen Landschaftsbildes vertieft geblieben.

— Was sinnt denn mein werter Freund? fragte Pontius, das Schweigen unterbrechend. Du scheinst ja, edler Tribun, ganz überwältigt zu sein von dem Landschaftsbilde!

Marcus Licinius hatte als Militärperson die strategische Bedeutung der Stadt erwogen und war von der, in der That

staunenswerten Befestigung dieses Platzes überrascht. In stolzer Aufwallung rief er aus:

— Fürwahr, glücklicher Prokurator, ich möchte einen lauten Panegyrikus der römischen Regierungskunst, der römischen Kriegskunde singen. Eine vortrefflichere Festung hätten die Römer nicht in ihre Hand nehmen können!

Mit aufrichtiger Bewunderung schauen meine Augen die Unmasse fester Türme, von den drei Riesentürmen erst gar nicht zu reden. Ich bewundere die Stärke der schützenden Thore, die ausgedehnte Schlangenlinie der gewaltigen Stadtmauern!! Ich sage dir, edler Pontius, so lange Rom, das Weltzepter fest haltend, Herr dieser Veste ist und sie in seiner Hand hält, genügt selbst eine geringe römische Kriegsmacht, um das ganze Land Palästina zu beherrschen.

— Du sprichst als erfahrener Kriegsmann; in der That ist Jerusalem der Schlüssel zum Lande.

— Offen gesagt, das Land gefällt mir, sprach Marcus begeistert aus. Es liegt ein bestrickender Reiz auf Stadt und Landschaft.

Pontius erwiderte in absprechendem Tone:

— Ei, was hilft es uns, daß der Boden, so lange er nur gut bearbeitet und bewässert wird, reiche Feld- und Gartenfrucht trägt; was hilft's uns, daß das Land reich an herrlichen Hainen, an üppigen Triften ist — die Bewohner selbst bleiben garstig.

Übrigens erblickst du die Landschaft im vollen Brautschmucke des Frühlings! Ein paar Monate später zur Sommerzeit, da gibt sie ein anderes Bild ab, das Bild einer öden, traurigen Steppe; dann sind, fern und nah, nur gelblich-schmutzige Gefilde mit verdorrtem Grase zu erblicken.

— Wenns so steht, da wäre dem jüdischen Lande meine heimatliche campanische Ebene vorzuziehen.

— Auch ich wünschte, ich säße daheim in den heimatlichen Sameiterbergen! Doch jetzt, guter Freund, laß uns das Innere des Turms in Augenschein nehmen.

Pontius klatschte in die Hände, von innen aus öffnete sich geräuschlos eine Thür, und die Römer traten in ein prunkvoll geschmücktes Vorgemach, das mit schwellenden Polstern besetzt war. Hier harrten zwei Bademeister ihres Auftrags. Pontius, sie gutgelaunt begrüßend, wandte sich zum Tribun:

— Hier, tapferer Krieger, stelle ich dir zwei Männer vor, welche in Rom selbst die philosophische Schule der höheren Badekunst mit Ehren absolviert haben. Schwerlich gibts irgendwo Leute, welche die Bademassage besser kennen und auszuüben verstehen, als diese.

Der Tribun war im höchsten Grade entzückt über die Aussicht, hier in luftiger Höhe, nach stundenlangem Ritte, ein Morgenbad nehmen zu können.

— Eine solche Badeeinrichtung — äußerte sich der Prokurator — vermochte nur der geniale Geist eines Herodes zu ersinnen; jetzt laß uns in das Wärmezimmer gehen.

Die Bademeister, die von Cäsarea vorausgesandt worden waren, erwiesen sich als wahre Artisten ihres Fachs: sie kneteten und bacillierten, strichen und drückten und reckten alle Glieder der Badenden so sanft und doch zugleich so kräftig, daß die Reisemüdigkeit alsbald verschwand und ein wahres Wonnegefühl die beiden Männer überkam. Marcus wurde ihres Lobes voll und Pontius ward darüber zufrieden. Als endlich beide nach beendigter Badeverrichtung das Ankleidezimmer betraten, lagen daselbst köstlich duftende Gewande bereit. Die Männer verstanden das behagliche Gefühl zu schätzen, nach den vielen Handgriffen der Massage, nach der

heißen Luft und der kalten Douche nun auf schwellenden Polstern auszuruhen.

Der weniger an Luxus und Bequemlichkeit gewöhnte Tribun kostete dieses Vergnügen doppelt, und spendete dem Namen des vor 34 Jahren verstorbenen Herodes die aufrichtigste Anerkennung.

— Mich dünkt, nur die Römer verstehen die Kunst des verfeinerten Lebensgenusses; der große König dieses kleinen Landes schuf alles, weil er vom römischen Geiste beseelt war. Ich muß gestehen, in diesem Augenblicke fühle ich mich wie neugeboren und danke dem Jupiter, daß er mich erschaffen hat.

— Danke es lieber deinem Vater, spöttelte Pontius, denn von dessen Existenz kannst du einigermaßen überzeugt sein, ob aber Jupiter je existiert hat, vermag keiner von uns mit unzweifelhafter Gewißheit zu sagen.

Ist mir, im Grunde genommen, auch gleichgültig — erwiderte lachend der Tribun. Ich für meine Person opfere nur im Tempel des Augustus und der Roma und kümmere mich herzlich wenig um die Sippe der anderen Götter. Jetzt aber ist es mir auch ohne Götter göttlich zu Mute.

Nachdem die beiden Römer sich genügend erholt hatten, verließen sie den Turm und ließen sich ins Königsschloß tragen. Das Thor der Ringmauer desselben passierend, fand Marcus Gelegenheit, auch hier die Festigkeit und Höhe der Ringmauertürme zu bewundern, welche in gleichen Intervallen sich erhoben. Durch das Thor der Ringmauer, wo die dejourierende Wachtmannschaft ihrem Chef die militärische Ehrenbezeugung machte, gelangten die römischen Edlen in einen von Gartenanlagen durchsetzten Park. Vortreffliche Fahrwege, oft in labyrinthischen Schlangenlinien, führten sowohl durch die Gärten, wie die Baumgruppen des Parks. Auf

einen Wink des Pontius hin, schlugen die Sänftenträger einen Seitenweg ein, der durch eine hochgewölbte Allee von Akazien-, Oliven-, Granaten- und Mandelbäumen führte; hier herrschte eine erfrischende Kühle. Diese Allee führte bald an freien, grünen Rasenplätzen vorbei, bald an entzückenden Blumenbosketts, bald an kleinen Teichen oder an Marmorbassins, in welche das aus der Ferne geleitete Wasser aus künstlich bearbeiteten Stein- und Erzfiguren herabfloß. Überall sah man die Anzeichen großartiger und kostspieliger Wasserleitungen, welche die vielen kleineren und größeren Wasserbecken des Schlosses, des Parks und der Gärten speisten. In den kaiserlichen Gärten von Rom hatte Marcus Licinius weder mit so großem Geschmacke hergerichtete Parkanlagen, noch mit so großem Luxus ausgeführte Wasseranlagen gesehen. Er war daher voll aufrichtiger Bewunderung, wie etwa drei Jahrzehnte nachher der Schriftsteller Josephus, dem wir die Schilderungen des Königsschlosses entnommen haben.

Endlich gelangten die Träger zu einem freien Platze, in dessen Hintergrunde sich der Gebäudekomplex des aus weißen, kunstvoll behauenen Marmorquadern nach griechisch-römischem Stile erbauten Königsschlosses erhob. Pontius wies auf einen Vorbau an der Front des Schlosses, der eine breite, mosaikartig gepflasterte Plattform trug, zu der von zwei Seiten breite Freitreppen hinaufführten.

— Hier auf dieser Terrasse pflege ich meinen Richterstuhl aufstellen zu lassen und spreche ich Recht über die Landesangehörigen, bemerkte Pontius.

— Und auch über das Militär? fragte Marcus.

— Die Vergehen der Militärpersonen verhandle ich in der Präfektur der Garnisonburg, wohin dann mein Richterstuhl getragen wird — erklärte der Prokurator.

Das Schloßgebäude selbst war ein architektonisches

Kunstwerk; es zerfiel in mehrere abgesonderte Einzelhöfe, die von herrlichen, untereinander verschlungenen Säulengallerien umgeben waren. Einige der inneren Höfe waren zu Gärten umgewandelt, andere bildeten freie, hübsch gepflasterte Plätze. Ein Teil des Schlosses diente als Kaserne für die Garnison der Königsburg, welcher die Bewachung dieses festen Kastells anvertraut war.

Am Hauptportale verließen die Ritter ihre Sänften und traten in eine Gallerie, in welche viele offene Prunkgemächer ausmündeten. Wände und Plafonds derselben zeigten treffliche Malereien, in denen Blumen- und Fruchtstücke mit Darstellungen aus der griechisch-römischen Mythologie abwechselten; in anderen Gemächern wiederum waren die Wände und Deckengewölbe mit buntfarbigen Marmortafeln ausgelegt. Der Fußboden der Gemächer war teils mit dicken, buntfarbigen Teppichen bedeckt und mit niedrigen, seidenbezogenen Divans besetzt, teils nur mit einzelnen, reichgestickten Polsterkissen belegt, sodaß der kunstvoll gearbeitete Mosaikboden sich unverhüllt präsentieren konnte. Überall hingen vergoldete Ampeln von der Decke und waren zahlreiche, goldverzierte Leuchterständer mit unzähligen goldnen Öllampen verteilt. Reichgefüllte Blumenvasen von künstlerischer Arbeit atmeten betäubende Wohlgerüche aus. In einigen Gemächern wurde die Decke von kunstvoll geschnitztem Zederngebälk bebildet; alle Zimmergeräte waren aus Edelmetallen gefertigt und wiesen künstlerische Arbeit auf.

Zuletzt betraten Pontius und Marcus das Vorgemach eines sehr geräumigen Speisesaals. Hier wischten Dienerinnen mit Schwämmen, die in wohlriechendes Wasser getaucht waren, den wenigen Staub von den Füßen der Männer und bekleideten letztere mit leichten Bastschuhen.

Nun traten die Herren in das Speisegemach. Während,

nach geschehener Begrüßung der Hausherrin, Marcus sich den Saal genauer betrachtete, gelang es dem Pontius seiner Gattin zuzuflüstern: Marcus erwecke Verdacht der Spionage; sie möge sich also recht liebenswürdig gegen den Gast verhalten.

Procula bemühte sich deshalb, ihrer angeborenen großen Grazie eine um so größere Liebenswürdigkeit dem Gastfreunde gegenüber hinzuzufügen. Letztere verfehlte ihre Wirkung auf den Tribun nicht. Proculas äußerer Liebreiz erhöhte noch den Zauber ihrer Erscheinung. Sie war in den modischsten Stoff der Zeit, in gelbe chinesische Seide gekleidet; ihr volles schwarzglänzendes Haar hatte sie mit duftigem Blumenkranze umwunden. Goldene, mit Edelsteinen verzierte Arm- und Fußspangen zierten die üppigen, wohlgeformten Glieder. Der Tribun ward aufrichtig entzückt, sowohl über den vornehmen Anstand und die natürliche Grazie, wie über die offene, römisch gesellschaftliche Herzlichkeit, mit welcher Procula ihm in der jüdischen Metropole entgegenkam.

Mit dem freundlichsten Lächeln wandte sich die Hausherrin ihm zu und sagte:

— Ich heiße dich in der fremden Stadt willkommen, tapferer Tribun, der du dich eines militärischen Ruhmes erfreust, welcher von Dacien bis nach Indien dringt. Dein Gepäck und deine Dienerschaft sind in den Gemächern untergebracht, die wir für dich vorbereitet haben. Mögest du dich unter uns, wie unter langjährigen Freunden oder Verwandten fühlen.

Marcus Licinius dankte verbindlichst und ließ es sich nicht nehmen, der schönen Schloßpatronin viel Schmeichelhaftes zu sagen. Die Kavaliere zum Morgenfrühstück ladend, bemerkte Procula:

— Hier in Jerusalem können wir der großen Hitze wegen das Mittagsmahl erst zu später Abendstunde ein-

nehmen. Ich bitte dich daher, edler Freund, dich wacker an den Morgenimbiß zu halten. Zeit zum Schlafe werden dir die Mittagsstunden des Tages gewähren, denn diese Stunden sind bei uns allen, Herren wie Dienern, der vollsten Ruhe geweiht.

Die schöne Patronin und die beiden Männer streckten sich frei aus auf der niedrigen, nur für drei Personen berechneten Speisecouchette und griffen, sich mit dem linken Arm auf ein Polsterkissen stützend, den Speisen zu, welche auf dem, an die Couchette geschobenen, breiten und niedrigen Speisetische ausgelegt waren. Auch dieser Tisch war ein kostbares Kunstwerk, war doch seine ganze Marmorplatte mit den reizendsten Elfenbeinfiguren ausgelegt.

Diener reichten dazwischen Eiswasser.

— Wie köstlich erfrischend dieses Wasser ist, rief Marcus aus. Woher, in aller Welt, habt ihr in diesem barbarischen Lande das Eis?

— Nun, Eis zu bereiten, erwiderte trocken Pontius, verstehen auch die Leute von Jerusalem, freilich nur in Form dünner Blättchen. Sie gewinnen es, indem sie wassergefüllte Thonkrüge in Salpetermischungen halten. Übrigens das Eis, das du soeben gekostet, stammt von einer Sendung des liebenswürdigen Fürsten Philippus und ist vom Gipfel des Hermongebirges genommen. Leider hält es sich nicht so gut, wie das europäische.

— Freilich, so prachtvoll wie das in Rom käufliche und vom Ätna stammende ist es nicht, doch immer noch besser als der Schnee von den Apeninnen, welcher auf den Gassen Roms zum Kauf ausgeboten wird, bemerkte Procula.

— Und woher stammte jenes Eis, das ich bei euch, ihr liebenswürdigen Wirte, in Cäsarea genoß? fragte Marcus.

— Natürlich aus Sizilien, vom Ätna. Wenn die großen

Handelsherren von Cäsarea aus Sizilien sich Waren verschreiben, lassen sie sich stets auch Eisladungen mitkommen, denn, nicht allein in Italien und Griechenland, sondern auch in Ägypten und Syrien ist Eis ein sehr gangbarer und dankbarer Handelsartikel.

— Auch diese Wohlthat verdankt der Orient der römischen Kultur, bemerkte stolz der Tribun.

Das Tischgespräch drehte sich hauptsächlich um kulinarische Themata. Mit unverhohlener Anerkennung lobte Marcus die vorzüglich schmackhaft zubereiteten Fleisch- und Gemüsepastetchen, welche allerlei Tiergestalten darstellten und in entsprechenden Formen gebacken worden waren. Nicht minder mundeten ihm das junge aus Ägypten importierte Gemüse, das auf dem Rost gebratene Lammfleisch und die Honigkuchen, die stark mit indischen Gewürzen bestreut waren. Dabei wurde eifrig dem Cyperweine und den einheimischen, jüdischen Weinsorten zugesprochen, die mit Eiswasser gemischt, serviert wurden. Gegen Ende des Mahls wandte sich Procula mit bezauberndem Lächeln an Marcus:

— Verzeihe uns, edler Tribun, daß wir dir kein römisches Mahl vorgesetzt haben. Wir selbst sind ja hier in der Fremde, und auf Reisen muß man schon mit den Gaben, welche die örtliche Natur bietet, vorlieb nehmen.

— O schöne Procula! Dein Mahl war über alle Maßen ein köstliches und vortreffliches, dazu noch gewürzt durch den Zauber deiner Anmut und Schönheit. Ich selbst bin ja in der Fremde anspruchsloser geworden und längst des römischen Luxus entwöhnt. Aufrichtig gesagt, in der Metropole der finsteren Juden habe ich nicht erwartet, ein solches herrliches Schloß und darin zwei so liebenswürdige Wirte zu finden, wie ihr beide seid. Erlauchte Procula, ich trinke auf dein und deines Gatten Wohl!

Die drei tranken sich gegenseitig zu.

Marcus ahnte nicht, daß es der Dienerschaft befohlen war, den ihm zu reichenden Wein nur wenig, den für Pontius bestimmten mehr und mehr mit Wasser zu verdünnen.

Die Unterhaltung ward animierter. Man sprach viel von den Schönheiten des Schlosses und seinen Kunstgegenständen.

— Alle Kunstgegenstände, erklärte Pontius, die Bassin- und Zisternenfiguren, die Marmorstatuen, die Standleuchter u. s. w. sind von berühmten römischen und griechischen Meistern gefertigt. Jetzt gehören sie dem römischen Staate und bilden das sorgsam registrierte Inventar des Schlosses, dessen Beaufsichtigung der örtlichen, verantwortlichen Landesbehörde zusteht. Diese hat auch die Kosten meines Aufenthaltes für die Zeit meines Weilens in Jerusalem zu tragen und für alle meine Lebensbedürfnisse zu sorgen.

— Für uns aber zu sorgen ist keine leichte Mühe, äußerte sich lachend Procula. Mein werter Gemahl gehört eben nicht zu der Klasse anspruchsloser Philosophen, die weder für Tafelfreuden, noch für Lebenskomfort und Ästhetik Verständnis haben.

— Ich muß allerdings offen gestehen, fiel Pontius ein, daß es mir ein spezielles Vergnügen macht, die ehrenwerten Häupter der Provinz Judäa mit manchen, im Grunde genommen, überflüssigen, unnützen und doch viel kostenden Ansprüchen zu quälen, mindesten ihnen Verdruß zu schaffen. Leider erfüllen die Landesväter meine Forderungen mit größter Pünktlichkeit und stets ohne sichtbares Murren. Oft ist mir das gar nicht genehm, daß sie mir jeglichen Grund zu Klagen nehmen. Hin und wieder wäre mir ein solcher ganz erwünscht.

Marcus lachte laut auf und sagte:

— Da brauchst du doch nur, du zartfühlender Prokurator, deine Ansprüche so zu steigern, daß sie nicht ausführbar werden.

— Ich mag nicht unbillig erscheinen. Den Gerechtigkeitssinn laß ich mir weder durch andere, noch durch mich selbst trüben. Dieser muß gewahrt bleiben.

Pontius heuchelte eine unbefangene Miene; Procula warf ihm einen schalkhaften Blick zu; Marcus dachte bei sich, er würde weniger skrupulös sein. Nach längerer Pause, als der Wein bei ihm zu wirken begann, sprach er zu seinen Wirten mit spöttischem Lächeln:

— Nach allem zu urteilen, muß dein Aufenthalt in Jerusalem den Juden gar lieb und süß sein! . . . . Beim Merkur! Wären die Leute hier klug, so würden sie dir einen guten goldnen Pfad nach Cäsarea bauen, auf dem du schneller nach Hause gelangen könntest!

Procula warf unter ihren dichten, samtnen Augenwimpern einen mißtrauisch-forschenden Blick auf den Gast, wähnend, in den Worten desselben eine Anspielung auf die Erpressungen des Pontius finden zu müssen, doch überzeugte sie sich alsbald, daß seine Worte ohne jegliche Absicht, nur so aufs Geratewohl hingeworfen waren, und daß seine Aufmerksamkeit von einer jungen, bildschönen, ägyptischen Sklavin in Anspruch genommen war, welche mit jungfräulicher Schüchternheit und natürlicher Anmut dem lüstern gewordenen Tribun den neugefüllten Becher kredenzte.

Auch Pontius fühlte sich durch die Bemerkung seines Gastes unangenehm getroffen und wollte scharf erwidern, daß die Kunst, goldene Pfade zu bauen, in Antiochia besser verstanden und praktisiert werde, als in Jerusalem, doch unterließ er die Erwiderung, stets gewohnt, seine Zunge im Zaume zu halten, so gab er sich zuletzt den Anschein, als ob er den

Ausspruch des Marcus nicht gehört. Zudem war in diesem Momente der Haushofmeister eingetreten mit der Meldung, eine Senatsdeputation wünsche dem hohen Prokurator einen Willkommensgruß zu Füßen zu legen.

Die Audienz gewährend, klatschte Pontius in die Hände und übergab der erschienenen Ordonnanz den Befehl, die Offiziere der im Schlosse stationierten Kohortenmannschaft mögen in Feldrüstung auf der Freitreppe Aufstellung nehmen. Eine andere Ordonnanz wurde zur Wachtmannschaft, die das Thor der Ringmauer des Königsschlosses hütete, gesandt, um der Deputation Eintritt in den Park zu gestatten.

Um den Senatoren das Vergnügen längeren Wartens nicht zu verkürzen, blieb Pontius noch eine geraume Zeit auf dem Triklinium liegen. Dann begab er sich in sein Arbeitsgemach, warf einen roten Mantel um seine Schultern und trat auf die Treppenterrasse hinaus, zu deren Seiten seine Offiziere bereits Aufstellung genommen hatten.

Hier blieb er stehen, stolzen Hauptes, hochmütigen Blicks, jeder Zoll der Repräsentant des Imperators.

Unten, auf dem schön gepflasterten Freiplatze, standen ehrfurchtsvoll die jüdischen Senatoren. Sie brachten keine lärmende Ovation dar, sie boten keinen lauten Willkommengruß, sondern erschöpften sich nur in zahlreichen demütigen Verbeugungen.

Der Prokurator nahm stolzer Haltung die devoten Ehrenbezeugungen hin und fragte in griechischer Sprache, ob alles im Lande gut stände, ob kein Aufruhr stattgefunden hätte, ob keine größeren Verbrechen vollführt seien?

Während er diese Fragen that, war es leicht zu bemerken, wie verächtlich er auf die Versammelten hinabschaute. Die grellfarbigen, bunten Turbane, die reichen Überwürfe aus weißer, mit Goldfranzen besetzter Seide der einen

und die dunklen, mit buntfarbigen, seidenen Blumenstickereien gezierten Wollmäntel der anderen, die dunkel gebräunten, hageren Gesichter von echt orientalischem Typus machten einen eigenartigen Eindruck. Dazu kamen die meist schwarzen, stechenden Augen der Senatoren und die elastische Beweglichkeit wie in Gebärden, so in Körperbewegungen.

Im Vordergrunde stand der Hohepriester Joseph, mit dem Beinamen Kaiaphas, ein hagerer Mann hohen Wuchses, mit dünnem, spitzzulaufenden Knebelbarte und einem verschmitzten Gesichte, aus dem ein paar ruhelos umherstreifende Augen listig und tückisch hervorstachen. Seit dem Jahre 18 (n. Chr.) bekleidete er sein hohes Amt mit großer Energie und noch größerer Willkür und Rücksichtslosigkeit. Er war die denkende und alles selbst vollführende Seele der hohen Landesbehörde. Neben ihm stand sein Schwiegervater Ananos (Hannas), Sohn des Seth, ein Mann von vollem, runden Gesichte mit weißem Vollbarte. Hinter dem gutmütig erscheinenden Ausdrucke seiner Gesichtszüge hätte niemand die dahinter versteckte Seele voll List und Trug vermutet. Doch seine äußere Erscheinung ließ weit eher auf einen biederen Patriarchen der guten alten Zeit schließen. Vom Jahre 6—15 n. Chr. war er amtierender Hoherpriester gewesen, schließlich aber wegen verschiedener großer Vergehen abgesetzt worden. Jetzt fungierte er als oberster Leiter der Gerichtsabteilung des Senats, bekleidete also einen Posten, welcher nach modernen Begriffen etwa dem Amte eines Generalstaatsanwalts entsprach.

Zur Linken Josephs stand der Tempelhauptmann, ein stattlicher, energisch aussehender Mann mit finstrem Gesichtsausdruck, der unter seinen buschigen Augenbrauen hervor haßerfüllte Blicke auf den Römer warf.

Auf oben erwähnte Fragen des Prokurators gab Joseph

in fließendem Griechisch Antwort, mit orientalischem Schwulste seine Begrüßung sprechend:

— Hoher Gebieter des Landes! Mit deiner Ankunft, hochedler Pontius, ist für uns die Sonne der Freude aufgegangen, für das Land Judäa aber der Stern der Sicherheit.

Unseres Herzens Wunsch gehet dahin, du mögest dich in Jerusalem, in dem Schlosse des königlichen Herodes, wohl fühlen wie der Adler, wenn er in hohen Lüften schwebt, wie die Taube, wenn sie an sprudelndem Brunnen badet.

Mögen deine glücklichen Tage zahlreich sein wie die leuchtenden Sterne am abendlichen Firmamente.

Hoher Prokurator, gestatte es deinen Knechten, daß sie dir nicht nur ihren eigenen Willkommgruß entbieten, sondern dich auch namens des Landes grüßen, welches dir hier in diesen Blumen und Früchten seine Huldigung zu Füßen legt.

Der Sprecher wies hierbei auf einen mit Blumen gefüllten Korb, den ein reichgekleideter Tempeldiener vor sich hielt.

Der Leibsklave des Pontius, ein riesiger Thrakier, nahm die Spende entgegen und trug sie zu seinem Herrn hinauf.

Pontius ergriff eigenhändig den Korb und hob ihn zum Gesicht, scheinbar um den Blumenduft einzuatmen, in Wirklichkeit aber, um die Schwere des Korbes zu taxieren, wußte er doch, daß unter den Blumen edles Gold liege. Vor einem Jahre, ebenfalls zur Passahzeit, hatte er seinen Unmut darüber geäußert, daß die Blumen von Jerusalem nicht mehr so wohlriechend seien, und unwirsch gefragt, ob denn Judäas Boden seit seiner, des Pontius, Verwaltung verwildert sei?

Der Senat hatte die Blumensprache verstanden und sich zu Herzen genommen.

Dieses Mal schienen die Blumen den Prokurator zufrieden gestellt zu haben. Freundlicheren Tones rief er aus:

— Welch' köstlicher Duft! Mögen die Götter das

Land segnen, daß es auch in Zukunft noch mehr solch' köstlicher Früchte und Blumen trage.

Ich danke euch, den werten Abgesandten des Senats, und hoffe, wenn das Fest vergangen und ich mich nach Cäsarea zurückzukehren rüste, daß ihr mir einen zweiten Blumengruß mitgebet, dessen Duft mich auf der Rückreise an seine freundlichen Spender erinnern soll.

Das Gesicht der Senatoren verlängerte sich, aus des Prokurators Auge blitzte ein boshafter Blick.

Das „freundliche" Lächeln des Joseph streifte schon mehr an krampfhaftes Grinsen. Galle im Herzen, antwortete er mit süßlicher Stimme:

— Fürwahr, hochverdienter Pontius, du beglückst uns mit deinem Worte. Dein Wunsch ist deinen Knechten ein freudebringender Befehl.

Diese Antwort veranlaßte den Pontius, seinem zuvor so hochtrabenden Tone eine gewisse Freundlichkeit zu geben. Wohlwollend erkundigte er sich nach den Ernteaussichten in Judäa. Dieses Mal antwortete Ananos mit scheinbar treuherzig dankbarer Miene:

— Frieden hat uns deine Gegenwart gebracht und Glück deine Verwaltung, edler Römer. Mögest du auch dafür gesegnet sein, daß du uns von den Gestaden des großen Meeres wassergesättigte Wolken zugesandt hast, denn in diesem Jahre sind uns reichliche Winter- und Frühlingsregen beschert worden. Heute noch ist das Land gesättigt von dem segenbringenden Naß. Zisternen, Bächlein und Quellen weisen noch köstliches Wasser auf, unseres Lebens Freude. Die Ernte verspricht somit eine vorzüglich reiche zu werden.

Daraus ist sichtbar, daß deine weise Verwaltung dem Lande Regen und damit auch den Segen gebracht hat. Das Volk ist glücklich und zufrieden und betet für dein Heil.

Von einem nur wird zur Zeit die Wohlfahrt des Landes getrübt . . . .

— Und wer wagt solches? fragte Pontius rauh.

— Es ist ein Mann niedriger Herkunft, antwortete ihm Joseph in einiger Erregung, ein Baumeister namens Jeschua ben Joseph. Dieser Verruchte hat das Volk gegen die mosaischen Gesetze aufgewiegelt. Der Senat hat ihn in Acht und Bann gethan!

— Also ein religiöser, kein politischer Agitator! äußerte Pontius beruhigt. Nun, dem Senate ist es ja nicht genommen, Vergehungen gegen die Gesetze Mosi zu strafen. Es war recht und billig, den Mann in Bann zu thun.

Der Prokurator winkte herablassend, was ein Zeichen der Entlassung war, flüsterte einem Offizier den Befehl zu, dafür zu sorgen, daß der Park baldmöglichst von der Deputation gesäubert werde und begab sich stolz erhobenen Hauptes in das Innere des Schlosses.

Die jüdischen Senatoren zogen sich unter vielen Verbeugungen zurück und durchmaßen sodann den Park mit schnellen Schritten. Als sie das Thor der Ringmauer, welches sofort von der Wachtmannschaft geschlossen wurde, hinter sich hatten und sich wieder von ihrem Gefolge, welches man nicht in den Schloßpark hineingelassen hatte, umgeben sahen, atmeten sie frei auf. Die soeben vor dem mächtigen Prokurator sich demütig geneigt hatten, gingen jetzt selbst stolzerhobenen Hauptes und langsamen gravitätischen Schrittes zum Tempelberge, nicht eines Blickes das Volk würdigend, das die Landesobersten unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen vorüberziehen ließ.

In Josephs Innerem kochte es gewaltig.

Er mußte einen Augenblick stehen bleiben, um tiefer Atem schöpfen zu können.

Endlich machte er seinem Unmut in folgenden Worten Luft.

— Dieser römische Hund! Er ist nicht zufrieden mit einer Blumenspende! Jetzt soll sogar noch eine zweite zum Abschied folgen! Fürwahr, seine Unverschämtheit wird noch eine dritte fordern. Das ist eine frevelhafte Beraubung unseres Tempelschatzes!

O Ananos. Mit dieser römischen Habsucht straft Gott uns für unsere Sünden.

In Ananos jovialen Zügen spielte ein überlegenes Lächeln, wobei die Augen verschmitzt blickten, dann aber wurde Ananos ernst und erwiderte, den Arm seines Schwiegersohnes festhaltend:

— Der Name des Herrn sei gesegnet. Gelobt sei die Ehre des Herrn. Der Gott Abrahams und Davids straft uns nicht, im Gegenteil, er segnet uns mit der Habsucht des Römers, denn die Habsucht eben gibt unsere Feinde in unsere Hand.

Ich sage dir, lasset uns nur immerhin die Goldgier des Römers befriedigen; diese Goldgier — gesegnet sei sie für uns — überliefert uns den Statthalter, macht ihn zu unserm gefügigen Werkzeuge, läßt ihn schließlich tanzen und springen nach dem Schalle unserer Pauken!

Die Habsucht der Feinde ist für uns ein Schwert, das unsere Feinde frißt.

Möge Israel, in welchem Lande es immerhin auch wohnen möge, sich stets bestreben, Reichtümer zu sammeln.

Mit dem Golde erwirbt es Einfluß und Macht über seine Feinde. Wenn die Kinder Abrahams alles Erdengold in ihren Händen haben werden, dann werden sie, selbst im Bettlergewande, über die Gewaltigen dieser Erde herrschen; dann werden sie, äußerlich in Knechtsgestalt, mit Hilfe von

Ausnutzung der Habsucht die Großen und Gewaltigen zu ihren Knechten machen, bis daß allendlich der Messias kommt, der alle Feinde zu Israels Füßen werfen wird!

Joseph hatte voll Bewunderung den Gedanken seines Schwiegervaters erfaßt und rief mit lebhafter Freudigkeit aus:

— Deine Weisheit und Einsicht, o Vater, reicht weit über das Land hinaus, reicht an die Fluten des Meeres. Dem Schoße prophetischer Einsicht sind deine Worte entsprungen. Von der Wahrheit selbst sind sie gezeitigt worden.

Ja, Vater, jetzt erkenne auch ich, daß die Habsucht unsere Feinde kampf- und machtlos machen wird.

Unser Tempelschatz wird nie versiegen. Ihm wird es nicht schaden, wenn ein geringer Teil desselben den römischen Räubern hingeworfen wird. Das Gold aus unsrem Gotteskasten wird in ihren Eingeweiden brennen, wird ihnen zum Fluche werden. Geben wir es ihnen hin.

— Fürwahr, Joseph — spann Ananos seinen Gedanken weiter — Rom und das Römervolk ist käuflich, unsere Mittel aber sind unermeßlich.

Mögen uns die Völker verachten, in der Fülle der Zeit werden wir doch Herrscher über sie alle werden!

Wir werden nicht kämpfen und doch den Erdkreis besiegen!

Gleißendes Gold werden wir unter die Haufen unserer Widersacher werfen und damit Zank und Hader säen, daß sie sich gegenseitig selber vertilgen!

Predigen wir unablässig den Söhnen Israels, sparsam zu sein und Schätze zu sammeln von dem ersten Geburtsschrei bis zum letzten Sterbeseufzer.

Möge Israel in seinen Händen allen Reichtum der Erde vereinen, dann wird es, auch ohne Zepter und Schwert, über die Gojim triumphieren!!

Diese begeisterten Worte hatten auch den sonst kalten, nüchternen Geist des Hohenpriesters entflammt. Erregt rief er aus:

— Aus deinem Munde, o Vater Ananos, spricht wahrlich ein Prophet. Ja, mögen die Kinder unseres Volkes an allen Enden des Erdkreises Schätze sammeln und sie bei uns, im Tempel Jahves, zusammenfließen lassen, damit von unserem Tempel aus einst der ganze Erdkreis beherrscht und auch Roms stolze Weltmacht zerdrückt werde wie Eierschalen.

Ananos erhob nun Blick und Hände zum Himmel:

— O Gott der Väter, du allmächtiger Gott, erhöre unser Flehen, auf daß dein Name groß werde über alle Länder und Meere.

Gehobenen Muts und elastischeren Schritts eilten die Hohenpriester heim.

Procula und Marcus hatten ihr Frühmahl fortgesetzt, während Pontius die Senatsdeputierten empfing. In wachsendem Wohlgefallen hatte der Tribun sich wiederholt von der ägyptischen Sklavin den Becher füllen lassen, um aus nächster Nähe die edelgeformten Glieder zu betrachten, die unter dem leichten, durchsichtigen Gewande hindurchschimmerten.

Mit spöttischem Lächeln verfolgte Procula die Richtung seiner Blicke.

— In deinem Besitze, o schöne Procula, ist ein großer, herrlicher Edelstein, rief Marcus mit sinnlichem Entzücken aus.

— So du die Gabe nicht verschmähst, tapferer Tribun, mache ich dir diesen Edelstein zum Geschenk. Prüfe selbst seinen Wert, schaue selbst zu, wie die Sonnenstrahlen sich an seinen Flächen reflektieren.

Von dem Speisesaale aus hatte man Ausschau auf einen der in kleine Gärten umgewandelten Schloßhöfe; in der Mitte desselben plätscherte ein Springbrunnen.

Auf Geheiß der Herrin mußte sich die Sklavin an dem Rande des Bassins in den vollen Sonnenschein stellen, was in der That ein reizendes Bild abgab. Dieses Bild brachte der Patronin den schönen Knaben Joil in Erinnerung; sie wünschte nun, daß derselbe sich dem Mädchen zur Seite stelle.

Zum großen Verdruß des Haushofmeisters ward der Knabe nirgends gefunden. Jeder vom Gefolge der Herrschaft hatte unterwegs nur auf sich selbst und seine nächsten Obliegenheiten geachtet.

Der Haushofmeister tobte und drohte, doch vergebens, der Knabe konnte nicht zur Stelle geschafft werden. Schließlich suchte der Haushofmeister sich herauszulügen und meldete der Herrin, daß er gleich nach der Ankunft im Schlosse und noch ehe die Herrschaft irgend etwas gegessen, nicht gleich mit einer Unglücksbotschaft habe kommen wollen; jetzt aber, da die Herrschaft schon das Frühmahl eingenommen, könne es weiter keine üble Vorbedeutung haben, wenn er berichte, daß der fremde Knabe bei dem nächtlichen Zusammenstoß mit der Schafherde, unvorsichtigerweise zwischen einige Widder geraten, mit ihnen abgestürzt sei und dabei sich zu Tode gefallen. Das sei eben ein von der Hand der Vorsehung herbeigeführtes Unglück, für welches auf niemand die Schuld falle.

— Schade um den schönen Knaben! Ja, fürwahr, niemand entgeht seinem Schicksale, sprach Procula mit stoischem Gleichmute, als sei irgend ein wertloser Gegenstand zerbrochen worden.

— Edle Herrin, solcher Knaben gibts hier zu Lande Hunderte. Du brauchst nur zu befehlen, beteuerte der Hausintendant.

Procula winkte abwehrend. Die Angelegenheit war auf immer erledigt. Der Römerin kam es nicht in den Sinn, zu fragen, ob nicht da oben auf öder Straße ein Mutterherz über den Verlust des Sohnes breche! Ein schöner jüdischer Knabe! Was war er in Proculas Augen mehr als ein glitzernder Schmetterling, an dessen Flügelschmelz man sich zeitweilig ergötzt und den man, sobald der Schmelz durch rauhe Berührung verwischt worden, zu Boden wirft und mit dem Fuße zertritt.

Pontius hatte unterdessen das Gold, das am Boden des Blumenkorbes versteckt lag, in der eisenbeschlagenen Truhe seines Arbeitszimmers geborgen. Dann erst begab er sich, den Blumenkorb in der Hand, zum Speisesaal zurück und wies der Gattin die Spende vor.

— Eine zwar köstlich duftende, doch materiell allzu ärmliche Gabe, bemerkte spöttisch der Antiochier. Ich an deiner Stelle, genügsamer Pontius, hätte die freundlichen Geber gar unfreundlich züchtigen lassen. Ein römischer Beamter ist doch kein Tempeldiener des Apollo oder der Diana, dem man mit Blumen naht. Doch schaue dahin, edler Freund, sieh, welch' bessere Gabe deine schöne Gattin mir in dieser holden Mädchengestalt beschert hat.

Pontius warf seiner Gemahlin einen nicht mißzuverstehenden Blick zu.

— Dein Eigentum, die schwarze Perle, vortrefflicher Marcus, sende ich in deine Gemächer zu deinen übrigen Sachen.

Procula sprach's und gab den betreffenden Befehl.

Der Hausintendant ergriff den Arm der Sklavin und zog sie mit sich fort. Vergebens warf das Mädchen verzweifelte, angsterfüllte Blicke auf seine Herrin; trotz all ihres Sträubens wurde sie gewaltsam fortgeführt.

— Ich bin dir zu vielem Danke verpflichtet, teure Procula, sagte Pontius gut gelaunt. Du verstehst es in der That, zur rechten Zeit und in würdiger Weise die Pflichten der Hausfrau einem lieben Gastfreunde gegenüber zu üben. Ich hoffe, sehr werter Marcus, daß, wenn du nach Antiochia glücklich zurückgekehrt sein wirst, das Mädchen dazu dienen wird, unsre freundschaftliche Zuneigung zu dir stets in Erinnerung zu bringen und dieses dich veranlassen werde, uns mit einem neuen Besuche zu erfreuen.

Nun aber wollen wir darauf trinken, daß die Götter dir eine glückliche Reise gönnen. Auf dein Wohl, edler Tribun.

Marcus antwortete mit bereits unsicherer Stimme, da die Geister des schweren Weines sich seiner Zunge bemächtigt:

— Ihr beide, du, erlauchte Procula, und du, weiser Pontius, laßt mich durch eure herzliche Gastfreundschaft vergessen, daß ich in einem Lande der Barbaren bin. Mögen die olympischen Götter euch stets schützen und behüten. Sie sind Zeugen dessen, wie groß in meinem Herzen das Dankgefühl gegen euch ist. Jupiter und Venus zu gleicher Zeit leiteten meinen Stern, der mich zu euch nach Lydda führte.

Die Herren hoben die Becher, auch Procula nippte aus dem ihren und riet sodann dem Gaste, die heiße Mittagszeit hindurch der Ruhe zu pflegen, um zur späteren Hauptmahlzeit frische Kräfte zu sammeln. Doch noch ehe sie den Speisesaal verließ, setzte sie dem Gaste einen, auf ihr Geheiß soeben aus stark duftenden, narkotischen Blüten gewundenen Kranz aufs Haupt. Der starke Duft verfehlte nicht, beim Antiochier in kürzester Zeit die Wirkung des genossenen Weins zu erhöhen.

Eine kurze Weile pokulierten die Herren noch in ganz zwangloser Weise. Marcus wurde mehr und mehr berauscht. Er plauderte nun alle seine großen und kleinen Geheim=

nisse aus, so daß Pontius eigentlich alles erfuhr, was er zu wissen gewünscht hatte.

Das wichtigste Geheimnis war das, daß Marcus vom syrischen Vizelegaten in geheimer Mission nach Ägypten zum kaiserlichen Präfekten begriffen war, um mit letzterem eine Vereinbarung zu treffen über gemeinsames Handeln und Vorgehen für den Fall, daß der Kaiser plötzlich stürbe.

Pontius atmete erleichtert auf, als sein Verdacht, Marcus sei gesandt, um des Prokurators Thätigkeit auszuspionieren, sich als vollständig unbegründet erwies.

Verächtlich blickte er jetzt auf seinen Gast, an welchem er das Interesse soeben verloren hatte. Im stillen dachte er: Du alberner Schwätzer Marcus, dein syrischer Chef muß ein sehr kurzsichtiger und naiver Mann sein, daß er solche Leute wie dich zu Vertrauten seiner geheimen politischen Pläne macht! daß er auf Leute sich verläßt, welche nach Genuß einiger Becher Weins alle die geheimen Pläne und Anschläge Fremden offenbaren! Teilte ich in wenigen Zeilen dem Kaiser mit, daß ihr in Antiochia auf seinen Tod spekuliert und mit den Ägyptern konspiriert, der Hades nähme gar bald eure Schatten auf.

Doch konspiriert, meinetwegen, weiter, soviel ihr wollt. Von nun ab fürchte ich euch nicht mehr und habe ein vollständig freies Spiel. Fällt es euch in Antiochia aber ein, mir Widerwärtigkeiten zu machen, dann finde ich Mittel, euch nach Rom in die liebevolle Umarmung der kaiserlichen Folterkammer absegeln zu lassen.

Marcus war fest eingeschlafen. Pontius gab im Vorgemach dem Haushofmeister den Befehl, die dem Marcus geschenkte Sklavin in ein abgelegenes Versteck zu führen und dort für die Zeit des Aufenthalts des Tribuns in Jerusalem eingesperrt zu halten, dem Marcus selbst und seiner Diener-

schaft aber vorzuerzählen, daß die Sklavin sich geflüchtet hätte, man aber auf ihrer Spur sei und sie verfolge.

Nachdem der Prokurator seinen berauschten Gast in die für ihn bestimmten Gemächer hatte tragen lassen, suchte er Procula auf, um ihr mitzuteilen, was Marcus in seinem Rausche ausgeplaudert.

Die beiden Eheleute waren mit den Ergebnissen des Frühmahls höchst zufrieden.



IX. Kapitel.

Joils Rückkehr.

Froh über die gelungene Flucht aus dem Gefolge des Prokurators, hatte sich Joil einer Gruppe von Landleuten angeschlossen, welche dem „Neuen Markte“ in der Unterstadt zusteuerten. Die Besorgnis, verfolgt zu werden, war gewichen, und Joil trollte keck mit den andern weiter.

— Woher kommst du denn, mein Bursche? fragte ein älterer Mann, dessen Blick mit Wohlgefallen auf dem hübschen Knaben geruht hatte.

— Väterchen, verrate mich nicht, flüsterte ihm Joil zutraulich zu, die abscheulichen Römer nahmen mich unterwegs gefangen, und da bin ich ihnen am Stadtthore entwischt.

— Daran hast du recht gethan, mein Sohn. Den Römern soll niemand trauen, sie sind eine gar böse Rotte. Möge der Gott Zebaoth sie wie Heuschrecken vertilgen; mögen die Verfluchten durch Feuer und Schwert umkommen. Du aber mein Junge wirst sicher Hunger verspüren, nimm und sättige dich an diesem Käse. Oder, setzte er lachend hinzu, haben die Römer dir zu Ehren vielleicht ein opulentes Mahl gegeben?

Joil dankte und steckte erfreut die Gabe in seine Hemdbrust, die bauschig über den festen Ledergürtel herabhing. Der ältere Landmann flüsterte etwas seinen Gefährten zu, und auch diese gaben dem Knaben einige Brotfladen und Früchte.

Joil war sehr vergnügt. Er hätte die Römer segnen können, hatte er doch seit langer Zeit den Wunsch gehegt, einmal allein und frei in der großen Stadt umherschweifen zu dürfen, nicht zurückgehalten von der Hand der ängstlich-besorgten Mutter. Nun war dieser Wunsch in Erfüllung gegangen.

Kein Wunder, daß Joil die Freiheit in vollen Zügen genoß. Als die Landleute zum Unteren Markte hinabstiegen, trennte sich Joil von ihnen, schlug sich nach rechts und gelangte allmählich auf einen freien, schöngepflasterten Platz, der von herrlichen Säulenkolonaden umschlossen war. Von da geriet er in die Parkanlagen des hasmonäischen Palastes und schließlich auf den Oberen Markt, wo er an dem, in der Mitte sich befindlichen, prunkvoll gearbeiteten Brunnen mit einem frischen Trunke sich erquickte.

Auf diesen Platz mündete die vornehmste Verkaufsstraße, deren Besuch auch früher schon dem Knaben großes Vergnügen gemacht hatte.

In dieser verhältnismäßig sehr engen Hauptstraße pflegte eine angenehme Dämmerung und Kühle zu herrschen. Zu beiden Seiten der Straße erhoben sich nämlich zwei- und dreistöckige, meist nur schmale Häuser, zwischen denen quer über die Straße, von jedem Hause zu dem ihm gegenüberstehenden der anderen Straßenseite, dichte Tücher, Decken oder Teppiche ausgespannt waren, welche den Sonnenschein vorzüglich abhielten. Die unteren Stockwerke bildeten offene Gewölbe, die als Verkaufsläden dienten. Es wurde dabei,

alter Sitte gemäß, die Ordnung beobachtet, daß Läden mit gleichen Verkaufsgegenständen nebeneinander gereiht waren, so daß sich Frucht-, Leder-, Silber- und dergleichen Reihen entwickelt hatten. Dabei betrieben die einen Läden nur Detail-, die andren nur Engroshandel. Zu den großen religiösen Festen pflegten die Verkaufsläden glänzend aufgeputzt und reichlich mit Warenvorrat versehen zu sein.

Jerusalem war eines der Zentren des Welthandels geworden und verdankte seinen Reichtum zumeist dem starken Fremdenverkehr. Die frühere patriarchalische Sitte mit dem geringen Lebenskomfort hatte längst einer sybaritischen Lebensweise Platz gemacht, für deren Befriedigung der Handel sorgte, welcher aus allen der damaligen Zeit bekannten Weltteilen Genußmittel und Gegenstände des Komforts herbeischaffte.

Kurz, das ganze Handelsgetriebe war ein sehr lebhaftes, und Kauf und Verkauf ging flott vor sich. Mit untergeschlagenen Beinen auf breitem Ladentische hockend riefen die Verkäufer mit orientalischer Lebhaftigkeit ihre Verkaufsartikel aus, sie dabei mit großem Wortschwall anpreisend. Mit gleich lärmender Lebhaftigkeit feilschten die Käufer. An den Auslagen der Fruchtläden mit großen Haufen von frischen und getrockneten Früchten, der Blumenläden mit der blendenden Farbenpracht von blühenden Blumen und seltenen Gewächsen, war stets starkes Gedränge. Weibliche Personen hielten oft umlagert die Verkaufsstellen von kostbaren Spezereien, Salben und Schminken. Wundersalben gegen alle Leiden wurden schon damals vertrieben und fanden frommgläubige Abnehmer. Vornehmen Eindruck machten die Läden, in denen sich an den mit Purpurstoffen behängten Wänden Bilder und Statuen und die verschiedenartigsten aus Marmor und Erz gefertigten Waren in äußerst wirk-

samer Weise präsentierten. Sehr anziehend waren die Gewölbe mit Gold- und Silberarbeiten, an denen sich stets dichte Menschenmassen anstauten. Außer Schmucksachen wurden hier auch Amulette ausgerufen. Spiegel aus poliertem Erz, Zinn und Silber blendeten schier die Augen. Neben den reichen Läden, in denen schimmernde Edelsteine und kostbare Waffen zum Kaufe einluden, lagen die Reihen der Manufakturhandlungen. In letzteren konnte man von den gewöhnlichsten leinenen Schweißtüchern und wollenen Kopftüchern an alles erstehen bis zu den kunstvollsten Stickereien auf den zartesten Geweben aus Seide, Lein, Wolle und Baumwolle; buntfarbige Tücher und Teppiche, golddurchwirkte und mit Edelsteinen besetzte Gürtel lagen da neben der vielgepriesenen sehr feinen pelusischen Leinwand, dem beliebten cilicischen Filztuch, einem sehr dauerhaften Gewebe aus Ziegenhaar, welches vielfache Verwendung zu Mänteln, Decken und Vorhängen fand. Als Novität galten zur Zeit unserer Erzählung skythische Hanfgewebe vom Nordufer des Pontus. Bereits gab es Läden mit fertigen Kleidern, welche nach verschiedenem, inländischem wie ausländischem Schnitte gefertigt waren, hatte doch längst schon große Mannigfaltigkeit in der Form der Bekleidungsstücke Platz gegriffen, so z. B., hingen an den bunten Gewölbewänden als Schnittmuster der Sagum, die Dalmatika (in welcher besonders die Schriftgelehrten zu stolzieren pflegten), das Paragaudion, die Stola u. dergl.[1]) Die Mode schwang bereits damals ihr Zepter und ward vom Kaiserhofe diktiert, was sich abspiegelte in den Anpreisungen jerusalemischer Händler: „Kauft Kleider, gefertigt nach den neuesten Schnitt-

---

1) S. Professor Dr. E. Schürer's Werk: Geschichte des jüdischen Volks im Zeitalter Christi. Leipzig 1886—1890.

mustern, wie sie in der Umgebung des Kaisers getragen werden," oder „wie sie der Hof des Königs Herodes trägt." In den nächsten Ladenreihen lagen ganze Berge von Filzhüten, Filzsocken, Sandalen und ähnlichen Artikeln. Viel verlangt wurden zu jener Zeit die „laodicäischen" Sandalen.

Schier unabsehbar war die Reihe der Delikatessenhandlungen, deren Importwaren, trotz ihres heidnischen Ursprungsortes, ungestörten Eingang in jüdische Hauswirtschaften gefunden. Die Frauen sorgten fleißig für die Befriedigung kulinarischer Gelüste der Männerwelt. Große Rolle spielte importiertes Gemüse, ägyptische Spargeln, Bohnen, Linsen und Senf, griechischer Kürbis, römischer Ysop u. s. w. Ganz besonderen Zuspruch hatten die Fischhandlungen. In den tiefen Erdgewölben derselben lagen etagenweise Fässer mit eingepökelten Fischen. Gesalzener Fisch war in ganz Palästina eine der gangbarsten Waren. Bei großen Festgelagen durfte der ganz besonders beliebte Thunfisch aus spanischen Gewässern nicht fehlen. Auch Getränkehandlungen gab es bereits, in denen mächtige Krüge mit Trauben- und Fruchtweinen (den besonders beliebten Dattelweinen), mit „medischem" Bier, „ägyptischem" Zythos und „Edomitischem" Essig standen. Hier ward auch Eis verkauft, sowohl billiges einheimisches, wie teures importiertes.

Der zur Zeit unserer Erzählung in Jerusalem ausgebildete Lebenskomfort machte eine Masse von Hausgeräten notwendig, von der die alte, patriarchalische Zeit keine Ahnung hatte. Die gebräuchlichen Gegenstände waren teils nach griechischen oder römischen, teils asiatischen Mustern oder Modellen angefertigt. In einem Möbelladen waren Bänke, Lehnstühle, Schreibtische, Spiegel, Leuchter u. s. w. ausgestellt; in einem andern verkaufte man Platten aus Marmor und Holz, Teller und Schalen, darunter teure

Schalen aus sidonischem Glase, Töpfe, Kessel, Tassen, Gabeln, Pfannen u. s. w. teils aus Thon, teils aus Kupfer oder Eisenblech gefertigt. Es gab sogar Servietten (mappae) aus Lein- und Papyrusgewebe. Läden für Hausbedarf enthielten Stricke, Körbe (die besten aus Ägypten), Kisten und Kästchen, Leitern (besonders „tyrische"), Säcke, Divanüberzüge, Thür- und Fenstervorhänge u. s. w.

Üppiger Luxus, Steigerung der Lebensbedürfnisse hatten sich von der Metropole aus allmählich auch auf das Land und in die kleinen Städte ausgebreitet, was alles in sehr grellem Gegensatze stand zu der Bedürfnislosigkeit und Einfachheit der Lebensweise der alten Zeit. Patriarchalische Einfachheit war nur bei den ärmsten Schichten des Volks und in gewissen Kreisen zu finden, wie dem des Jeschua und seiner Jüngerschaft, welche nur den geistigen Interessen des Lebens Rechnung trugen.

In der großen Kaufstraße dahinstreichend, konnte Joil sich nicht satt sehen an all' den Herrlichkeiten, die da auslagen. Mit Entzücken blieben seine Augen haften auf den glänzenden Waffen und glitzernden Schmucksachen, mit Staunen auf den Gegenständen für Zimmerschmuck, auf Tafel- und Küchenutensilien.

Das Leben und Treiben in diesen sich weit hinstreckenden Reihen von Buden und vor ihnen auf der menschenüberfüllten Straße war zu diesem Passahfeste noch lebhafter als sonst. Joil hatte oft Mühe, in dem Gedränge auf seinen Füßen zu bleiben, und wurde oft von der Menge mehr geschoben und getragen, als daß er selbst sich gehend fortbewegte. Das Vergnügen wurde ihm schließlich verleidet von den oft allzu unsanften Püffen und Stößen, die er von der unruhig hastenden Menge zu erdulden hatte.

Als er einem prächtig gekleideten Sklaven, welcher eine

vornehme Frau geleitete und ihm zugerufen hatte, „der Bauernlümmel solle sofort Platz machen", verdrossenen Tones geantwortet hatte „macht euch nicht breit mit eurem Reichtum, der Bauernlümmel und seine Mutter hat vielleicht mehr Gold als ihr" — erschrak er über seine Kühnheit und strebte jetzt mit allen seinen Kräften danach, aus dem Marktgedränge fortzukommen. Es dünkte ihm, die vornehme Frau wäre gar die Gattin des Prokurators, die ihn erkennen und von neuem ergreifen lassen könnte. Die Lust zum Beschauen der Läden war ihm vergangen.

Nachdem er planlos mehrere Straßen durchirrt, gelangte er in einen Teil der Stadt, der durch seine hohen, zwei- und dreistöckigen, palastähnlichen Bauten und schönen Gärten einen vornehmen Anstrich hatte. Einige der Häuser trugen turmähnliche Anbauten, hatten schöne Portale, weite Thorwege und eiserne Gitterpforten, welche Hof- oder Gartenräume abschlossen.

Dieser Stadtteil stand in auffallendem Kontraste mit anderen, in denen fast ausschließlich kleine, viereckige, einstöckige Steinbauten mit flachen Dächern und schmalen Fenster- und Thüröffnungen standen.

Joil trat in den kühlen Thorweg eines der schönen Häuser, kauerte in einer Ecke nieder und begann, mittlerweile hungrig geworden, von den Lebensmitteln, die ihm am Morgen geschenkt waren, zu essen. Von seinem Winkel aus hatte er durch ein Eisengitter die Aussicht in ein üppiggepflegtes Gärtchen, aus welchem das einschläfernde Plätschern eines Springbrunnens herüberschallte. Ermüdet, wie er war, beendete Joil sein kurzes Mahl schon halb im Traume, und war bald fest eingeschlummert.

Nach geraumer Zeit weckte ihn rohes Schütteln und

Stoßen. Der Thorhüter, der ihn geweckt, rief ihm gries-grämig zu:

— Fort du Schlingel! Wie wagst du es, hier zu schlafen. Mache dich von dannen, du frecher Bauernbube.

Joil, noch halb im Schlafe, verstand nicht sofort, was man von ihm wolle. Abermals gab es Püffe und Schläge.

Empört sprang der Knabe auf und fragte erregt:

— Weshalb schlägst du mich? Habe ich dir etwas angethan? Hast du ein Recht, mich zu schlagen?

— Du unnütze Brut! Wagst du hier noch Widerrede zu halten! Fort oder ich züchtige dich ernstlich.

Erzürnt ballte der Knabe die Fäuste, ohne zu bemerken, daß inzwischen hinter ihm eine neue Person getreten war, ein älterer Mann.

— Was treibt ihr denn hier? fragte letzterer.

— Dieser Bengel hat hier geschlafen.

— Und dieser Grobian hat widerrechtlich mich geschlagen.

— Ephraim, du hast ein hartes Herz, sprach der ältere Mann vorwurfsvoll. Dem Kinde hättest du die Ruhe gönnen müssen.

Sich darauf zu Joil wendend, sagte er in freundlichem Tone: Du bist nicht aus der Stadt und vielleicht gar sehr ermüdet. Komme, Knabe, mit mir; in meiner Kammer kannst du dich erholen nnd dich mit Wein und Früchten stärken.

Er zog Joil, welcher freilich am liebsten ganz davon gelaufen wäre, mit sich, zeigte ihm im Garten einige herrlich erblühte Prachtblumen und führte ihn dann durch eine Kolonade in ein anliegendes Stübchen, wo er ihm gewässerten Wein, Brot und Früchte vorsetzte.

— Genieße hiervon nach Belieben. Ich will indessen nach meinem Herrn sehen.

Der Alte begab sich hinaus, ging eine Gallerie entlang

bis zu einem Raum, welcher mit schwerem Vorhange gegen den Säulengang abgesperrt war. Hier blieb er lauschend stehen. Aus dem Raume hörte man Klagelaute: Thamar, Thamar. Bekümmert kehrte der Leibdiener in seine Kammer zurück und sprach halblaut vor sich hin: Mein armer Herr! Immer noch ruft er nach seiner Thamar.

Joil, der den ihm teuren Mutternamen gehört, sah bestürzt den Diener an.

— Ich bitte dich, was ists mit der Thamar? Es ist meiner Mutter Name.

Überrascht trat der Diener näher, strich dem Knaben das Haar aus der Stirn und musterte eingehend dessen Gesichtszüge.

Ähnlichkeit ist da, unverkennbare Ähnlichkeit! murmelte er vor sich hin.

— Kind, sprach er in gewisser Erregung, du sagst deine Mutter heiße Thamar. Sage mir geschwind, wo ist deine Mutter, sage alles.

Jetzt bekam Joil einen nicht geringen Schreck; er begriff es, daß er auf bestem Wege gewesen, ein Geheimnis preiszugeben, welches treu zu wahren, die Mutter ihm tausendmal eingeschärft hatte. Um Zeit zur Überlegung einer Antwort zu gewinnen, fragte er zuerst seinerseits:

— Liebes Väterchen, wer ist diese Thamar, nach der dein Herr ruft?

Traurigen Tones antwortete der Diener:

— Unser Herr gedenkt mit tiefem Gram täglich seiner verlorenen Gattin, nach der er in ganz Palästina, leider vergeblich, hat forschen lassen. Ein verruchter Sklave hat auf dem Sterbebette bekannt, er hätte aus gottloser Bosheit seine Herrin fälschlich als Übelthäterin angeklagt. Seit der Zeit dieses schrecklichen Geständnisses ist mein Herr ruhelos

und klagt tags und nachts, daß eine Unschuldige hat leiden müssen. Es ist eine gar traurige Geschichte.

Aber Knabe, sage mir offen und ehrlich, wo ist denn deine Mutter und wo lebt sie?

Der Alte murmelte vor sich hin, was Joil unverständlich blieb: Die Jahre könnten schon stimmen, er schaut aus wie ein 12—13jähriger Junge.

Joil hätte gern die Wahrheit gesagt, durfte es aber nicht, und erzählte nach wiederholter Aufforderung, daß seine Mutter in Kiriath-Jearim wohne.

— Ist deine Mutter hohen Wuchses und schöner Gestalt? forschte der Diener weiter.

Eine dunkle Röte zog über das Gesicht des Knaben, als er antwortete: Nein, sie ist sehr kleiner Statur und hat von Geburt einen verdorrten Arm.

— So ists nicht die, die wir suchen, beschied sich der Alte in sichtbar trauriger Stimmung.

Jetzt brannte der Boden unter Joils Füßen; er fühlte sich hier gar ungemütlich; seine Lüge lastete auf ihm.

— Väterchen, ich danke dir für alles. Erlaube, daß ich davon gehe, denn ich habe noch einen weiten Weg vor mir.

Der Alte geleitete den Knaben zum Ausgang des Thorweges und entließ ihn freundlich.

— Möge unser Gott dich geleiten zum heimatlichen Herde, war sein Nachruf auf den Weg.

Joil sprang eilends davon, froh, so leichten Spiels davon gekommen zu sein. Er konnte nicht ahnen, daß es sein Vaterhaus sei, in dem er soeben gewesen und daß dem Menschen eine sehr reiche Gabe zu teil geworden wäre, der dem Simon gesagt hätte: Siehe, dein leiblicher Sohn, das Kind Thamars, weilt unter deinem Dache und dein vertrauter

Leibdiener hat sich freundlichst des ihm unbekannten Knaben angenommen.

Aber solche Mitteilung machte eben niemand und Simon härmte sich ab wie zuvor bei der Ungewißheit über Thamars Lebenslage. Daß sie noch unter den Lebenden weile, davon war er fest überzeugt, denn nur in diesem Sinne hatte er den Ausspruch des heiligen Rabbi Jeschua gedeutet.

Gar bald trennte eine beträchtliche Strecke den Knaben vom Vaterhause. Nachdem er die große Steinbrücke, die von Herodes, zur Verbindung gegenüberstehender Hügel, über eine tiefe Schlucht errichtet war, überschritten, gelangte er auf den Tempelberg und betrat die Vorhöfe. Hier rüstete man sich zur Zeremonie des Abendopfers. Auf den Höfen war viel Volks versammelt. Tierhändler und Geldwechsler hatten ihre gewöhnlichen Standorte eingenommen. Wie auf Beute lauernd saßen die Wechsler auf ihren niedrigen Schemeln hinter ihren mit Drahtkuppeln geschützten, glitzernden Gold- und Silbermünzenhaufen.

Joil drängte sich an einen der Tische heran, die hart am Rande der Säulengallerie plaziert waren, und spähte neugierig durch das Drahtgeflecht, um zu erkennen, ob da auch solch große Goldmünzen seien, wie sie zu Hause die Mutter besaß.

Der verdachtschöpfende Wechsler wollte ihn soeben vertreiben, als Joil, infolge plötzlichen, stärkeren Gedränges vorgeschoben und zu Falle gebracht, den Wechslertisch mit sich riß, so daß die Drahtkuppe fortgeschleudert wurde und die Münzen sich auf das Pflaster ausstreuten, wo sie eiligst von unbefugten Händen aufgerafft wurden und zugleich mit den neuen Besitzern verschwanden. Der Wechsler, voller Wut, hatte Joil gepackt und rief nach der Polizeimannschaft.

— Die Wache, die Wache — hörte man ihn kreischen

— der gottverdammte Betteljunge hat absichtlich den Tisch umgeworfen, um Geld zu stehlen.

Mit der Linken Joils Arm krampfhaft haltend, suchte der zeternde Mann mit der Rechten die Leute abzuwehren, die sich nach den Münzen bückten. Die Umstehenden aber höhnten voller Schadenfreude den Geldwechsler ob seines Mißgeschicks.

Ein Offizier der Tempelwache erschien und untersuchte Joil. Da man bei ihm die von Procula stammenden neuen Silbermünzen fand, wie solche auch der Wechsler besaß, der sie für die seinigen erklärte, ward Joil als überführter Dieb in das Gefängnis abgeführt.

Sein Glück war es, daß unter dem Thorbogen, durch das gleichzeitige Eindringen vieler, ein starkes Volksgedränge entstand, wodurch ein Aufenthalt veranlaßt wurde, den Joil benutzte, um die Hand des Polizeisoldaten abzuschütteln und, sich tief duckend, zwischen den Entgegenkommenden hindurch zu schlüpfen und glücklich ins Freie zu gelangen. Hier lief er, so schnell ihn seine Füße trugen, durch die krummen Gassen, stürzte dann fast kopfüber den Abhang zur Unterstadt hinab, eilte durch das erste beste Stadtthor aus dem Bereiche der Stadt, und lief weiter auf dem Landwege, der zum Ölberg führte. Als es bergan ging, verschnaufte er ein wenig, wagte aber noch nicht den Blick rückwärts zu werfen. Die Angst trieb ihn weiter in den Zedernwald hinein, wo er sich verbergen wollte.

Hinter einem mächtigen Baumstamme sank er erschöpft nieder, dann lugte er hinaus, ob ihn jemand verfolge, doch war niemand sichtbar. Die hochgradige Erregung schaffte sich Luft in einem reichlichen Thränenstrome.

Das Scheltwort „verdammter Betteljunge“, die Abführung ins Gefängnis, die eilige Flucht hatten die kind-

lichen Nerven in solchen Reizzustand versetzt, daß er noch immer die Tritte von Verfolgern hinter sich zu hören glaubte und ängstlich aus seinem Versteck nach allen Seiten hin Ausguck hielt.

Allmählich beruhigte er sich. Die starke Ermüdung trat in ihre Rechte, und er verfiel, im Schatten der mächtigen Bäume, in einen gesunden Schlaf.

Als er beim Erwachen zwei Männer vor sich stehen sah, sprang er entsetzt auf in der Meinung, es seien die Häscher. Doch waren es nur schlichte Landleute, die es höchlichst überrascht hatte, an einem so einsamen Orte ein schlafendes Kind zu finden. In der richtigen Voraussetzung, daß es damit eine besondere Bewandtnis habe, sprachen sie den Knaben zwar freundlich an, suchten ihn aber dabei doch auch ein wenig auszuforschen. Joil gab in knabenhafter Verschlagenheit Kiriath-Jearim als Wohnort an und erzählte, durch das biedere teilnahmvolle Wesen der Männer ermuntert, offen und treuherzig von den bestandenen Abenteuern des gegebenen Tages.

— Armer Junge, du hast unschuldig leiden müssen. Hier kannst du nicht bleiben, und nach Hause zu wandern, ists heute zu spät. So komme denn mit uns, an guter Pflege soll es dir nicht fehlen.

Diese Worte waren in so liebevollem Tone gesprochen, daß Joil Vertrauen zu den Männern faßte und ihnen ohne Bangen folgte. Der Weg führte quer durch den Wald, an dessen Saume ein einsames, turmartig gebautes Gartenhaus stand. Hier traten die Männer ein.

Nachdem Joil mit einfachem Abendbrote gestärkt war, reichte man ihm ein Kopfkissen, eine Strohmatte und einen Ziegenhaarmantel und riet ihm, sich zur Nachtruhe auszustrecken.

Eine kleine Lampe warf ein mattes Licht auf das Gemach, das den ganzen unteren Stock einnahm. Durch die offene Thür drang erfrischend die kühle Abendluft ein. Draußen auf der Bank führten die Männer eine lebhafte Unterhaltung miteinander. Obgleich sie nicht sonderlich laut sprachen, konnte Joil fast jedes Wort verstehen, um so mehr, da er in der Voraussetzung, man spräche über ihn, dem Gespräche aufmerksam lauschte. Da er aber alsbald inne ward, daß die Unterhaltung der Männer sich in keiner Hinsicht auf ihn bezog, sondern nur den Rabbi Jeschua und dessen Wirken betraf, achtete er der Unterhaltung nicht weiter und schlief ermüdet ein.

Als er andren Tages in aller Frühe erwachte, sah er auch die Männer sich von ihrem Lager erheben und ins Freie treten, wo sie zuerst beteten und danach die Unterhaltung vom vorigen Tage fortführten Dann nahmen die drei einen Morgenimbiß, nach welchem sich der jüngere der Männer verabschiedete. Joil hörte, wie er dem älteren seinen Handschlag gab mit der Versicherung, fest stehen zu wollen zur Lehre Jeschuas, möge kommen was da wolle und selbst auch wenn alles Volk sich gegen den Rabbi erklären würde. Dann verabschiedeten sich die Männer von einander mit dem Bruderkusse.

Bald danach versorgte der freundliche Wirt den Joil mit Wegekost, gab ihm genau die Richtung des Weges an, den der Knabe zu gehen hatte und entließ ihn, Gottes Segen auf ihn herabflehend.

Eine Stunde später konnte man den Knaben frisch und munter den Weg nach Kiriath dahintrollen sehen.

Den ersten Tag der Abwesenheit Joils hatte Thamar in sorgenvoller Unruhe verbracht. Getragen von der Hoffnung, daß Joil den Römern entwische, war sie wiederholt

zum Bergkamme, zu dem ein Reitpfad aus der Schlucht hinaufführte, hinangestiegen, um Ausschau nach Joil zu halten. Als aber der Abend erschien, ohne ihr den Sohn zurückgebracht zu haben, ließ sie laute Wehklagen erschallen und murrte wider Gott.

Unruhig verbrachte sie die Nacht und war bei frühester Dämmerung bereits auf dem Wege nach Jerusalem: sie wollte zum Rabbi Jeschua wandern, den sie in Jerusalem anwesend wähnte. Er, der Heilige, erschien ihr als letzter Hoffnungsanker. Doch statt mit gewohntem rüstigen Schritte schleppte sie sich nur langsam die Straße weiter; da die zitternden Kniee bisweilen ihren Dienst versagten, mußte sie wiederholt Ruhepausen machen.

Sie war kaum eine Stunde gegangen, als sie schon vor großer Ermüdung sich am Wege niedersetzen mußte. Ein alter Akazienbaum, dessen Wurzeln sich tief in eine Felsspalte eingebohrt hatten, bot ihr erfrischenden Schatten.

Das alte Weh preßte ihr neue Thränen heraus.

Zwei schlichte Landleute, Mann und Weib, zogen vorüber, bemerkten die einsame Trauergestalt am Wege und boten ihr mildherzig eine Erfrischung dar. Als sie Thamars Trauergewand erblickten, sprachen sie:

— Trauer, armes Weib ist in dein Haus und in dein Herz gezogen, doch verzage nicht. Laß dir als Trost dienen ein Wort des neuen Propheten, der in Jerusalem und auch bei uns im Gebirge gepredigt hat: Harret in Geduld und vertraut unter allen Umständen dem himmlischen Vater. Mögest du diesem befohlen sein.

Die beiden setzten ihren Weg weiter.

— O, ihr lieben freundlichen Menschen, rief Thamar ihnen nach, saget mir, wer ist der Prophet, der dieses Wort gesprochen?

— Weib, kennst du nicht den heiligen Jeschua, den Gottgesandten?

— Eben diesen heiligen Mann will ich aufsuchen.

— Da thust du recht. Er wird auch dir helfen. Der Friede Gottes sei mit dir.

Das Ehepaar entfernte sich. Thamar trocknete ihr Antlitz und erhob sich, ließ sich aber danach nieder auf die Kniee und betete laut:

— Nicht zu dir, Gott Israels, nein zu dir, heiliger Rabbi, du Gottgesandter, geht das Flehen meines Mutterherzens. Du, der du die Liebe selbst für die Menschen bist, wirst mein Flehen erhören: gib mir meinen Knaben zurück, heil und lebendig, daß auch meine Freude wieder lebendig werde und wir beide, Mutter und Sohn, dich preisen und loben können. O Jeschua, höre mich, so du ein Sohn Gottes bist!

Ein wunderbares Gefühl der Beruhigung überkam die Frau. Sie fühlte sich neugestärkt und stieg mit kräftig elastischem Schritte den steilen Berg hinan, über den jetzt die Straße führte. Von oben rollten ihr kleine Steine in den Weg.

Sie blickte auf und ließ aus tiefster Brust ein jähes, schrilles Jauchzen erschallen: von oben her kam ihr Joil entgegen.

Wie schnell doch hatte der Rabbi Jeschua das Gebet erhört!! Vor Freude schluchzend, hielten sich Mutter und Sohn umfangen. Dann richtete Thamar den Blick nach der Richtung, wo Jerusalem lag, und sandte lautlose Worte des Dankes an den Rabbi, den sie zur Zeit lehrend im Tempelhofe wähnte.

Hand in Hand gingen die beiden ihrem stillen Asyl entgegen.

Wie erschien jetzt der Weg beiden so kurz, wie waren der Thamar die Glieder wieder so fest und kräftig, der Sinn so froh, das Herz so leicht! Sprechen konnte sie nicht, sie hätte nur immer vor Freude weinen mögen.

Auch Joil schwieg. Er hatte zu viel Erlebnisse gehabt und wußte nicht, von welchem er zuerst erzählen sollte. Doch, als Mutter und Sohn am Lieblingsplätzchen in ihrem idyllischen Heim gelagert waren, mußte Joil alles, was er erlebt, haarklein der Zeitfolge nach erzählen. Er that es auch so ausführlich, als er es seinem Alter entsprechend vermochte, und brachte im Laufe seiner Erzählung die Mutter bald zu lauten Äußerungen des Schreckens, bald zu denen der Freude.

Die Episode von dem Besuche eines großen, schönen Hauses, in dem der Gebieter um eine Thamar klage, machte einen tiefen Eindruck auf die Frau, welche ja bisher gegen den Gatten den Verdacht gehegt hatte, daß er sie nur verstoßen, um ein anderes Weib zu freien. Jetzt nun erfuhr sie, daß dieser Verdacht grundlos gewesen, damit wurde ihre Stimmung gegen Simon versöhnlicher. Aus Besorgnis, Joil könnte nach seinem Vater fragen, drang sie nun in den Knaben, schneller die weiteren Erlebnisse zu schildern. Die Verhaftungsszene veranlaßte sie zum Ausrufe: O Gott, o Gott, aus welch' großer Gefahr hat dein starker Arm meinen Liebling errettet!

Gewohnheitsmäßig faltete sie die Hände und blickte gen Himmel.

Zuletzt teilte Joil auch den Inhalt des belauschten Gesprächs mit, welches die Männer im einsamen Gartenhause, wo er Nachtruhe gefunden, geführt hätten.

Er erzählte, die Männer hätten von den Thaten und Lehren des Wunderthäters Jeschua gesprochen, von seiner Menschenliebe und seinem Erbarmen und von der Hoffnung und Seligkeit, welche denen, die an ihn glauben, zu teil werden.

— Liebstes Mutterherz, schloß der Knabe seinen Bericht, laß uns auch an den Herrn Jeschua glauben, damit auch wir glücklicher und seliger werden.

Thamar zog den Knaben an ihre Brust und umarmte ihn innig.

— Kind, sagte sie bewegt, höre, was ich dir sage: Auf dem Wege nach Jerusalem ließ ich mich nieder und betete zu Jeschua, er möchte dich mir wiederbringen. Kaum war ich aufgestanden und hatte einige Schritte vorwärts gethan, als ich dich traf. Das ist Jeschuas Werk und jetzt glaube ich an ihn mehr, denn an den Gott unseres Volkes, und du sollst auch an ihn glauben. In den nächsten Tagen ziehen wir zum Passahfeste hinauf zur Stadt und suchen den heiligen Mann auf, um uns ihm zu Füßen zu werfen und ihm aus vollem Herzen zu danken.

Joil jubelte auf.

— Wie herrlich, daß wir die Festzeit wieder einmal in der großen Stadt zubringen werden. Auch ich möchte den Wundermann sehen. Die Landleute sagten, daß er viele Kranke geheilt und auch Tote zu neuem Leben erweckt habe, und daß er der wirkliche Messias sei, daß aber die Reichen und Vornehmen ihn nicht zum Volke lassen wollen und ihn deshalb verbannt hätten, was alles ihnen aber nicht helfen würde, da der Gottessohn mächtiger sei als alle Könige der Welt, und daß er trotz des Bannes zum Passahfeste persönlich nach Jerusalem kommen würde.

Aber Mütterchen, wenn wir zur Stadt gehen, nicht wahr, dann ziehen wir uns schöne Kleider an? Ich möchte nicht, daß die Leute mich einen Betteljungen schimpfen.

— Dein Wunsch, mein Liebling, soll erfüllt werden, erwiderte Thamar zärtlich, sich dessen voll bewußt, daß Joils schöne Gestalt durch eine reiche Kleidung doppelt gewinnen müßte.

— Nicht wahr, Mütterchen, auch du wirst dich nicht mehr so abschreckend vermummen? Ich kann dir nicht sagen, wie schrecklich du dann aussiehst, daß ich mich oft vor dir gefürchtet habe.

Thamar zuckte auf und warf einen schmerzlichen Blick auf das Kind. Sie blieb eine Weile in tiefem Sinnen, dann sagte sie:

— Auch dieser Wunsch soll dir erfüllt werden, mein Herzensjunge. Heute, wo ich so frohen Mutes bin, empfinde ich zu großen Ekel daran, in abschreckender Verkleidung den Leuten abergläubische Furcht einzujagen, um ein Bettelgeld zu erhalten. Ich that es nur deinetwegen, doch jetzt kommt es mir selbst wie ein Unrecht vor.

Jauchzend sprang der Knabe auf, tanzte und klatschte mit den Händen und gebärdete sich vor Freude wie toll. Zuletzt bat er, seine geliebten Tiere aufsuchen zu dürfen und eilte in großen Sprüngen davon. Thamar blieb den eigenen Empfindungen und Vorstellungen überlassen.

Sie hätte, wie Joil, vor Freude springen und tanzen mögen, so glücklich fühlte sie sich, und wiederholt betete sie laut ein Dankgebet zu Jeschua, wie zu einem allgegenwärtigen, aber für Menschenaugen unsichtbaren Gott. Wie sündhaft erschien ihr jetzt jener Rabbiner, welchen sie einst, als sie eine der Synagogen besuchte, sehr übel über Jeschua und

seine Lehre hatte urteilen und aussprechen hören, daß des Nazareners Thun und Wirken Teufelswerk sei und daß diejenigen Menschen bis auf Kind und Kindeskind verdammt werden würden, welche der Lehre Jeschuas folgen. Damals war sie von der Besorgnis erfaßt worden, Joil könnte mit der Zeit ein Anhänger der neuen Lehre werden. Sie selbst war dem Rabbi ausgewichen und hatte gesucht, aus ihrem Sinne das Bild des liebevollen, gnädigen, barmherzigen Lehrers zu bannen, und alle Erinnerung an ihn zu ertöten. Wie sündhaft und thöricht war doch all' dieses Bestreben gewesen, hatte sich doch gerade der Rabbi Jeschua als einziger Retter in der Not erwiesen. Ja, sagte sie sich, er müsse ein Gott sein, denn was er ihr gethan, war keine menschliche Hilfe, war eben Gotteswerk.

Nach 12 langen, trüben Jahren war dieser Tag ihr der erste glücklich-frohe!

Abends plauderten Mutter und Sohn in fröhlichster Laune und besprachen allerlei Zukunftspläne. Jetzt, wo sie wußte, daß Simon sich um sie härme, sah Thamar Joils Schicksal in rosigerem Lichte. In glücklichster Ruhe schlief sie ein mit der Absicht, das Werk der Versöhnung mit dem Manne ebenfalls in Jeschuas Hand legen zu wollen.

Mit der Mummerei und Hexerei war es auf immer aus.

Die Karawanenführer, welche beständig den Warentransport zwischen Joppe und Jerusalem vermittelten, freuten sich über die lange Abwesenheit der Grottenhexe und meinten, der Teufel hätte sie endlich geholt.

— Es ist leere Freude, mahnte ein greiser Kameltreiber, ein Teufel holt nicht den andern. Solange die Menschen zurückdenken, hat hier die Hexe gehaust. Mein Vater, der hochbetagt starb, hat sie in seiner frühesten Jugend

gesehen. Das aber wissen alle, daß zu den Zeiten der heiligen Feste, wo des heiligen Gottes Odem durch das Land geht, sich alle bösen Geister in die Hölle flüchten. Sind die Feste in der heiligen Stadt vorüber, dann kommen die Teufelsmächte wieder an das Tageslicht. Auch die Grottenhexe werdet ihr wiedersehen!



X. Kapitel.

Jeschuas Einzug in die Residenz.

Es war an einem Nachmittage, sechs Tage vor dem Beginne des Passahfestes.

Auf dem Priesterhofe des Tempels von Jerusalem war eine Gruppe weißgekleideter Priester soeben damit beschäftigt, das übliche „abendliche" Brandopfer auf dem großen Altar auszuführen.

Die Nähe des Heiligtums, in welchem Gott Jahve seinen irdischen Thron stehen hatte, vermochte nicht den Sinn der dienstthuenden Priester zu einer, der Heiligkeit des Orts entsprechenden weihevollen Stimmung zu bringen. Die Priester verrichteten den rituellen Akt mit geschäftsmäßiger, kalter Routine und waren weit entfernt davon, es als eine Beschimpfung des heiligen Ortes und gottverordneten Aktes zu betrachten, wenn sie während der Opferhandlung miteinander, bisweilen in gar cynischer Weise, scherzten oder stritten, oder Neuigkeiten austauschten, — nur durften die abseits stehenden „Repräsentanten des Volks" von der Unterhaltung nichts hören.

— Ist das heute, trotz der frühen Jahreszeit, eine unausstehliche Sommerhitze, äußerte sich ein älterer Priester, während er ein Stück Fett auf das brennende Holz des Altars warf. Unser Dienst hier am glühenden Altar ist doch, im Grunde genommen, ein recht harter. Wie haben es dagegen die Priester im Augustustempel leicht! Wie viel bequemer und angenehmer ist ihr Dienst doch gegen unsern.

— Du kommst doch nur selten an die Arbeit und jammerst trotzdem! Ich sage dir, guter Hesekiel, bei Verrichtung des dürftigen Augustusdienstes wärest du nicht so feist und dick geworden, wie du es beim Jahvedienste bist. Ich für meine Person möchte nicht tauschen, lebt doch der Mensch nicht von Brot und Früchten allein, sondern ist auch der Fleischnahrung bedürftig. Über den Mangel letzterer dürfen wir nicht klagen, fällt doch uns ein beträchtlicher Teil des Opferfleisches zu. Ja, wäre diese ansehnliche Fleischration nicht, dann hätten wir den ganzen Kultus schon längst umgeformt.

— Mit Unrecht nennst du unseren Teil einen ansehnlichen, bekommen wir denn etwas von den vielen Tieren, die hier im Tempelhofe zu häuslichen, festlichen Mahlzeiten geschlachtet werden?

— Hierin hast du allerdings recht, denn unrecht bleibt es, daß wir unseren Teil nicht auch von den Mahlopfern erhalten. Ich könnte den Mann verehren, der in diese Mahlopfer eine uns günstige Neuerung hineinbringt, und wäre es selbst der Rabbi Jeschua.

— O die Hitze, die Hitze! Welch' herrliche Kühle herrscht dagegen in den schönen heidnischen Tempeln!

— Was haben aber die heidnischen Priester von dieser Kühle, bemerkte lächelnd ein jüngerer Priester. Sehen sie alle nicht abgezehrt aus wie hungrige Bettler? Stellen wir

Jahvepriester nicht einen anderen, kraftstrotzenden Menschenschlag dar? Hier unser Hesekiel ist nicht der einzige, der sich höchst stattlicher Leibesfülle erfreut!

Nein, Männer Gottes, unsre Stellung ist keine schlechte. Die Priester aller übrigen Götterkulte würden bereitwillig mit uns tauschen!

— Ich bin gleicher Meinung. Unsere Lage ist gut und wird noch besser werden, wenn erst der Messias kommt.

— Das ist doch zu voreilig geurteilt. Des Messias Kommen könnte unsere Lage am Ende auch sehr verschlechtern!

— Wir Priester bedürfen keines Messias! Was soll er uns? Eines nur thut uns not — das ist die Aufhebung der Steuerfreiheit der Mahlopfer. Nur das allein fehlt uns noch in unserem irdischen Paradiese.

— Und die Römer?

— Was haben wir uns um die Römer zu scheren. Wir haben es nicht schlecht unter der Herrschaft dieser bestechlichen Welteroberer, dürfen wir doch alles machen, was wir wollen. Diese Freiheit kostet uns nur das Anlegen einer Demutsmaske in ihrer Gegenwart und noch eine verhältnismäßig geringe Menge Goldes aus dem unerschöpflichen Seckel des Tempelschatzes.

— Demutsmaske! — rief unwillig Hesekiel. Wie sprichst du thöricht. Sind wir denn Schauspieler!

— Sind wir es denn etwa nicht? fragte höhnisch der jüngere Priester. Fürwahr, Schauspieler sind wir gleich den griechischen, die bisweilen hier im Theater spielen, nur mit dem Unterschiede, daß wir von dem religiösen Aberglauben des ganzen Volkes, jene aber nur von der zusammengelaufenen schauspiellüsternen Menge, die das Theater füllt, Bezahlung nehmen.

— Und ich bleibe dabei, daß unsere Stellung gut ist und immer noch besser werden kann.

— Du, Abner, siehst die Lage zu morgenrötlich an. Ich dagegen behaupte, daß die Zeiten für uns schlechter geworden sind und noch immer schlechter werden. War die Einnahme am vorjährigen Passahfeste nicht eine gar zu miserable im Vergleich zu derjenigen früherer Jahre?

— Das kam nur durch die zeitweiligen Umtriebe Jeschua's ben Joseph. Ich will einen Herodias wetten, daß am Passahfeste dieses Jahres die Einnahme wieder eine weit bedeutendere sein wird.

— Wo denkst du hin, Asriel! Unglaube und heidnisches Wesen nimmt immer mehr zu! Bedenke, welche winzigen Spenden im Vergleich zu früherer Zeit selbst von sehr reichen Juden des Auslandes heutzutage dem Tempelschatze dargebracht werden. Wie überreichlich flossen dagegen die Tempelgaben in der guten, alten Zeit.

Wahrlich, das Volk wird immer schlechter und dadurch wird auch unsere Arbeit weniger und weniger gewinnbringend. In unseren Tagen kann ein Priester durch einfache Ausübung seines Berufs kein wohlhabender Mann werden. Die Priester bleiben jetzt mittellos. Das Geld strömt nicht mehr in den Tempel, sondern in die große Marktstraße, in die Gewölbe der üppigen, stolzen Kaufherren. Es scheint mir die höchste Zeit zu sein, daß man das Volk wieder ernstlich mit furchtbaren Strafgerichten Jahves schrecke, damit es wieder seine Taschen zum Besten des Tempels öffne.

— Mich däucht, daß an dieser Lage der Dinge der aufrührerische Rabbi viel Schuld trägt. Wenn er nur nicht dem jetzigen Feste in die Quere kommt, wie dem vorjährigen.

— Nun, dieser Befürchtung brauchen wir uns nicht hinzugeben. Der Neuerer ist zu den Heiden gegangen,

würde es als steckbrieflich Verfolgter auch nicht wagen, nach Jerusalem zu kommen, dem Rachen des Löwen, der ihn verzehren würde.

— Und sollte er es thun, so wird er wie ein Passahlamm abgeschlachtet.

— Würdest du von diesem Lamme auch deinen Priesteranteil beanspruchen? fragte lachend Asriel.

— Brrr — Nein! Ich zöge ein Lamm aus dem galiläischen Tieflande vor. Den Nazarener überlasse ich dir.

Während dieser frivolen Gespräche im Kreise der das Abendopfer darbringenden Priester, waren beim Hohenpriester äußerst sensationelle Nachrichten eingelaufen.

Der Stadtsenat von Jericho hatte an den Staatssenat von Judäa Eilboten auf den besten Reitkamelen ausgesandt mit der Meldung, der Messias sei in Jericho aufgetreten, beherrsche die Stadt mit ihrer gesamten Umgebung und hege die Absicht, unter dem Geleit von Tausenden und Abertausenden von erklärten Anhängern gegen Jerusalem vorzurücken. Das Jauchzen und Jubilieren des huldigenden Volkes sei einfach grenzenlos.

Der Hohepriester Joseph erschrak nicht wenig beim Lesen dieser Botschaft, doch bald ging bei ihm die anfängliche Bestürzung in helle Wut über. In seinem elegant ausgestatteten Gemach ging er unruhig auf und ab, dazwischen die Fäuste ballend und mit den Zähnen knirschend. Mit Ungeduld erwartete er das Erscheinen der Senatsglieder, die er zu einer außerordentlichen Sitzung hatte berufen lassen. Dabei war es ihm noch unbekannt, daß die Nachricht von dem Auftreten des Messias in Jericho und von dem Heranrücken desselben gen Jerusalem sich bereits durch die ganze Stadt verbreitet hatte. Und das war so gekommen:

Zum Passahfeste waren bereits Tausende von Pilgern

angelangt, die sich außerhalb der Stadt ihre Zelte errichtet hatten. Die Zeltreihen zogen sich weithin auf der Straße nach Jericho zu. Bei dem ersten, weit über Bethanien vorgeschobenen Zeltlager angekommen, hatten die von argem Durste geplagten Eilboten Halt gemacht und um einen kühlen Trunk gebeten. Zum Danke für die Labung hatten sie die interessante Neuigkeit von dem Auftreten des Messias und seinem bevorstehenden Zuge gen Jerusalem an der Spitze ungezählter Scharen ausgeplaudert. Das was die Eilboten erzählt, ward von Zelt zu Zelt weiter getragen und hatte sich gar bald in ganz Jerusalem verbreitet. Auf den Straßen und Plätzen und Dächern rief einer dem andern die Kunde zu, der Messias der Juden sei in Jericho erschienen, vom Volke in jubelnder Huldigung empfangen und werde wohl schon am nächsten Tage in aller Herrlichkeit seinen Einzug in Jerusalem halten.

Zwei Stunden nach Ankunft der Eilboten langte eine kleine Karawane aus Jericho an, welche die Mitteilung der Eilboten bestätigte.

Die Aufregung der Stadtbevölkerung von Jerusalem war unbeschreiblich groß. Der handeltreibende Teil war höchst aufgebracht über das unzeitige Erscheinen des Messias, von dem er, nicht mit Unrecht, eine Beeinträchtigung oder Störung des Handels befürchtete, hatten doch alle Kaufleute sich bestens zum Passahmarkte mit Waren versehen. Der größere Teil der Bevölkerung aber jubilierte laut.

Inmitten des niederen Volkes kam es zu tollen Ausbrüchen des Enthusiasmus. Die höheren intelligenten Schichten waren nichts weniger als angenehm betroffen, sogar in gewisse Angst versetzt hinsichtlich Wahrung der eigenen Interessen gegenüber einer staatlichen Situationsveränderung. Die entstandenen Befürchtungen legten sich indessen, als eine am

Abend neuangelangte Karawane ausführlichere Nachrichten brachte, aus denen es sich ergab, daß der neuproklamierte Messias der allbekannte Rabbi Jeschua ben Joseph aus Nazareth sei, welcher jüngst den Lazarus von Bethanien vom Tode erweckt habe. Es hätten sich in Jericho große Scharen von Festpilgern angesammelt und wären im Begriff gewesen sich zur Reise nach Jerusalem zu einer großen Karawane zu vereinigen. Gerade zu dieser Zeit wären einige Jünger des Rabbi Jeschua in die Stadt gekommen und hätten gemeldet, es folge ihnen auf dem Fuße ihr Meister, der wunderbare Mann, der vom Himmel herabgekommen sei, der wirkliche, längsterwartete Messias! Als die Festpilger solche Mitteilung vernommen, seien sie zusammen mit zahlreichen Städtern dem Messias entgegen gezogen und hätten ihn sodann in großem Triumphe in die Stadt geleitet. Der Messias sei im Hause des römischen Oberzollamtsvorstehers Zebedäus abgestiegen. In Jericho rüste sich jung und alt, um im Gefolge des Messias den Einzug in Jerusalem mitzumachen. Schon am nächsten Tage habe man die Ankunft zu erwarten.

— Der Agitator setzt seinem Werke die Krone auf: er beabsichtigt eine große politische Demonstration in Szene zu setzen und hat sich demnach entschlossen, in Aktion zu treten — das war das Urteil in senatorischen Kreisen.

— Endlich erscheint der Heißersehnte! Gesegnet seien die Leiber unserer Eltern, daß sie uns zu dieser Zeit geboren haben — urteilte man in den niederen Volksschichten.

Die ärmeren Volksklassen jauchzten; ein Teil identifizierte den Heranziehenden mit der Person Jeschuas, ein anderer hielt den Messias für ein Wesen ganz anderer Herkunft. In Schriftgelehrtenkreisen verhandelte man über die Frage, ob es, der Schrift gemäß, möglich sei, daß der Messias zuerst in Jericho auftrete? Gegen das Volksdogma war dieser

geographische Umstand eben nicht. Das Volksdogma stellte nur auf, daß der Messias, an der Spitze himmlischer Kriegslegionen aus den Wolken herabkommen, die Welt erobern und sofort ein Zeitalter paradiesischen Wohllebens, paradiesischer Glückseligkeit für das Volk der Juden ins Leben rufen werde, um dieses, zur Zeit so gedrückte Volk zu Herren über alle Völker des Erdenrundes zu machen. In der Schrift fand sich keine Angabe, daß der Messias sich unbedingt in Jerusalem vom Himmel herablassen werde, somit könne solches sehr wohl in Jericho geschehen. In den Volksschichten, welche die ganze Last des Steuerdrucks zu tragen hatten, interessierte man sich fast gar nicht für die religiöse Seite der Sache; der Messias, einerlei ob es Jeschua oder ein anderer sei, sollte eben dem Volke eine politische und, was noch wichtiger war, eine soziale Befreiung bringen. Solch' einem Messias würden sie bereitwillig zujauchzen und huldigen.

Bis spät in die Nacht hinein machte sich eine sehr verstärkte Bewegung in den Straßen bemerkbar. Überall sah man die Leute lebhaft gestikulieren und debattieren, Nachrichten empfangen und austauschen, wobei es natürlich an selbsterfundenen phantastischen Zusätzen nicht fehlte, welche ihrerseits, bei Weitergabe von Mund zu Mund, reichere Ausschmückung fanden.

Bei der allgemeinen Aufregung kam auch der versteckte Haß des Volks gegen die Römer ans Licht. Patrouillen der Garnison wurden von den Dächern aus mit Schimpfreden begrüßt, einzelne Soldaten der Besatzung wurden insultiert.

Aber auch Senatoren und Schriftgelehrten ging es nicht besser. Auch sie mußten mancherlei Hohn und Schimpf ertragen, ihre Trabanten, Fackel- und Sänftenträger, welche stets sehr rücksichtslos gegen das Publikum vorzugehen und mit Schlägen und Püffen nicht zu geizen pflegten, mußten

heute bei dem starken Gewühl viel Drangsal erdulden und thätliche Ausschreitungen des Plebs ruhig hinnehmen.

Noch vor Beginn der Senatssitzung hatten die Senatoren die sensationelle Neuigkeit erfahren. Die Versammlung war daher in höchster Erregung und meist voll unbeschreiblicher Erbitterung gegen den „religiösen Rebellen". Die Landesväter schrieen durcheinander und machten sich gegenseitig Vorwürfe, nicht schon früher darauf bestanden zu haben, den Agitator Jeschua auf immer verschwinden zu lassen. Man klagte laut, daß, wenn der falsche Messias mit seiner Bande Jerusalem betreten werde, es unfehlbar zu einem großen Volksaufruhr kommen werde, daß damit auch das Fest verhindert oder vollständig sistiert werde, zu dem doch so viele Tausende braver Israeliten aus den entferntesten Winkeln der Erde angelangt seien. Diese Leute würden wohl kaum zum zweiten Mal eine so weite und kostspielige Reise nach Jerusalem riskieren. Die Tempelkasse würde einen beträchtlichen Ausfall an Einnahmen haben; schließlich würde Mord und Totschlag auf den Gassen herrschen und mit allgemeiner Ausplünderung der Reichen und Wohlhabenden enden. Einer solchen Kalamität müsse man unter allen Umständen vorbeugen. Man müsse eben alles nur mögliche thun, um den Einzug des falschen Messias in Jerusalem zu verhindern.

— Das einfachste ist, den Empörer in der Steinwüste zwischen Jericho und Jerusalem totzuschlagen, rief jemand.

— Ja, ja, fürwahr, umbringen, töten — das ist das gescheiteste, ließen sich auch andere Stimmen vernehmen.

Simons Vorschlag, doch erst das Verhalten des Rabbi Jeschua abzuwarten, war bei dem allgemeinen Lärm unbeachtet geblieben. Der Senator erneuerte nicht den Vorschlag, in der Befürchtung, daß eine Parteinahme zu gunsten Jeschuas nur noch mehr Zündstoff in die Flamme allgemeiner

Erregung gießen würde; erfaßt von der Besorgnis, es könnte in der That in der berüchtigten Steinwüste dem Rabbi ein Unglück passieren, wandte er sich im Flüsterton an Nikodemus, der neben ihm saß, und fragte:

— Liebwerter Genosse, was meinest du, wird es ihnen am Ende nicht doch gelingen, den erhabenen Meister zu töten?

Nikodemus verharrte im Nachdenken. Endlich erwiderte er:

— Ist der Meister wirklich ein Sohn Gottes, so kann ihn keine menschliche Tücke treffen.

Simon beruhigte sich und folgte nur mit halber Teilnahme den weiteren Verhandlungen, die eine sehr ernste Wendung nahmen, als zwei verspätete, so eben eingetretene Senatoren mitteilten, daß der städtische Plebs außer Rand und Band sei und jeden besser Gekleideten insultiere, daß römische Soldaten mit verfaulten Eiern und Oliven beworfen seien und daß es unbedingt zu einer blutigen Kollision des Volkes mit der Soldateska kommen würde.

— Das ist ja eine verzweifelte Lage, jammerte der alte Ananos. Wissen wir doch alle, daß Rom nur eine selbst geringe Handhabe sucht, um dem Lande auch den letzten Rest der verbliebenen Selbstverwaltung zu rauben. Wehe dem Übelthäter, der eine solche fatale Lage der Dinge heraufbeschworen hat!

— Die Lage ist allerdings eine schlimme, äußerte sich auch der Chef der Landespolizei. Bei der hochgradigen Erregung des Volkes können wir, selbst auch mit unserer gesamten Tempelmannschaft, Kollisionen des Volkes mit den römischen Söldnern nicht vorbeugen. Vielleicht wäre es das zweckmäßigste, mittelst Verteilung einer größeren Summe Geldes die dienstthuenden Soldaten gegen Ausfälle des Plebs nachsichtiger zu stimmen.

Es wurde viel hin und her gesprochen. Nur der Prä-

sident schwieg. Er schien einen wichtigen Gedanken zu erwägen. In seinem Gesichte lag ein finsterer Ausdruck; die Lippen waren fest zusammengekniffen.

Endlich gebot er Ruhe und sprach zur Versammlung:

— Jedem von uns ists klar, daß der Senat seinen Charakter als regierende Landesmacht verlieren muß, sobald er seine Unfähigkeit bezeugt hat, Herr eines Volksaufstandes zu werden. Die Bewegung von Jericho her muß auf der Hälfte des Weges zum Stillstand gebracht, der Rädelsführer aufgegriffen werden. Die ruhigen Festpilger lasse man dann weiter nach Jerusalem ziehen, treibe aber die unruhigen Volkselemente nach Jericho zurück. Dazu bedürfen wir jedoch der römischen Macht, schon um unsere eigene Tempelmannschaft nicht in den Augen des Volks herabzusetzen; auch könnte man, sollte die Angelegenheit schief ablaufen, alle Schuld auf die Römer schieben.

Wir müssen also den Prokurator unter Anführung plausibler Gründe um die Absendung einer Kohorte Soldaten bitten, sofort aber, da Eile not thut, eine Deputation mit der betreffenden Bitte an den hochmütigen Römer senden.

Der Vorschlag fand allseitigen Beifall und bald waren einige der redegewandten und einflußreichen Glieder des Senats als Deputierte erwählt. Dieselben machten sich auch sofort an die Erledigung ihres Auftrags.

Während die Zurückgebliebenen lebhaft weiter debattierten, ließen sich die Erwählten durch abgelegene Gassen zur Königsburg tragen, mußten aber geraume Zeit vor dem großen Thore warten, bevor ihnen die Passage in den Schloßpark gestattet wurde. Danach warteten sie noch eine lange Zeit am Fuße der Freitreppe, bevor es dem schlechtgelaunten Prokurator beliebte, sich auf der Treppenterrasse zu zeigen.

Die Delegierten trugen mit ziemlich großem Selbstbewußtsein ihr Anliegen vor. Mit nicht ungeschickter Darstellung der Situation wiesen sie nach, daß bei der beabsichtigten Aufhebung des revoltierenden Nazareners die Interessen des römischen Staates und des judäischen Senats die nämlichen seien und sich vollständig deckten; daß ferner durch das Erscheinen eines Aufrührers unter der falschen Maske eines Messias die autonom-geistliche Verwaltung des Landes ebenso hart getroffen werde, wie die römisch-politische Administration. Der Volksaufruhr wäre eigentlich schon ausgebrochen, das Volk hätte bereits begonnen, wackere Soldaten der Garnison zu beschimpfen. Der Aufruhr könne aber noch leicht im Keime erstickt werden und zwar leichter durch die mehr Autorität besitzende römische Garnison als durch die Tempelmannschaft, die nicht sonderlich vom Volke gefürchtet werde. Die militärische Macht müsse unbedingt den Aufrührer auf immer unschädlich machen. Aus diesen Gründen, im Interesse sowohl des römischen Staats wie der judäischen Landesbehörde bitte der Senat, ihm eine Kohorte Soldaten gegen den ruchlosen Empörer zur Verfügung zu stellen, der als falscher Messias das ganze Land gegen die römische Herrschaft aufhetze.

Während solcher Auseinandersetzungen spielten sich in den Gesichtszügen des Prokurators Hohn, Stolz, zuletzt Zorn ab.

In höchst beleidigendem Tone fragte Pontius, wie lange bereits die Juden auf ihren Messias warten und ob schon früher falsche Messiasse aufgetreten seien?

— Etwa 1000 Jahre, antwortete der Polizeihauptmann und fügte hinzu, es hätten sich bereits früher verschiedene Leute für den erwarteten Messias ausgegeben.

— Nun, dann wird sich euer Volk bereits an das Erscheinen von dergleichen Usurpatoren gewöhnt haben, sprach

Pontius höhnisch. Von dieser Seite her liegt also kein Grund zur Befürchtung. Ihr lieben Männer, wartet nur getrost noch weitere 1000 Jahre und dann weiter bis in alle Ewigkeit: euer wirklicher Messias wird nie erscheinen. Mit dieser albernen Mähr kommt mir nicht wieder vor die Augen. Wir Römer haben weder wirkliche, noch falsche Messiasse zu fürchten.

Die Delegierten, die sich auf solche Abweisung nicht gefaßt gemacht hatten, steckten mit Ingrimm den Hohn ein, begannen aber von neuem bestmöglichst auseinanderzusetzen, wie die beiderseitigen Interessen Roms und Judäas durch die in Jericho entstandene Volksbewegung gefährdet wären, da der Revolutionär sich für einen Sohn Gottes ausgebe. In hellem Zorn brauste nun Pontius auf.

— Wie wagt ihr es — rief er mit Donnerstimme — wie wagt ihr es mir gegenüber von der Gleichartigkeit der Interessen zu sprechen? Knechten gebührt es nicht, sich auf eine Bank neben den Herrn zu setzen! Ich kenne nur römische Interessen und mag von euren jüdischen, die mir gleichgültig sind, nichts und niemals mehr etwas hören!

Ihr sprecht, ein gewisser Rabbi spiele die Rolle eines Sohnes eures jüdischen Gottes. Hierin liegt kein Verbrechen. Göttersöhne kommen in allen Religionen und bei allen Völkern vor. Will denn eure mosaische Religion eine bessere oder schlechtere sein? Persönlichkeiten angeblichen himmlischen Ursprunges müssen als Thoren oder Phantasten, nicht aber als Verbrecher beurteilt werden!

Es kann nicht wahr sein, daß Söldner der römischen Garnison sich haben beschimpfen lassen; solches glaube ich nimmermehr, denn ich habe der Mannschaft den strengsten Befehl einschärfen lassen, bei der geringsten Beschimpfung seitens der Bevölkerung, sei es wo es sei, sofort das Schwert

blank zu ziehen und einzuhauen, ohne jegliche Rücksicht darauf, ob bei solchem Blutbade die Schuldigen allein oder auch Unschuldige mit ihnen getroffen werden. Daß ich aber mich nie scheuen werde, euer und eures Volkes Blut zu vergießen, dessen solltet ihr doch stets bewußt bleiben seit jenes Falles, da ich selbst innerhalb des Tempels revoltierende Galiläer niedermetzeln ließ.

Kommt aber der falsche Messias, das Schreckgespenst, mit dem ihr das Volk in geistiger Knechtschaft haltet, — kommt er mit Kriegsmacht herangerückt, dann werde ich thun, was meine Pflicht mir gebietet. Kommt er aber mit einem Haufen unbewaffneten Volkes, so lasse ich dem Gaukelspiele offene Bahn. Gegen unbewaffnete Scharen gebe ich meine Soldaten nicht her. Für alle Unordnungen, die etwa eintreten, mache ich den Senat verantwortlich, hat er doch seine bewaffnete Ordnungsmannschaft. Ich habe gesprochen!

Nach stolzer Handbewegung kehrte Pontius den Senatoren den Rücken und trat in das Innere des Schlosses, gefolgt von seinen Ordonnanzen. Wie erstarrt richteten die Senatoren noch immer ihre Blicke auf die Freitreppe, die bereits im Dunkeln lag.

Wie in aller Welt hatte es der Römer gewagt, eine solch' himmelschreiende Beschimpfung der edlen hohen Körperschaft anzuthun, die für das Wohl des Landes sorgte!

Die edlen jüdischen Senatoren hätten den Römer lebendig in kleine Stücke zerreißen mögen, verstanden aber die Äußerungen ihrer inneren Wut vorsichtig zurückzuhalten, da hinter den Bäumen des Parks Lauscher stecken konnten.

Nur einzelne kreischende Laute waren hörbar, in welchen sich der Wutschrei gekränkten Stolzes, erbitterten Hasses und glimmenden Rachegefühls gegen den Römerhochmut erstickte. Die Abgeordneten eilten, ohne weiter miteinander zu reden,

zu ihren vor dem Thore zurückgelassenen Sänften, in welchen auf dem Rückwege jeder nach Belieben seinem Unmute freien Lauf lassen konnte.

Als sie, in die Senatsversammlung zurückgekehrt, über den Mißerfolg ihrer Sendung berichteten und von der schimpflichen Behandlung seitens des Prokurators und von seinen Äußerungen erzählten, geriet die Versammlung in solche Entrüstung, daß gegen den Prokurator und das ganze hoffärtige Römerregiment laute Verwünschungen ausgestoßen wurden.

— Fast möchte man wünschen, daß der wirkliche Messias in Jericho erschienen sei, da es Zeit geworden, die verdammten Römer wie giftige Skorpione zu vertilgen.

— Der Prokurator hat offenbar hinterlistige und tückische Absichten, sonst wäre er unserem Bestreben, einen Volksaufruhr im Keime zu ersticken, entgegengekommen.

— Seine verruchte Seele lechzt nach Blut. Seinen faulen Soldaten will er Arbeit geben.

— Bei Volksaufläufen läßt sich gar herrlich rauben und plündern, wobei auch für den Prokurator manches abfällt.

Es war dieses alles in bissigstem Hohne gesagt worden.

Der greise Eleasar war dem Weinen nah und jammerte:

— Er wird uns, die Glieder des Senats, zur persönlichen Verantwortung für alle Ausschreitungen der Volksmassen ziehen. Unser Leben, unser Vermögen steht auf dem Spiele! Wehe Israel, daß es so weit gekommen!

— In der That, unsere persönliche Lage ist eine sehr heikle und ernste. Rom pflegt bei allen Volksunruhen die Reichen und Vermögenden für die Unthaten des Plebs zu strafen. Ausschreitungen sind aber morgen unzweifelhaft zu erwarten, wenn die von dem Rebellen Jeschua enthusiasmierten Banden in die Stadt dringen. Sollten wir den verfluchten

Prokurator nicht mit einer erneuten Bitte um militärische Unterstützung angehen?

— Gebet ihm dazu Gold, gleißendes Gold, nach welchem er so lüstern ist. Das wird seinen Blick für die gegenwärtige Lage schnell klären.

— Niemand von uns mag sich einer neuen Verhöhnung aussetzen. Das Gold wird der Unersättliche nehmen und den früheren Bescheid geben. Auf diesen tückischen Römer ist ja kein Verlaß.

Ein jüngerer Senator trat mit neuem Vorschlag auf.

— Ich bin jüngst erst von Reisen durch viele Länder der Welt zurückgekehrt mit reicher Erfahrung, die ich dort gemacht. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, daß Volksagitation ebenso wie manches andere Geschäft oder Gewerbe betrieben wird und mitunter einträglicher, als ein kaufmännisches Geschäft ist. Mein Vorschlag geht dahin, dem Rabbi eine hohe Summe zu bieten, damit er auf immer das Land verläßt. Erkäuflich ist jeder, verschieden ist nur die Höhe der Bestechungssumme.

— Dein Vorschlag paßt nicht für unsere Verhältnisse. Du kennst nicht den Fanatismus des Mannes, der die jetzige Bewegung hervorgerufen, erwiderte trocken der Hohepriester.

— Da der Prokurator uns die Hilfe versagt, bleibt uns nichts anderes übrig, als mit der eigenen Tempelmannschaft hinaus zu ziehen, äußerte sich der Tempelhauptmann.

— Das ist vollständig unzulässig, rief der Hohepriester laut in die Versammlung hinein. Die Beseitigung des Aufrührers darf nur durch römische oder heidnische Hände geschehen, nicht durch jüdische, und der Senat muß dabei gänzlich aus dem Spiele bleiben, um nicht möglicherweise den Unwillen des Volkes auf sich zu ziehen, was zu Folgen führen könnte, welche jetzt gar nicht vorauszusehen sind.

Es trat eine längere Pause in der Verhandlung ein. Niemand wußte, was nun zu unternehmen sei.

— Aber was sollen wir denn beschließen, denn etwas muß doch geschehen, wandte sich Eleasar an Joseph. Was ist denn deine Meinung, Hoherpriester?

— Ich halte dafür, daß wir heute noch keine Entscheidung treffen, sondern erst das Erscheinen des falschen Messias abwarten und beobachten, welche Stellung der Prokurator zu ihm nimmt. Am Ende nimmt der Römer gar Partei für den Rebellen, um uns zu stürzen. Bei dem ist alles möglich.

Die Herren machten zwar lange Gesichter, gaben aber schließlich zu, daß eine abwartende Stellung bei der augenblicklichen Situation das am ehesten angezeigte sei.

Obwohl der Hohepriester Joseph diese Meinung geäußert, war er doch fern davon, sie für eine richtige zu betrachten; sie sollte nur seinen geheimen Plan vor dem Gesamtkörper des Senats verdecken. Ins Vertrauen zog er nur den Tempelhauptmann, dessen Beihilfe er unumgänglich bedurfte.

Als die Senatoren zu später Abendstunde in ihre Wohnungen heimkehrten, konnten sie sich davon überzeugen, daß die Bevölkerung sich immer noch nicht beruhigt hatte. Auf den Dächern und in den Häusern waren die Lampen und Fackeln noch nicht verlöscht, auf den Straßen war überall noch eine ungewöhnliche Bewegung.

„Es ist etwas Gefahrdrohendes im Anzug; es gährt im Volk" gestanden sich die Landesväter und verbrachten die Nacht unter sorgenvollem Wachen oder unruhigem Schlafe.

Es war indessen keine Verschwörung, keine politische Gährung! Daß morgen der Messias erscheine — nur dieser Gedanke ließ das Volk nicht in gewohnter Weise die Ruhe suchen. Man verhandelte tief in die Nacht hinein über die

nächste Zukunft und erschöpfte sich in mehr oder weniger phantastischen Voraussetzungen über das, was der nächste Tag bringen werde.

Der Prokurator hatte als energischer, umsichtiger Administrator die Thorwachen verstärken und die Thore früher denn gewöhnlich schließen lassen, wodurch natürlicherweise der Verkehr der Städter mit den vielen Tausenden von Festpilgern, die außerhalb der Stadtmauern lagerten, zeitweilig sistiert wurde.

Auch hier, außerhalb der Stadt, kamen die Leute auf den Lagerplätzen nicht so bald zur Ruhe. Auch hier verhandelte man mit gleicher Lebhaftigkeit über die Ankunft des Messias und sprach die verschiedensten Vermutungen aus. Hier berechnete man die Stunde der Ankunft des Gefeierten, dort sprach man Verwünschungen gegen den Senat aus, welcher, dem laufenden Gerücht nach, das Erscheinen des heiligen Messias zu verhindern suche.

Wer den heiligen wunderthätigen Rabbi kannte und von dessen steckbrieflicher Verfolgung wußte, freute sich, daß derselbe dem Senate kühn die Stirne biete und Acht und Bann desselben für nichts achte.

— Wenn wir morgen erst die Römer zu Paaren getrieben haben, machen wir auch dem Senate den Garaus, rief ein robuster Idumäer der Gruppe seiner Landsleute zu.

— Wird das morgen ein Freudenleben werden, wenn der Messias kommt, jauchzte ein armer Hirte auf, der seine magere Gemüsesuppe im vom Hause mitgebrachten kleinen Kessel kochte. Mir hat man erzählt, daß der heilige Jeschua, der jetzt als Messias zu uns kommt, aus einem Pfunde Brot oder Fisch Hunderte von Pfunden gemacht und eitles Wasser in kräftigen Wein verwandelt habe. Nun, wer solches thun kann, vermag auch aus allen diesen umherliegenden Steinen

Gold und Silber zu machen und jedem zu geben, soviel er davon nur wünscht. Damit wird man sich alles Erwünschte kaufen können. Um das ganze Volk satt und reich zu machen, wird es nur eines Wortes des Heiligen bedürfen.

Ein Bäuerlein, das einmal von einem Soldaten schuldlos mißhandelt worden war, schlug sich vergnügt in die Hände und rief:

— Wie freue ich mich, Römlinge als Sklaven unter meine Hände zu bekommen. O — ich werde sie hart den Pflug ziehen lassen und sie dabei peitschen, daß ihr Blut, Tropfen auf Tropfen, den Acker düngen soll.

— Guter Freund, mit den Römern ist es ein eignes Ding: sie haben eine gar gewaltige Macht.

— Du bist, Zweifler, ein schlechter Israelit. Wie kannst du nur an der größeren Macht des Messias zweifeln! Wer Lazarus und andere Menschen hat aus dem Tode erwecken können, der vermag auch mit demselben Machtworte alle israelitischen Krieger von Mosi, Josuas und Davids Zeiten an ins Leben zu rufen und mit ihrer Hilfe die Römer ganz auszurotten oder in Sklavenketten zu zwingen.

— Wenn aber soviel tausend Krieger erscheinen, gehen wir vielleicht unseres Beuteteils verlustig?

— Die Beute wird für alle genügen, sie wird unermeßlich sein.

Bedrückt fragte der Hörige eines sidonischen Großhändlers:

— Werden wir armen Sklaven auch etwas erhalten?

— Kein Jude wird dann Sklave sein, denn der Messias wird die Völker der Erde den Juden als Sklaven zuteilen. Jeder von uns Israeliten wird König oder Fürst oder Statthalter werden und alle Steuern und Zölle erhalten.

— Ei, dann baue ich mir einen gleichschönen Palast

mit herrlichen Gärten und Teichen, wie die Herodier in Jericho besitzen. Wird das ein Leben wie im Paradiese sein!

— Und ich kaufe mir die schönsten Sklavinnen und Tänzerinnen und halte Spielleute, daß die Fröhlichkeit in meinem Hause nie verstumme. O, wäre der Messias doch schon hier!

— Aber nun, Freunde, laßt uns die Ruhe suchen, damit wir morgen früher als alle anderen unter die Augen des königlichen Messias kommen und damit seine besondere Gunst gewinnen.

— Ja, laßt uns ruhen. Morgen möchte ich nicht in der Haut eines Römers oder Römlings stecken. Die Herren sollen den morgenden Tag in alle Zukunft nicht vergessen. Die Zöllner aber, alle, schlagen wir ans Kreuz.

Mit solchen Hoffnungen und Erwartungen rüstete sich das jüdische Volk zum Empfange seines Messias.

Nur ein unendlich kleiner Teil des Volkes gab sich weniger materialistischen Hoffnungen hin. Die Intelligenz leugnete die Echtheit des angekündigten Messias. Niemand aber vermochte sich in den Gedanken hineinzufinden, daß der Charakter des messianischen Reichs nur ein himmlischer, ein geistiger sei und sein könne.

Am nächsten Morgen[1]) war Jerusalem schon von frühester Stunde an in voller Bewegung. Unaufhaltsam drängte das niedere Volk zu den Thoren hinaus auf den Weg nach Jericho.

Beim Plebs schienen die Erwartungen während der Nacht noch kühner, die Hoffnungen noch anspruchsvoller geworden zu sein. Er glaubte allen Ernstes, daß der Abend unter ungebundenster Schwelgerei und Schlemmerei zugebracht

1) Am Montage der Karwoche.

werden würde. Gegen alles, was reich und vornehm erschien, trat er mit ostentativer Frechheit auf. Wo Pharisäer und Schriftgelehrten, kenntlich an ihrer besonderen Tracht, sich zeigten, wurden sie mit faulen Gegenständen beworfen und mit Spottbezeichnungen, „verdammtes Otterngezücht“ und dergleichen, verfolgt. Urkräftige, aramäische Schimpfworte ergossen sich auch über die römischen Mannschaften, die zum Wachtdienste an die Thore herbeizogen oder von denselben in die Garnison zurückkehrten.

Einige besonders kluge Köpfe beobachteten unablässig den Himmel, ob an demselben nicht Punkte oder Wölkchen als Anzeichen sichtbar würden, daß die himmlischen Legionen sich zu sammeln beginnen. Leider prangte das spiegelklare Firmament in schönster Frühlingsbläue. Allen erschien es natürlich, daß der Einzug des Messias in die alte, heilige Davidsstadt unter großem Heerbanne erfolgen müsse und daß man Gelegenheit erhalten werde, die alten Helden und Gottesmänner im nächsten Gefolge zu sehen, den Moses und Josua, die Richter und Könige, die Propheten und Weisen Israels. Daß große Wunderthaten verrichtet werden würden, war allen zweifellos.

Nur die obersten Schichten der Bevölkerung verhielten sich der Bewegung gegenüber auch heute noch sehr reserviert. Die Mehrzahl der Senatoren hatte sich in den Sitzungspalast begeben. Von Stunde zu Stunde brachte man ihnen Bericht über den Stand der Dinge. Besondere, vom Hohenpriester ausgesandte Agenten spähten auf den Hauptstraßen und Plätzen herum, ja selbst vor den Thoren der Stadt.

Vor den östlichen Thoren der Stadtmauer hatte sich ein wahres Jahrmarktstreiben entwickelt, und die ambulanten Händler, Wasser- und Fruchtverkäufer, Hausierer und Eßwarenhändler machten gute Geschäfte, denn sorglos ver-

schleuderten die Leute ihr letztes Geld, von der Zuversicht verführt, daß am Abend des Tages die Gürteltaschen eines jeden mit Gold und Silber gespickt sein würden.

Überall herrschte eine ausgelassene Fröhlichkeit, wie sie noch nie im heiligen Lande dagewesen war. Der letzte Lepton wurde leichten Herzens für einen weingewürzten Schluck Wassers hingeworfen.

Auf der Straße nach Jericho waren alle Bergabhänge und Straßensäume, sogar weit über Bethanien hinaus, dicht mit Volksmassen besetzt. Viele Leute hatten ihren Platz schon während der Morgendämmerung eingenommen und hielten wacker der Sonnenhitze und dem Gedränge stand.

Viele Stunden vergeblichen Wartens waren bereits vergangen.

Geduldig schluckten die Wartenden den dicken, von der Volksmenge aufgewirbelten Staub, geduldig ertrugen sie die Tagesglut. Alle waren der festen Ueberzeugung, daß jeder für seine am heutigen Tage ausgestandenen Plagen in entsprechender Weise reichlich am Abende würde entschädigt werden.

Einige Schlauköpfe waren über Bethanien hinaus dem Erwarteten weit entgegengeeilt, um als die Ersten ihm zu huldigen und durch ihren Eifer seine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

In tiefster Nacht war eine Schar der kräftigsten und zuverlässigsten, zu jeglicher Halsabschneiderei bereiten Tempelsoldaten heimlich aus der Stadt ausgezogen, um sich, Jericho zu, in der Steinwüste in Hinterhalt zu legen. Der Tempelhauptmann hatte auf Geheiß des Hohenpriesters diese Leute heimlich in die Tracht idumäischer Landleute gekleidet, um dadurch ihren Charakter als Tempelsoldaten zu verdecken. In der Rolle idumäischer Räuber sollten sie sich auf die Pilger-

karawane stürzen und im Tumulte Jeschua zu töten suchen. Das war des Hohenpriesters geheimer Anschlag, den er vor den übrigen Senatoren verbarg.

Niemand ahnte es, daß Jeschua schon am Tage vorher — am Sonntage — in Bethanien angelangt war. Am Freitage in Jericho eingetroffen, hatte er den Sonnabend, an welchem Tage er, um nicht gegen das Gesetz der Sabbatruhe zu verstoßen, nie Reisen machte, im gastlichen Hause des Chefs des örtlichen Oberzollamts verbracht, hatte sich sodann, um weiteren Volksdemonstrationen aus dem Wege zu gehen, am Sonntage in aller Frühe von Jericho aus auf den Weg gemacht und war, nur von seinen Jüngern begleitet, unbeachtet in Bethanien angelangt.

Seit dem Eintritt des Meisters in das Haus des Lazarus, blieb letzteres für jedermann verschlossen. Die Fensteröffnung war von innen mit Brettern verlegt, die Thür öffnete sich niemandem. Die nächsten Nachbarn wunderten sich dessen nicht, denn seit seiner Auferweckung von den Toten war Lazarus schier bis zur Verzweiflung von neugierigen Leuten belästigt, die gekommen waren, ihn zu sehen und auszuforschen.

So blieb des Lazarus Haus auch am zweiten Tage nach dem Sabbat (Montage) für jedermann verschlossen, obgleich unzähligemal an die Thür gepocht wurde, denn im Dorfe hatte sich viel Volks in der richtigen Voraussetzung angesammelt, daß der heranziehende Messias daselbst Halt machen würde, um sich vor dem Einzug in Jerusalem noch eine kleine Erholung zu gönnen.

Äußerlich erschien des Lazarus Häuschen wie ausgestorben. In seinem Innern aber, im kühlen Raume, bei angenehmem Dämmerlichte, saß auf grober Matte der Gottgesandte, umgeben von seinen Jüngern und Hausgenossen,

und redete, unbekümmert des Volkslärmes, Worte tiefer Weisheit, die den Zuhörern freilich erst später verständlich wurden.

Die Mittagszeit war vorüber. Bereits wehte von der Meeresküste her der täglich eintretende Westwind, welcher die Nachmittagsstunden angenehm kühlend zu machen pflegt.

Das Volk, unter welches sich einige neugierige Senatoren, freilich in schlichte Gewänder gekleidet, gemischt hatten, war bereits vom Warten müde; teils lag es matt unter den am Wege blühenden Fruchtbäumen, teils war es in zielloser Bewegung auf der staubigen Heerstraße beschäftigt.

Schon hatte die Erwartung ihre höchste Spannung erreicht, als die den Stadtmauern zunächst gelagerten Menschen zwischen den Kuppen des Ölbergs, auf der Straße nach Bethanien, eine unzählbare, näher und näher rückende Menschenmenge gewahrten, aus der es in vieltausendstimmigem Rufe herüberschallte: der Messias, der Messias!

Alles erhob sich und wiederholte seinerseits den Ruf: der Messias, der Messias!

Die Aufregung war unbeschreiblich groß. In diesem Momente dachten die wenigen anwesenden Glieder der regierenden Klasse an ihr gefährdetes Regiment und zitterten für ihre dominierende Stellung im politisch-sozialen Staatsorganismus von Judäa. Den niederen Klassen dagegen war es nur um Festlichkeiten und Gnadenspenden zu thun, denn ohne solche konnte man sich nicht den Eintritt des Messias in das ererbte Davidische Königsamt vorstellen. Die Aussicht auf nie dagewesene Gnadenbezeugungen brachte das Volk in eine beispiellose Exaltation. Jung und Alt, Mann und Weib jauchzten dem Messias zu, ohne noch seiner gewahr worden zu sein.

Als die Volksmasse, welche sich der Stadt zuwälzte,

den Abhang des Ölberges herabzusteigen begann, wurde in ihrer Mitte die Gestalt eines Reiters sichtbar. Das war der Messias, Jeschua ben Joseph.

Die Volksmasse, welche ihn umgab, befand sich im Zustande höchster Ektase. Frauen, Männer, Kinder klatschten in die Hände, sprangen und drehten sich, tanzten und tänzelten wie Irrsinnige. Viel hundertmal schrieen sie einen Vers nach, der soeben von einem wandernden Improvisator ausgerufen war: Sieg und Ruhm dem Könige aus Davids Stamme.

Unter diesem Rufe zog nun die Menge dahin.

Es währte nicht lange, als von einer andren Seite ein andrer improvisierter Ruf erklang: Wir grüßen das wiederkehrende alte Davidsreich. Sieg und Ruhm demselben aus des Himmels Höhen.

Gleichsam von selbst hatte sich die volle Strophe des Volksgesanges formiert und dieser letztere nahm von selbst die landesübliche Form des Wechselchors an, wobei die Körper der Singenden, ohne äußeren Antrieb, gewohnheitsmäßig in rhythmische Bewegungen gerieten. Zum Jubelgesang gesellte sich somit der Reigentanz.

Und immer lauter ließ der erste Chor seinen Sang erschallen: „Sieg und Ruhm dem Könige aus Davids Stamme.“

Und jubelnd fiel der zweite Chor ein: „Wir grüßen ihn, der da kommt im Namen des Herrn.“

Von neuem sang der erste Chor: „Wir grüßen das wiederkehrende alte Davidsreich.“

Und der zweite Chor schloß seinen Gegensang mit den Worten: „Ruhm und Sieg demselben aus des Himmels Höhen.“

Einige Männer, welche für Volksversammlungen ihre Spielinstrumente stets mitzuführen pflegten, thaten sich zu-

sammen und schlugen nun, wie landesüblich, in den Pausen des Wechselgesanges Pauke und Zymbal, Tamburin und Triangel, damit gleichsam den Takt zur rhythmischen Bewegung der ganzen Volksmasse angebend.

Und diese ganze Masse, von der allgemeinen Ektase ergriffen, sang frohlockend die Wechselchöre mit und bewegte sich rhythmisch vorwärts, wie in festlichem Tanze.

Hunderte von Menschen plünderten die am Wege stehenden Oliven-, Pfirsich- und Granatbäume und schwenkten die blütengeschmückten Zweige nach dem Rhythmus des Gesanges und Tanzes. Aber auch zum Schutz gegen die von der tollen Menge aufgewirbelten Staubwolken begann man Baumzweige zu brechen, dem Messias aber breitete man sie über den staubigen Weg, dazu auch Mäntel, ja selbst aufgelöste Turbantücher.

Die aus viel tausenden von Kehlen hinausgeschmetterte, vom Volke selbst improvisierte Jubelhymne „Sieg und Ruhm[1]) dem Könige aus Davidsstamme" schlug in mächtigem Wogenschwalle an die hochragenden Mauern der Stadt und an die düstere römische Zwingburg, an den weißen Marmor des Jahvetempels und an den stolzen Senatspalast.

In letzterem lagen die Glieder des Verwaltungsrats auf ihren Polstern, voller Unruhe der weiteren Entwickelung der Dinge wartend. Beängstigend wirkte auf sie die Ungewißheit, wie weit die Aktion „des Volksagitators", welcher in der Rolle des Messias im Begriff war seine königliche Residenz zu beziehen, gehen werde. Sie verhandelten über die Frage, wird er den Senat mit Hilfe des Plebs stürzen und so den Römern in die Hände arbeiten wollen oder nicht?

---

1) Diese beiden Begriffe liegen in dem hebr. Worte Hosianna.

Inzwischen ritt der Angefeindete unter dem Jubel einer bunten Volksmenge den Ölberg hinab, aber weder Miene, noch Wesen wies den Stolz eines welterobernden Heldenkönigs, welcher sein jubelndes, ihm blind ergebenes Volk mit bloßem Zucken seiner Wimpern beliebig zum Guten, wie zum Bösen zu lenken vermag.

Im Gegenteile, in dem blassen Gesichte Jeschuas lag ein Ausdruck der Schwermut, der Herzenstrauer, den selbst die Jünger sich nicht zu deuten wußten; er selbst aber wußte es, daß dieser Triumphzug, diese lärmende Volkshuldigung doch nur das erste Glied in der Kette der Leiden war, die er geduldig zu tragen hatte.

Und als sein Auge beim Abstieg zum Kidronthale auf der gegenüberliegenden Höhe den herrlichen Marmortempel erblickte, der unter dem Sonnenglanze in Gletscherweiße herüberleuchtete, da rannen sogar Thränen des Wehs das Antlitz hinab und die Arme streckten sich wie die einer Mutter aus, welche ihr Kind vor dem Falle zu bewahren sucht. Seinem prophetischen Blick mochte es eben vorschweben, wie so bald schon diese auf hohem Felsen thronende Herrlichkeit zu Schutt werden sollte.

Die Jünger des Herrn schauten auch gar ernst drein, mit alleiniger Ausnahme Judas, der mit glückstrahlendem Gesichte und in imponierend stolzer Haltung in nächster Umgebung seines Meisters einherschritt und viel eher, als der Meister, das Ansehen eines Triumphators zur Schau trug.

Den Messias in der Mitte, wälzte sich die jauchzende und tanzende, händeklatschende und zweigeschwenkende Volksmasse durch das Kidronthal, den Abhang zur oberen Stadt hinauf, und näherte sich dem Tempelplatze, wo die geängstigten Händler schleunigst daran gingen, ihr Gut vor etwaiger Plünderung zu retten. Und nun fand der feierliche

Einzug des Himmelsmonarchen in seine Residenz, den Tempel, statt. Bald umlagerten ihn hier die Großen seines Reiches — die Lahmen und Blinden, die Krüppel und Elenden, die Hungernden und Verstoßenen: Ihnen allen wurden die höchsten irdischen Gnadenbegünstigungen zu teil: Leibesgesundheit und Seelenfrieden.

Diese Massen-Wunderthaten vollzogen sich hier vor den Augen Tausender in- und ausländischer Israeliten. Sie bewiesen die übernatürliche göttliche Macht des Messias und trieben die Wogen der Volksbegeisterung von neuem zu gewaltiger Höhe. Der Gesang der Jubelhymne und der Reigentanz wurden mit frischer Energie wieder aufgenommen. Während dieser erneuten Aufwallung der Volksstimmung gelang es Jeschua, sich unbemerkt dem Gedränge des Tempelplatzes zu entziehen und unter Geleit der Jünger in das nun still gewordene Bethanien zurückzukehren, um sich zum letzten Kampfe vorzubereiten, zu welchem die Konsequenzen der heute erfolgten messianischen Königsproklamation führen mußten.

Auf dem Tempelhofe ward allgemach der Gesang und Tanz zusehends matter und matter, zuletzt verstummten die Töne des Jubelhymnus ganz. Körperliche Ermüdung, Hunger und Durst begannen sich fühlbar zu machen. Es trat Stille ein. Das Volk blieb auf dem Platze in neugieriger Erwartung, was nun gespendet werden würde. Man schaute sich um, warf spähende Blicke nach allen Seiten. Ja, wo war denn der hochgelobte Wunderthäter, der Messias geblieben? — Diese Frage lief von Mund zu Mund.

Man forschte nach ihm auf dem ganzen weiten Hofe. Der Messias war verschwunden.

Verwirrt stand das Volk da.

— Der Herrliche, der Gepriesene spricht mit Gott im Allerheiligsten des Tempels, meinte der eine.

— Er wird in den alten Königspalast der Hasmonäer getreten sein, war die Annahme des andern.

— Vielleicht teilt er Gaben auf dem Markte der Oberstadt aus, mutmaßte ein Dritter.

Das Wort „Gnadenverteilung“ lief blitzschnell durch die Reihen, fand Zusätze, brachte die Masse in Bewegung. Die Vermutung hatte sich schnell für das Volk zur Gewißheit umgebildet.

— Laßt uns eilen, daß wir nicht unseres Anteils verlustig gehen, rief es durch die Menge, die sich unruhig hin und herschob.

Nun drängte alles zu den Thoren hinaus. Oft stockte der Menschenstrom, es gab viel Püffe und Schläge, Zank und Fluch, Verwundung und Verletzung. Jeder war der vollsten Überzeugung, der Tag könne nicht anders enden als unter reichster Verteilung von Brot, Wein, Geld und Gewandstücken.

Doch die Königsspenden, auf welche man mit voller Sicherheit gerechnet hatte, blieben aus.

Über Jerusalem und seine Umgebungen lagerte sich, gleichzeitig mit den Schatten des Abends, eine große Enttäuschung.

Eine Gruppe ärmlicher Landleute, welche den Tag über, in Erwartung eines opulenten Königsmahles, nichts genossen hatte und nun zum Lagerplatze außerhalb der Stadt zurückgekehrt war, gab ihrer bitteren Enttäuschung lauten Ausdruck:

— Den ganzen Tag haben wir unnützerweise verloren. Wozu haben wir uns im Singen und Springen angestrengt! Das ist kein rechter König, der uns nichts spendet. Vielleicht ist er gar nicht der rechte Messias! Das wäre doch ein ruchloser Betrug.

Die nebenbei Lagernden hatten ebenfalls vom stunden-langen Hymnussingen die Stimme eingebüßt, führten heiser-krächzend die Unterhaltung und schimpften ebenfalls über das Ausbleiben der Spenden.

— Ihr versteht das nicht! belehrte sie ein Kriegs-veteran. Ich bin bei vielen fürstlichen und königlichen Feier-lichkeiten zugegen gewesen und kenne das. Ich kann euch versichern, daß keine königliche Festlichkeit ohne Militärge-folge vor sich gehen kann. Sind morgen die himmlischen Heerscharen angelangt, dann beginnt das eigentliche, wirk-liche Fest, und wir alle erhalten das Unsrige.

Ähnliche Anschauungen und Hoffnungen wurden auch in der Stadt geäußert.

Und so begab sich Jerusalem zur Ruhe, ermüdet, viel-fach enttäuscht, aber noch immer mit einiger Hoffnung für den nächsten Tag.



XI. Kapitel.

Zwei Tage letzter Lehrthätigkeit.[1]

Nach fünf Tagen sollte das Passahfest beginnen.

In Jerusalem langten beständig neue Karawanen mit Festpilgern an, so daß sich der Zustrom der Fremden täglich beträchtlich verstärkte.

Hunderte kamen vor dem Feste, um sich, infolge mancherlei Übertretungen der Zeremonialgesetze und dadurch veranlaßter levitischer Verunreinigung, durch Opfer und vorgeschriebene Ritualgebräuche levitisch zu reinigen und so sich zur Festfeier geschickt zu machen.

Die Händler von Jerusalem hatten alle Hände voll zu thun, um die Nahrungsbedürfnisse aller Fremden zu befriedigen; ihre Agenten schwärmten weit im Lande umher, um die nötigen Aufkäufe zu machen, zahlten den örtlichen Aufkäufern gute Preise für Lebensmittel, verstanden aber selbst noch bessere von ihren Auftragsgebern zu nehmen, und so war

1) In der Kirche wird die Erinnerung an diese Tage am Dienstage und Mittwoch der Karwoche gefeiert.

es natürlich, daß der Handel allein schon mit Nahrungsprodukten in den Zeiten der großen Kirchenfeste der Einwohnerschaft der jüdischen Metropole große Vorteile abwarf.

Aus weitem Umkreise führten die Dörfler ihre Produkte zum Stadtmarkte. Auch Thamar und Joil sind auf dem Wege zur Hauptstadt.

Sie treiben einen schwerbepackten Esel, einige Lämmer und Zicklein vor sich, wobei sie von einem alten, gutmütigen Landmanne, der zufällig zu ihnen gestoßen, freundlichst unterstützt werden.

Lebhaft unterhalten sie sich über die Person Jeschuas, von dessen feierlichem Einzug in Jerusalem sie noch nichts erfahren haben. Der Landmann hat im Gebirge Juda den heiligen Rabbi predigen hören und wendet sich nun zu Thamar:

— Wahrlich, ich sage dir, Landsmännin, dieser Prophet steht höher, denn alle früheren. Mir ging es gar schlecht. Meine Seele war voller Verzweiflung und mein Herz aller Lebensfreude bar. Seit ich aber ihn, den Gottgesandten, gehört, ist Herz und Sinn mir wieder froh und ruhig geworden. Eine neue Lebenskraft erfaßte mich und denke dir, auch mein daniederliegendes Hauswesen erfuhr eine große, erfreuliche Aufbesserung. Das alles schreibe ich der Einwirkung des Rabbi zu, des Gottessohnes. Ich glaube an ihn fest und treu und würde ihn, so er nur selbst bei mir anklopfen sollte, ohne weiteres trotz Bannfluchs, welcher in unserer Gemeinde verlesen wurde, aufnehmen und in meiner Hütte beherbergen, ohne jegliche Angst vor der Obrigkeit. Ich bin zwar ein schlichter und schüchterner Mann, aber thäte der hohe Senat mich fragen, ich würde ohne Furcht und Zagen öffentlich vor allem Volke, den Gewaltigen des Landes sagen, daß sie vor Gott und Menschen großes Unrecht gethan, den

edlen, frommen und heiligen Mann mit schimpflichem Banne zu belegen. Gehe hin, liebe Landsmännin, und höre auch du des Heiligen Wort von Gottesfurcht und Menschenliebe. Ich sage dir, sollte dein Herz bekümmert sein, auch du wirst wieder Hoffnung und Mut finden und alle Bekümmernis von dir fortwerfen können.

— Du sprichst wahr, lieber Mann. Ich selbst habe vom Gottgelobten Wunderbares erfahren: aus weiter Ferne hat er mein Gebet gehört und erhört, und mir mein geraubtes Kind zurückgeschafft. Jetzt glaube auch ich, daß er dem Himmel entstammt und mein Herz sehnt sich danach, ihm, wenn auch nicht in Worten, so doch wenigstens mit meinem Blicke zu danken, denn auch das wird ja dem Herzenskündiger genügen. Doch fürchte ich, daß man ihn nicht wird nach Jerusalem ziehen lassen, da er in den Bann gethan ist.

— Auch ich fürchte das und doch hätte ich gern den erhabenen Meister wiedergesehen. O, wie der redet, da ist ihm keiner gleich! Sein Augenlicht ist wie Balsam für die Seele.

Noch lange sprach das Bäuerlein und erzählte, wie der Heilige im Gebirge gelehrt und welche Wunderthaten er verrichtet.

Schon weit vor den Thoren trieben Aufkäufer ihr Wesen, um möglichst vorteilhaft für sich von den Bauern die Landesprodukte zu erstehen. Naive Landleute schlugen schon hier vor den Thoren ihre Ware los, da sie immerhin einen besseren Preis erhielten als zu gewöhnlicher Zeit.

Thamar beeilte sich ebenfalls, ihr Marktgut schon hier zu verkaufen. Dann hieß sie ihren Sohn den Esel besteigen und schritt nun in schnellerem Tempo der hochgelegenen Stadt zu, wo sie eine der besseren Herbergen bezog, welche, den Bedürfnissen jener Zeit gemäß, mit griechisch-römischem Kom-

sort eingerichtet war und eine Menge Sklaven zur Bedienung besaß.[1])

In der Herberge säuberten sich Thamar und Joil vom Straßenstaube, kleideten sich in Festgewänder und begaben sich sofort auf den Tempelplatz, wo sie reiche Spenden in den Opferstock warfen und die vom Gesetze vorgeschriebenen Opfer gegen sofortige Bezahlung bestellten.

Als die Opfer dargebracht waren, bargen sich Mutter und Sohn in der luftigen Halle der Südostecke des Tempelhofes, welche den Namen Salomos trug. Hier ruhten beide von der Ermüdung aus, mit wonnigem Behagen die Kühle des Platzes empfindend.

Mit lautem Entzücken bewunderte Joil die vier Reihen korinthischer Säulen, welche das Dach der Halle trugen, und vermochte sich nicht zu erklären, wie man eine jede dieser hohen Säulen aus einem einzigen Marmorblock habe meißeln können.

Thamar indessen entging nicht die ungewöhnliche Bewegung auf dem Tempelhofe und die Anwesenheit der großen Volksmasse. Es mußte irgend ein erfreuliches Ereignis stattgefunden haben. Auf ihr Befragen vernahm sie zum freudigen Erstaunen, daß der langersehnte Messias in der Gestalt des Rabbi Jeschua aus Nazareth am Tage vorher seinen Einzug gehalten und daß er heute erwartet werde.

In diesem Augenblicke vernahm sie laute, jauchzende Jubelrufe: „der Messias, der Messias."

Thamar ergriff Joils Arm und drängte vorwärts in der Richtung, welche der Volksstrom eingeschlagen hatte. Als

---

1) Unter Umständen dienten diese Sklaven als Verkaufs-, Tausch- oder Schacherobjekte, mit denen einkehrende Reisende oft übertölpelt wurden.

reichgekleidete Frau gelang es ihr, soweit sich vorzudrängen, daß sie deutlich die hohe und hehre Gestalt Jeschuas erblicken konnte, wie er frei dastand, in ehrfurchtsvoller Entfernung von einer laut jubelnden Volksmenge umringt.

Als nun der Messias eine Handbewegung machte, trat tiefe Stille ein.

Voll gespanntester Erwartung waren aller Augen auf die königliche Gestalt dessen gerichtet, der als Herr und Gebieter auf dem Tempelplatze erschien.

Wie vor einem Jahre gibt er in strengem Tone den Handelsleuten den Befehl, mit ihrer toten und lebenden Ware den heiligen Platz zu verlassen.

Das Volk begrüßt diesen Befehl mit lebhaftem Beifall.

Händler und Wechsler, welche sich bereits sicher gefühlt hatten, da sie gestern nicht vertrieben worden waren, kommen eilig dem Befehle nach, schon aus Furcht vor etwaigen Gewaltakten seitens der Volksmenge.

Das Volk indessen wartet gespannt auf die Erteilung von Gnadengeschenken. Letztere erfolgten auch, freilich in ganz anderer Weise, als das Volk sie erwartet und erhofft hatte: Jeschua hob eine gewaltige Rede an, die sich allen weniger verstockten Herzen unvergeßlich einprägte.

In einfachen, klaren Worten sprach er von neuem von dem Heilsplane Gottes, das Menschengeschlecht durch ihn, seinen Sohn, vor ewiger Verdammnis zu retten; sprach von sich als dem längstverheißenen, nun endlich erschienenen Messias; sprach von sich als dem Lichte der Welt, welchem jeder zu folgen habe, welcher von den Banden der Finsternis frei werden wolle; sprach endlich von sich als dem Opferlamme, dem Passahlamme, welches zum Heile der Menschheit verbluten müsse. Mit besonderem Nachdruck betonte der gött-

liche Redner, daß nur in ihm, in seiner Person, der Weg zu Gott zu finden sei.

Diese Predigt faßte noch einmal den Inhalt aller früheren Predigten zusammen, offenbarte noch einmal die ganze himmlische Heilslehre, erklärte noch einmal das eigentliche innere Wesen der messianischen Mission.

Das Volk war verdutzt. Wenige nur waren im Herzen tief erschüttert, manche gleichsam benommen, andere ratlos und von Zweifeln befangen. Das Gros der Volksmenge war unzufrieden, hielt aber zunächst den Unmut zurück, ohne ihm lärmenden Ausdruck zu geben.

Trotz der Klarheit der Rede verstanden die wenigsten ihren rechten Sinn, wurzelte doch das Volk zu fest in den althergebrachten Anschauungen einer äußerlichen, religiösen Werkheiligkeit. Der angekündigte Opfertod blieb sogar den Jüngern nicht ganz verständlich.

Offenen Mundes, unverwandten Blicks, wie verzückt war Thamar der Rede gefolgt. Wie erschien ihr doch alles, was hier von dem wunderbaren Manne zu ihren Ohren drang, so grundverschieden von dem, was die Schriftgelehrten in den Synagogen erklärten! Bisher hatte man ihr bewiesen, daß die Ausübung des religiösen Kultus das wesentliche sei, hier dagegen erfuhr sie aus dem Munde des Gottgesandten selbst, daß aller Kultus nur einen symbolischen Wert habe. Sie fühlte in sich die Überzeugung, daß hier, vor ihr und der Volksmenge, ja vor der ganzen Menschheit ein lichter Gott, ein anderer, als der Gott, welchen man ihr von Kindheit an gezeichnet hatte, geoffenbart werde.

Auch auf den Knaben hatte die Rede eingewirkt, soweit sie von dem religiösen Verständnis des jugendlichen Geistes erfaßt worden war. In Mutter und Sohn aber waren zwei Christenseelen geboren worden.

Die Rede von dem neuen Heil, das Gott der Menschheit darbietet, war zu Ende.

Der wahre Messias, der Sohn Gottes, hatte selbst gesprochen, hatte göttlich gesprochen — und doch, zum größten Teil, erfolglos! Mußte sich der Blick des Herrn nicht umfloren, wenn er auf dieses, ihn umgebende Volk herabsah, dessen Geduld sich in der heißen Erwartung irdischer Glücksspenden verzehrte?

Kopf an Kopf gedrängt, stand es da, lautlos, stumm.

Kein jauzender Laut der Bewunderung, kein warmer Ton dankbarer Hingebung störte die eingetretene, dumpfe Stille, die nun auf dem weiten Platze herrschte.

In diese fast demonstrative Stille fallen plötzlich klare, helle Kinderstimmen ein. Sie haben die gestrige Jubelhymne aufgefangen und singen in die Menge hinein: „Sieg und Ruhm dem Könige aus Davids Stamme."

Kinder sind es, welche das Volk an seinen Messias erinnern!

„Sieg und Ruhm, dem Könige aus Davids Stamme!"
„Sieg und Ruhm, dem Könige aus Davids Stamme!"

Auch Joil hat die Worte erfaßt und singt mit Eifer mit.

Thamars Blick haftet wie verloren auf dem Messias. Da wendet sich der Sohn Gottes in der Richtung zu ihr, blickt sie an und kehrt sich wieder zur anderen Seite.

Es war nur ein Blick ohne begleitende Worte. Deutlich aber glaubte Thamar mit innerem Gehör die Worte vernommen zu haben: Gehe heim, vergiß alles frühere Leid und Unrecht. Wohl hast du frevelnd wider Gott, der es gut mir dir gemeint, gemurrt, doch soll dir nochmals irdisches Glück erblühen. Du stehst in Gottes Hut.

Nicht achtend der Volksmenge, tief bewegt, fällt Thamar

auf die Kniee und betet mit stummen Blicken den an, der an ihr soeben ein zweites Wunder gethan.

Zu jeder anderen Zeit wäre Thamar leicht unter die Füße des drängenden Volkes geraten, heute verhielt sich die Menge still und ruhig. Man erwartete und hoffte immer noch auf etwas.

Von neuem ertönten die lauten Kinderstimmen im Hymnusgesang.

Einige Schriftgelehrten machen den Herrn auf das unziemliche Schreien der Kinder aufmerksam.

— Habt ihr gelesen das Psalmwort: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob zugerichtet?“ fragt der Herr.

Die Unzufriedenen ziehen sich beschämt zurück.

„Sieg und Ruhm“ singen die Kinder unermüdlich weiter.

Allmählich steckt der Hosiannahymnus auch die Erwachsenen an und wird zuletzt von der ganzen gegenwärtigen Volksmenge wie tags zuvor gesungen und von rhythmischen Bewegungen des Körpers begleitet.

Und wiederum erfaßt die Massen eine gewisse Begeisterung. Das Volk belebt sich wieder. Alles achtet nun auf den Rhythmus der Bewegung und das rechtzeitige Einfallen der Chöre, und läßt den außer acht, zu dessen Lob und Ehren das Jubellied erschallt.

Bei der flüchtig aufschäumenden Volksbegeisterung gelingt es Jeschua, unbehindert im Gefolge seiner Jüngerschaft den Tempelplatz zu verlassen. Wiederum zieht er den Weg nach Bethanien. Kurz vor dieser Ortschaft heißt er die Jünger vorausgehen in das Haus des Lazarus, schlägt aber selbst die Richtung nach Norden ein und verschwindet im herrlichen Zedernwalde.

Am Saume des Waldes, innerhalb eines üppigen Wein-

und Fruchtgartens lag eine einsame, herrschaftliche Villa, das Eigentum eines vornehmen Israeliten, welcher das Grundstück „Gethsemane" benannt hatte.

Die Villa war ein zweistöckiger, einfacher Steinbau, in dessen oberen, mit einem Söller versehenen Stocke die Familie des Besitzers zur Erntezeit und während des Laubhüttenfestes wohnte. Der untere Stock barg die Wohnung des Gärtners und verschiedene Vorratsräume. Hier blieb Jeschua die Nacht über.

Unterdessen dauerte der Jubellärm auf dem Tempelplatze eine Zeitlang fort, zum großen Verdrusse des Senats, der es indessen nicht wagte, das Volk auseinander treiben zu lassen. Doch zerstreute sich das Volk gar bald von selbst und verließ freiwillig den Tempelhof.

Thamar hatte die Kolonnade aufgesucht und stand hier, an eine der schönen Säulen gelehnt, wie verzückt dahin schauend, wo der Herr gestanden hatte. Ihre Augen schienen noch immer die Gestalt des Hehren leibhaftig vor sich zu sehen.

Die breite und lange Byssushülle, die zu gleicher Zeit als Kopf- und Gesichtsschleier diente, war der von ihren Gedanken ganz eingenommenen Frau auf eine Schulter herab gefallen, so daß ihr Antlitz frei sichtbar blieb. Ein wunderbar beseligter Ausdruck lag in den Zügen des schönen Weibes.

Eine Berührung ihres Armes schreckte Thamar aus ihrem seligen Sinnen auf.

Jetzt erst bemerkte sie, daß sie gegen die Landessitte gefehlt, und zog, tief errötend, den Schleier über Kopf und Gesicht. Dann wandte sie sich um.

Vor ihr stand Simon, ihr früherer Gatte, der einst so stolze Mann, in dessen Haltung und Mienen sich jetzt

nur Demut und Schüchternheit aussprach. Flehend blickten seine Augen Thamar an.

Mit vor Aufregung zitternder Stimme wandte er sich an sein früheres Weib:

— Thamar, Thamar! Wie lobpreise ich den gütigen Gott, daß meine Augensterne dich wiedersehen dürfen.

Dunkle Röte zog über das Gesicht der Frau, ihr Herz klopfte hörbar, aber der Mund fand kein Wort zur Begrüßung.

— O Thamar, fuhr Simon fort, die Hände flehend erhebend, deiner habe ich nie vergessen. Der Tod Omris hat deine völlige Unschuld an das Tageslicht gebracht. Wie hat mir seit dem Tage des Geständnisses, das der verruchte Sklave sterbend mir machte, das Herz geschmerzt über deine grausame Ausstoßung aus dem Hause; wie tief habe ich die eigene Verschuldung empfunden. Nach dir habe ich geseufzt und gerufen, wie ein Lämmlein nach dem Muttertier. In dir ruht meine ganze Lebensfreude. Vergib mir meine Schuld, wie Gott uns die unsrige vergibt. Du teures Weib, laß dich versöhnen, laß die alte Liebe neu auflodern und kehre heim in dein Haus, zu deinem Knechte, der dir fortan in aller Treue und Liebe dienen will.

O Thamar, folge mir in unser Haus, daß wir vereint dem gütigen Gott ein Dankgebet bringen, der uns hat wieder zusammenkommen lassen!

Thamars Brust hob sich in starken, tiefen Atemzügen, endlich vermochte das Weib zu sprechen:

— Simon, ich folge fortan nur dem, der hier soeben lebendige Worte geredet.

— Auch ich, Thamar, bin dessen Anhänger geworden. Sein Wort hat mich aus der Verblendung meiner Werkheiligkeit gerettet, hat mich zur Einsicht geführt, daß ich un-

endlich viel vor dem Herrn, meinem Gotte und auch an dir gesündigt habe. Ich war deshalb der Verzweiflung nahe, aber auch aus dieser rettete mich Jeschua, der Sohn Gottes. Seinetwegen verzeihe mir, was ich dir Böses zugefügt; seinetwegen gedenke nicht des Üblen, das dir von mir angethan worden.

Simon vermochte durch den Schleier hindurchzusehen, wie schmerzlich Thamars Blick war, als sie erwiderte:

— Hast du, Simon, denn vergessen, daß das Gesetz Mosi dem geschiedenen Weibe nicht gestattet, zum ersten Manne zurückzukehren? Durch Gottes Gesetz ists mir verboten, dein Haus als Ehefrau wieder zu betreten. Doch möge der heilige Gott unserer Schuld nicht mehr gedenken, wie ich nimmermehr gedenken werde deiner Schuld an mir. Des heiligen Jeschua wegen reiche ich dir die Hand zum Frieden. Fortan soll keine Zwietracht zwischen uns sein und kein böser Gedanke gegeneinander im Herzen keimen. Hier aber, schau auf diesen Knaben, deinen leiblichen Sohn. Gott hat ihn wohlgestaltet zu unserer Augen Freude aufwachsen lassen.

Thamar zog ihren Knaben, der sich anderen Kindern angeschlossen hatte, herbei.

— Hier, Kind, sagte sie ihm, siehst du deinen Vater. Er ist viele Jahre fern von unsrer Liebe gewesen und erst heutigen Tages zu derselben zurückgekehrt.

Kaum konnte Thamar, überwältigt von der Rührung, den Satz beenden.

Joil, der höchst überrascht war und an eine lange räumliche Trennung der Eltern dachte, näherte sich zutraulich dem Vater und schaute ihn neugierig mit seinen großen Augen an.

Simon aber schloß den gefundenen Sohn zärtlich in die

Arme, küßte ihm Haupt und Stirn, strich ihm die Locken aus dem Gesicht und rief, die Hände zum Himmel erhebend und unter Freudenthränen schluchzend:

— O du Heiliger, du Herr und Messias, dir habe ich alles zu danken, denn deine Führung ists, daß ich Weib und Kind wiedergefunden habe.

Und von neuem herzte und küßte er mit inniger Zärtlichkeit den Knaben und segnete laut, nicht achtend der Umgebung, den Gedanken, den Rabbi Jeschua aufgesucht zu haben, um ihn predigen zu hören. Die Ausführung dieses Entschlusses hatte das Zusammentreffen mit dem geliebten Weibe zur weiteren Folge gehabt.

Glücklich ließen sich die drei an einer Säule der inneren Gallerie zu traulichem Gespräch nieder. Im Laufe desselben kamen sie wieder auf das Gesetz zurück, welches die Wiedervereinigung geschiedener Gatten ausdrücklich verbot.

Simon sprach lebhaft auf seine Gattin ein:

— Wohl sagt das Gesetz, ein geschiedenes Weib dürfe nicht zum ersten Manne zurückkehren, doch ist das ein Gebot des alten Gesetzes. Jeschua aber, der Sohn des erhabenen Gottes, dem das Volk heute und gestern königliche Huldigung dargebracht hat — der hat ein neues Gesetz verkündet, das Gesetz der Liebe zu Gott und zum Nächsten. Sein Gesetz hält kaltherzig das nicht auseinander, was sich aus Liebe wieder zusammenfindet.

Thamar antwortete nicht sogleich. Zweifel und Unentschlossenheit stritten in ihrer Seele. Endlich sagte sie mit fester, entschlossener Stimme:

— Wir beide sind nicht Schriftgelehrte, sind noch Neulinge in Jeschuas neuer Lehre. Ich bitte dich, du lieber Mann, laß uns weise Männer um Rat fragen, welche Jeschuas Lehre tiefer kennen. Wenn diese uns sagen, daß die

Rückkehr eines geschiedenen Weibes zu ihrem Gatten keine Sünde sei, dann will ich in dein Heim zurückkehren und dir fortan bis zum Ende der Lebenstage ein treues, liebendes Weib sein.

Indessen, glaube ich, wird es kein Unrecht sein, wenn ich dein Haus betrete, um dich die Vaterfreude an deinem Sohne solange genießen zu lassen, bis ich mit dem Knaben in das Asyl heimkehre, das mich Gott gnädigst hat finden lassen in der Zeit meiner Trübsal.

— Auch schon dessen freue ich mich gar sehr. So laß uns denn gehen! Längst schon hat ja auch der gütige Schöpfer unseres neuen Glücks den Tempel verlassen.

Simon geleitete nun Weib und Kind in sein prächtiges Haus. Joil erkannte es als dasjenige, in dem er einige Tage zuvor geweilt hatte, erkannte auch den Grobian-Pförtner, der ihn geschlagen. Dabei freute er sich der Verlegenheit desselben, denn auch dieser hatte den Jungen wieder erkannt. Als Simon von jenem Besuche gehört, ver-verwunderte er sich und pries von neuem Gott, der alles so glücklich und gnädig geführt habe. Ohne dessen Fügung wären ja Mutter und Kind, trotz räumlicher Nähe, dem Gatten und Vater auf immer fern geblieben.

Hier im eigenen Hause konnte Simon sich nun voll und frei dem Ausdruck seiner zwanglosen Freude hingeben, doch er wollte, daß Freude und Jubel ob seines Glücks auch bei all seinen Untergebenen herrsche. Denjenigen Sklaven, die schon zu Thamars Zeiten im Dienste seines Hauses gestanden hatten, schenkte er großmütig die Freiheit, allen aber ließ er am heutigen Tage ein Festmahl anrichten.

Die Freigelassenen, vor Freude weinend, warfen sich zu Thamars Füßen und küßten den Saum ihres Gewandes, baten aber auch als Freigelassene in ihrer Dienststellung

bleiben zu dürfen, was ihnen freundlich gewährt wurde. So wurde denn Simons stiller Palast nach langen Jahren wieder Zeuge eines großen Freudentages, den die armen Sklaven auch in vollen Zügen genossen. Die Jüngeren ließen Scherz und Widerscherz unter sich walten zum großen Ergötzen Joils, dem dergleichen scherzhafte Spiele und Belustigungen ein niegesehener Anblick waren. Die älteren Sklaven ließen den Weinkrug herumgehen und plauderten vergnüglich.

— Wie doch in kurzer Zeit manches sich so ganz verändert, äußerte sich der Aufseher über die Weingärten. Nach der Rückkehr aus Syrien war der Herr gar oft hart und streng gegen uns auch da, wo wir selbst kein Verschulden hatten. In letzter Zeit aber hat er sich als freundlicher, ja sogar als liebevoller Gebieter gezeigt, der uns die Sklavenkette nicht schwer hat fühlen lassen.

— Das haben wir der Einwirkung des frommen Rabbi Jeschua zu verdanken. Dieser heilige Mann hat allem Volke die Nächstenliebe gepredigt und hat die Herrschaften ermahnt, nicht allein mit Sklaven, sondern selbst mit dem Vieh menschenfreundlich umzugehen, erwiderte Simons Vertrauter, der Hausmeister.

— Dann sollten auch wir den Heiligen hören, daß er auch uns besser mache. Bitte den Herrn, daß er uns hinsende, wenn der heilige Rabbi seine Lehre dem Volke kundthut.

— Solchem Wunsche wird Simon, unser Herr, gern willfahren.

Während in den unteren Räumen des stolzen Hauses Spiel und Unterhaltung weiter gingen, saßen Thamar und Simon auf dem Söller und erzählten von ihren gegenseitigen Erlebnissen. Simon schilderte, wie er seine zweite Gattin mit allen Kindern zu gleicher Zeit von einer Seuche dahingerafft sah, wie elend danach sein einsames Leben gewesen,

wie er stets seiner Thamar gedacht und wie seine Gedanken immer wieder von selbst, ohne sein Zuthun und Wollen, zu ihr zurückgekehrt seien. Er schilderte ausführlich sein unsagbares Leid, nachdem er aus dem Munde des sterbenden Sklaven erfahren, daß Thamar vollständig unschuldig gewesen und wider Recht und Gewissen von ihm verstoßen sei, und wie er seit jener Minute des entsetzlichen Bekenntnisses sich als den elendesten Menschen gefühlt habe.

Thamar ihrerseits erzählte von dem Asyl, das ihr jetzt noch als Wohnstätte diene, von der früheren Besitzerin und ihrem Treiben, von der religiösen Bedrängnis infolge beständiger, levitischer Verunreinigung beim Zusammenleben mit einer Heidin, von der Angst um Joil, er könne in die Fallstricke Jeschuas kommen und wie gerade der, den sie gefürchtet, ihr und dem Kinde göttliche Hilfe gebracht.

Lange saßen die beiden da und sprachen von dem Sohne Gottes, der persönlich gnädiglich in ihr Leben eingegriffen hatte, und von seiner Gotteslehre, für welche sie nun beide für immer gewonnen waren. Dann wurde Thamar auf ihren Wunsch in einer Sänfte in ihre Herberge geleitet, dem Joil aber hatte sie gestattet, im Vaterhause zu verbleiben.

Simon saß noch tief in den Abend hinein auf dem Söller, schaute hinauf zum Sternengewölbe und dachte daran, welch' wunderbare Wege Gott die Menschen führe.

An demselben Abend hielten die angesehensten Senatoren eine Konferenz ab. So kleinmütig der Senat am Tage vorher beim Einzug Jeschuas gewesen, so sehr fühlte er sich heute der Lage der Dinge gewachsen, seitdem der Enthusiasmus des Volkes für Jeschua am heutigen Tage sichtbar abgeblaßt war und der gestrige Triumphzug keine Revolution der innerpolitischen Verhältnisse nach sich gezogen hatte.

Hinsichtlich der politischen Seite der messianischen Pro-

klamation fühlten sich die Senatoren beruhigt. Die Sache hatte aber auch ihre moralischen und religiösen Bedenken, und letztere gerade machten die schnelle Beseitigung des Rabbi für den Senat höchst wünschenswert.

Das Volk hatte in den zwei letzten Tagen gewagt, der Autorität des Senats zu trotzen und den Repräsentanten der Landesgewalt mit Schmäh- und Schimpfreden entgegenzutreten. Dieses sah man als natürliche Konsequenz des Auftretens Jeschuas an, der augenscheinlich geplant hatte, das Prestige der Regierungsgewalt abzuschwächen, denn sein Erscheinen in Jerusalem trotz Bann und Steckbrief mußte das Ansehen des Senats in den Augen des Volks herabsetzen.

Eine größere Gefahr schloß aber die religiöse Seite der messianischen Verkündigung ein, denn letztere war gegen den mosaischen Gesetzeskultus gerichtet, auf welchem nach Meinung des Senats die ganze Verfassung, das Wohl und Gedeihen des Staates und das materielle Wohl des Priesterstandes beruhten.

Hierüber wurde eingehend in der Konferenz verhandelt. Einige Hitzköpfe verlangten sofort ein gewaltsames Vorgehen gegen den falschen Messias, dessen Anmaßungen man fernerhin nicht mehr dulden dürfe.

Ängstlichere Naturen unter den anwesenden Landesräten wiesen darauf hin, daß die Popularität des Agitators infolge der wunderbaren Massenheilungen des gestrigen Tages gestiegen sei, daß somit ein gewaltsames Vorgehen gegen den Rabbi eine Volksrevolte wider den Senat hervorrufen könne, möglicherweise sogar unter Totschlag und Plünderung. In anbetracht der Perfidie des lauernden Prokurators müsse man einen Volksaufstand unter allen Umständen vermeiden. Wie kläglich, beispielshalber, sei im vorigen Jahre der Versuch ausgefallen, den Rabbi zu verhaften. Damals hätte das Volk die Tempelwache blutig geschlagen und sicher den Senatspalast

gestürmt, wenn der Reformler nicht selbst dagegen eingetreten wäre. Auch dürfe man nicht außer acht lassen, daß in Jerusalem ein außergewöhnlicher Konflux von Galiläern sichtbar sei, unter welchen der Rabbi am längsten und eifrigsten thätig gewesen und die meisten Anhänger besitze. Diese Elemente, welche sich gar nicht um die Verordnungen der judäischen Landesverwaltung kümmerten, würden unbedingt die Partei des Rabbi ergreifen.

— Sollte man sich nicht um Hilfe an den Fürsten Antipas wenden, der doch augenblicklich in Jerusalem weilt? war der Vorschlag eines der Senatoren.

— Pah, der hat sich wie eine Schnecke in seinem Palaste verkrochen, zitterte gestern sogar für sein Leben, wie seine Hofleute erzählten, und wagt es nicht einmal, sich dem Volke zu zeigen. Seine Taktik besteht eben auch in einer abwartenden Haltung.

— Wir haben in unseren Maßregeln die äußerste Vorsicht zu wahren, denn der tückische Prokurator lauert auf einen Anlaß, um einen neuen Eingriff in unsere Selbstverwaltung zu machen.

— Möge doch der Hohepriester uns seine Meinung kundthun!

Die Augen der Anwesenden wandten sich auf Joseph, dessen Wesen allen durch die ihm eigene kaltblütige Ruhe und Entschlossenheit zu imponieren pflegte.

— Geduldet euch, edle Räte des Vaterlandes, geduldet euch nur noch wenige Tage, erwiderte der Hohepriester. Es sollte mich wundern, wenn sich das Volk nicht bald von selbst verläuft, denn der falsche Messias kann ihm das nicht bieten, was der rechte geben würde. Das Volk erwartet materielle Vorteile, solche aber wird es nimmermehr vom Rabbi Jeschua erhalten.

— Aber es muß doch etwas geschehen, um das Volk

aus dem Wahne zu reißen, daß der Messias erschienen sei, eiferte einer der demagogischen Parteiführer.

— Das ist auch meine Meinung, antwortete ihm kaltblütig der Hohepriester. Handeln müssen wir, können es aber nur thun mit Hilfe theologisch-dialektischer Mittel. Mit solchen Mitteln ist es schon einmal unseren Agenten gelungen, die Popularität und das Ansehen des Rabbi zu untergraben. Versuchen wir solches noch einmal. Wählen wir die schlagfertigsten unserer Dialektiker, damit sie morgen mit Hilfe der Autorität der heiligen Schriften den Pseudo-Messias auf dem Tempelplatze entlarven und in die Enge treiben, was um so leichter sein dürfte, als der Agitator kein Schriftgelehrter, sondern nur ein schlichter Handwerksmann ist. Möge er dann vor den Augen des ganzen Volkes ad absurdum geführt werden.

— Wird der Rabbi aber morgen auf dem Tempelhofe erscheinen? Dieses Menschen Pläne sind unberechenbar.

— Die Lerche schwingt sich zur Sonne, um in der Höhe ihr Morgenlied zu singen, gab Joseph zur Antwort, und der Feigenbaum streckt seine Äste zur Erde. Das Bedürfnis zu reden — ist die Natur dieses Nazareners. Er wird kommen!

Der Vorschlag des Hohenpriesters fand Beifall und bald waren die sophistischen Redner gewählt, die am nächsten Tage als Meute gegen Jeschua losgelassen werden sollten. Dieselben waren sehr selbst- und siegesbewußt und schienen die Lektion vollständig vergessen zu haben, die ihnen von Jeschua im Jahre vorher gegeben worden war, wo sie sich schimpflich vom Wortkampfe zurückziehen mußten.

Während für den nächsten Tag der Aktionsplan gegen Jeschua festgestellt wurde im schönen Marmorsaale des Hohenpriesters mit den vielen vergoldeten Stand- und Wandleuchtern, den seidenen Polsterdivans und den dicken, meso-

potamischen Teppichen, saß der eigentliche Herr des Tempels auf harter Holzbank in der Gärtnerstube der Villa Gethsemana, die nur von dem Scheine eines winzigen Lämpchens erhellt war. Das frugale Abendbrot aus Brotfladen, Käse und gedörrten Früchten stand unberührt neben ihm.

Lange saß Jeschua da in tiefem Sinnen; der nächste Tag sollte der letzte Wirkungstag seiner öffentlichen Lehrthätigkeit sein. Zuletzt faltete er die Hände, sprach laut sein Gebet, blies die Flamme des Lämpchens aus und legte sich in einer Ecke des Gemachs zur Ruhe. Ein niedriger Gartenschemel diente ihm als Stützpunkt für das müde Haupt.

Anderen Tages hatte das Volk den Tempelvorhof schon zu früher Morgenstunde besetzt, von der Erwartung getragen, daß endlich die Festivitäten beginnen würden, denn undenkbar schien es, daß die Wiederaufrichtung des Davidischen Königsstuhles sich ohne alle und jede festliche Feier vollziehen sollte!

Aber schon wurden vereinzelte Äußerungen der Verdrossenheit über bisherige Verzögerung der Festlichkeiten laut.

— Ich sage euch, an der Verzögerung kann nur der Hohe Rat von Jerusalem schuld sein.

Dieses sprach ein stämmiger Galiläer, der noch hinzufügte, man müsse alle die vornehmen Herren und Landesobersten tot schlagen und zur Hölle senden.

Das Wort trug sich entstellt weiter und erhielt zuletzt den Sinn, daß wirklich der Senat an allem schuld sei.

— Stürmt den Palast des Senats, steinigt die Räte, welche uns die Spenden vorenthalten — brüllten einige Händelsüchtige, denen es nach irgend einer Aktion, bei der man seine Kräfte bethätigen konnte, gelüstete.

Leute, die selbst nichts zu verlieren hatten und ihren Spaß haben wollten, suchten Öl ins Feuer zu gießen, indem

sie die Rauflustigen und Zerstörungslüsternen durch Spottreden reizten und anstachelten. Schon drohte eine regelrechte Volksrevolte auszubrechen, so daß die Blinden, Krüppel und Kranken, die in dem lebhaften Gewühl zertreten oder zu Tode erdrückt zu werden befürchteten, laut zu jammern begannen. Sie hatten sich gleich nach Eröffnung der Tempelthore in den Vorhof tragen lassen, um einer Gnadenheilung, wie solche tags zuvor geschehen waren, teilhaftig zu werden.

In den Tumult hinein erschallten von den Thoren her jauchzende Rufe, welche die Ankunft des Messias verkündeten.

Gleich darauf drängte sich ein jubelnder Menschenknäuel zur Mitte des Platzes und gab dann dem Messias Raum, der zunächst die Reihen der Kranken und Elenden abschritt, jeden der Hilfsbedürftigen berührte und unter tröstlichem und liebevollem Wort gesund und kraftvoll entließ.

Bei dieser Wunderthat flammte wiederum des Volkes begeisterter Jubel empor; von neuem huldigte es dem Wunderthäter mit den üblichen Königsgrüßen. Jeschua hatte an diesem Tage, trotz seines blassen, leidenden Ausdrucks im Antlitze, etwas ganz besonders Hoheitsvolles, Königliches an sich, obgleich er auch heute die schon früher von uns geschilderte Bauerntracht trug, den schwarzhärenen, ärmellosen Leibrock auf einfachem, langen, faltenreichen Hemde.

Diesem Manne in solch' einfacher Tracht huldigte das Volk als seinem Könige!

Jeschua gab ein Zeichen zur Ruhe und begann, wie am Tage zuvor, eine im wärmsten Tone gehaltene Lehrrede, die weit über den großen Platz hin hörbar blieb.

Der Tracht nach ein schlichter Landmann, der ganzen Erscheinung nach ein majestätischer König, steht der Messias da und läßt in mächtigem Strom seine Worte über das Volk, über Tausende der fremden Juden fließen.

— Er redet wie der Prophet Johannes, den ich am Jordan habe predigen hören, flüstert ein Syrer seinem Nachbar zu.

— Der ist mehr denn Johannes. Der Täufer hat ihm zu Füßen gelegen.

— Ja wahrlich, dieser Mann Gottes muß der rechte Messias sein, ruft ein kyrenäischer Jude seinen Landsleuten zu.

— Schaffet Raum, schaffet Raum, hört man von den hintern Reihen her.

— Platz für die Hohenpriester![1]) schreien noch lärmender die Trabanten des Senats.

Aus alter devoter Gewohnheit macht das Volk unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen den Landesobersten Platz.

Angethan mit buntseidenen, goldgestickten Gewändern, die Leibgürtel reich mit Edelsteinen verziert, die hochgeschlungenen bunten Turbane mit Goldfranzen besetzt, schreiten die Senatsdelegierten in ihrer vollen stolzen Würde durch die ehrerbietig zurückweichenden Reihen. Sie treten ohne Gruß an den Messias heran und unterbrechen dessen Rede mit der barschen Frage, wer ihn bevollmächtigt hat, hier, im Tempel, den Herrn zu spielen?

Die Senatoren wähnen, schon ihre pomphafte Erscheinung allein müsse den Pseudo-Messias verwirren.

Die Jünger werfen ängstliche Blicke auf den Meister und besorgen, es könnte gleich ein gefährlicher Konflikt mit der obersten Landesbehörde erfolgen.

Die vom Senat stehen gar stolzen Hauptes da, Antwort

---

1) Solchen Titel trugen Mitglieder der 4 hohenpriesterlichen Geschlechter, auch wenn sie die Würde selbst nicht bekleidet hatten.

heischend. Das Volk ist neugierig, wie sich der, dem es vor kurzem noch als König gehuldigt, zum Senat stellen werde.

Jeschua erteilt nicht sogleich Antwort. Mit durchdringendem, vorwurfsvollen Blick sieht er die Fragesteller an. Sie können diesen Blick nicht ertragen und senken die Augen zu Boden. Ohne auf die Frage zu antworten, stellt Jeschua die Gegenfrage, ob Johannes von Gott oder von den Menschen gesandt worden sei?

Die Gegenfrage bringt die Senatoren in Verlegenheit, welche gehofft hatten, dem einfachen Arbeiter aus Nazareth zu imponieren; nun aber können sie selbst sich nicht des unerwarteten Eindrucks erwehren, den Jeschuas hoheitsvolle Persönlichkeit auf sie selbst unwillkürlich gemacht hatte. Außerdem sind sie von der Gegenfrage verwirrt, denn, da das Volk Johannes als Heiligen verehrte, durften sie es nicht wagen, die göttliche Mission des Johannes zu leugnen, Johannes aber hatte auf Jeschua als den Gottgesandten hingewiesen.

Das alles wissen die Fragesteller sehr wohl, behelfen sich aber in ihrer Verlegenheit mit der Antwort:

— Wir wissen es nicht.

— Nun, dann sage ich euch auch nicht, in wessen Vollmacht ich hier handle.

Ohne den hoffärtigen Senatsgliedern weitere Beachtung zu schenken, setzt Jeschua seine unterbrochene Rede fort und unterzieht dabei, unter der Form von Gleichnissen, das ganze religiöse Wesen und Treiben der regierenden Klassen einer strengen Kritik.

Hatte das Volk sich darüber verwundert, daß der Herr kurz angebunden die Landesobersten, vor denen er ohne Furcht und Zagen stand, abfertigte, so staunte es noch mehr

über den Freimut, mit dem Jeschua die Schäden der obersten Volksklassen aufdeckte.

Die Senatoren, der komisch kläglichen Rolle, die sie soeben gespielt, wohl bewußt, hatten sich etwas zurückgezogen, um miteinander Rat zu halten.

Sie hörten, worüber Jeschua sprach und beschlossen nun, die Wirkung der Rede durch häufige Störung abzuschwächen.

Jetzt drängten sie sich mit Hilfe ihrer Trabanten wieder vor, unterbrachen von neuem die Rede Jeschuas und legten ihm mit sehr lautgesprochenen Worten die politisch höchst peinliche und verfängliche Frage vor: ob es recht sei, dem Kaiser Zins zu geben?

Die Mienen der Fragesteller trugen den Ausdruck kindlicher Einfalt, aber aus den Augen blitzte tückische Bosheit. Lauernden Blicks warten die Landesräte auf Antwort.

Ja, welche Antwort wird der Messias geben? fragt mit gespannter Erwartung das umstehende Volk.

In den Augen des rechtschaffenen Israeliten war der Kaiser, die Personifikation des Cäsarismus, eine Ausgeburt der Hölle und die Erhebung von Steuern zu seinem Besten wurde als eine Vergewaltigung des Landes angesehen, das dem Gotte Jahve gehörte, dem somit allein jeglicher Zins zukommen müßte. Die Bejahung der Frage war ein Verstoß gegen das religiöse und politische Selbstgefühl des Volkes; die Verneinung war eine Herausforderung Roms, gleichwert einem Versuche, eine Empörung gegen die Römer anzufachen, einer Anstachelung zum Widerstande gegen Rom.

In gleichmütigem, ruhigen Tone verlangt Jeschua, ihm eine Münze vorzuweisen.

Einer der Senatoren beeilt sich, aus seiner reichgefüllten

Gürteltasche eine Goldmünze zu ziehen und sie dem Rabbi darzureichen.

— Wessen ist das Bildnis und die Überschrift? fragt letzterer.

— Des Kaisers! ist die zuversichtliche Antwort.

— So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, entscheidet Jeschua die Frage in kurzer, ruhiger Weise.

Eine klügere, politisch wie religiös gerechtfertigtere Antwort hätte kein Sterblicher geben können! Sie frappiert daher Volk, wie Senatoren. Diese sind verdutzt, wissen nicht, was sie antworten sollen und fühlen ihre Niederlage um so mehr, als sie die auf sie gerichteten schadenfrohen, höhnischen Blicke des Volkes bemerken und die Beifallsbezeugung des Volkes hören, welche auf Jeschuas Antwort erfolgte.

Der Herr aber nimmt seine Predigt wieder auf.

Noch einigemale stören die abgesandten Räte den Lehrvortrag, noch einigemale werden verfängliche Fragen aus politisch-religiösem Gebiete vorgelegt, doch Jeschuas treffende und schneidige Antworten bringen die Herren in neue Verlegenheit, bis sie sich endlich, tief beschämt ob ihres vollen Mißerfolges, gänzlich zurückziehen. An der Sophistik, mittelst derer sie zu siegen gehofft hatten, erlitten sie selbst Schiffbruch. Es war von vornherein ein verfehltes Beginnen, den Sohn Gottes mit den Waffen menschlichen Fürwitzes anzugreifen. Die Demütigung der großstädtischen Intelligenz vor allem Volke durch den „simplen Arbeiter“ aus Nazareth war die gerechte Strafe für das heuchlerische Gebahren dieser Intelligenz. Mit Verdruß über den Mißerfolg ziehen sich die Senatoren gänzlich zurück.

Jetzt endlich kann Jeschua seine Predigt ungestört beenden. Aber in ihr erzittert ein Ton bitterer Wehmut.

Der Herr war gekommen, um der Menschheit die Wahrheit zu verkünden: die Wahrheit über das wirkliche Verhältnis der Menschheit zu Gott, die Wahrheit über die Strafe, deren die schuldbelastete Menschheit sich seitens Gottes zu gewärtigen habe, die Wahrheit über die Kluft, die Menschheit und Gott von einander scheidet, aber auch über die Möglichkeit, mittelst Hilfe des Sohnes Gottes, diese Kluft zu überbrücken.

Und wer hatte diese Wahrheit und zwar aus nichtigen irdischen Gründen zurückgewiesen? — Die Aufgeklärtesten des israelitischen Volks, die Lehrer und Leiter desselben.

Die große Masse des Volks war zwar in der ersten Minute geistiger Aufwallung enthusiasmiert für die neue Heilslehre, ging aber in der folgenden Minute zurück auf den alten ausgetretenen Pfad des Unglaubens und des Strebens nach irdischem Wohl.

Er, Jeschua, hatte mit göttlichem Eifer gepredigt, und was war das Resultat dieser Lehrarbeit? — Die Sammlung nur eines kleinen Häufleins Gläubiger, die sich empfänglich für die neue Gotteslehre gezeigt hatten. Das Volk in seiner Masse aber blieb mit seinem religiösen Bewußtsein zähe an seiner Werkheiligkeit und an dem Formenwesen des Tempeldienstes hängen!

Die Wahrheit, welche Jeschua in Predigt und Lehre offenbart, hatte man nicht angenommen; die Liebe, die er geschenkt, hatte man verschmäht; die Hoffnung, die er der Menschheit vorgehalten, hatte man spöttisch zurückgewiesen!

Mußte das Weh über solche Thatsachen nicht in den letzten Worten ausklingen, welche der Gottgesandte vor dem israelitischen Volke sprach, hier vor dem Tempel, den er zum letztenmal besuchte und dessen grausige Zerstörung er im Geiste voraussah?

Es war natürlich, daß er den Wehruf, der sich seiner Brust entrang, nicht unterdrückte, sondern in den Worten austönen ließ: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind .... Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden .... Das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben werden."

Mit solchem lauten Klageworte schloß die öffentliche Lehrthätigkeit ab.

Dieser Klageruf war das Abschiedswort, das der Rabbi Jeschua, der menschgewordene Sohn Gottes, dem Volke Israel auf dem Tempelplatze von Jerusalem sagte.

Das um den Messias versammelte Volk sah sich schwer enttäuscht in all seinen Hoffnungen; es hatte Siegeslieder über das neue triumphierende, messianische Davidsreich erwartet und erhielt am Schlusse der messianischen Botschaft statt gehoffter königlicher Spenden nur einen schmerzlichen Klageruf mit einer furchtbaren Zukunftsperspektive.

Wie betäubt stand das Volk da. Es war die dumpfe und schwüle Ruhe wie vor heraufziehenden Gewitterstürmen. Als Jeschua sich zum Fortgehen anschickt, erschallt kein Jubellaut, kein warmer Gruß; niemand umdrängt ihn, wie es sonst zu geschehen pflegte. Kalt und ruhig läßt man ihn scheiden.

Noch einen letzten Blick warf Jeschua auf das Marmorgebäude des israelitischen Heiligtums, dann schritt er gesenkten Hauptes, begleitet von seiner getreuen Jüngerschar durch die Thorhalle hinaus. Draußen vor dem Thore traten Hellenen an die Jünger heran, die gekommen waren, um den großen Propheten Jeschua zu sehen. Die Jünger machen den Meister auf die Fremden und ihr Begehr aufmerksam.

Noch zitterten in den Lüften die Worte nach „das Reich Gottes wird den Heiden gegeben werden," als schon Reprä-

sentanten des Heidentums dastehen und nach dem Sohne des lebendigen Gottes Verlangen tragen!!

Und vor die Seele des Heiligen tritt das Psalmwort: „Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Eigentum.“

Das Psalmwort richtet die gedrückte Seele auf, und Jeschua wirft einen dankbaren Blick zum Himmel. Den Hellenen sagt er einige freundliche, liebevolle Worte und schreitet dann der Stadt zu, für immer von dem Tempelbezirke scheidend.

Die Fremden schauen ihm nach, solange seine Gestalt ihren Augen sichtbar bleibt.

— Fürwahr, ruft der eine von ihnen aus, fürwahr, welch eine hehre Gestalt! In diesem Manne muß ein großer, heiliger Geist walten.

— Du hast recht, Aristarch. Käme Zeus auf die Erde, er könnte nicht anders aussehen, als dieser königliche Herr. Laßt uns ihn anbeten wie einen Gott.

Die Griechen warfen sich zu Boden und berührten wiederholt mit ihrem Haupte den Erdboden.

Vornehme Israeliten waren in diesem Augenblicke vorübergegangen.

— Mögen die Unreinen immerhin die Außenmauer unseres Tempelplatzes anbeten! bemerkten sie und schritten hochmütig vorüber.

Als Jeschua sich anschickte, zur Unterstadt hinabzusteigen, kamen ihm Simon und Thamar zufällig entgegen.

Ehrerbietig machten beide Platz und die Hände flehend erhebend, wagte es Simon, den Herrn anzureden:

— Heiliger Rabbi, du hast uns beide glücklich gemacht, so glücklich, daß unser Mund nicht im stande ist, genugsam dich zu loben und zu preisen. Alles was wir besitzen, steht

zu deiner Verfügung. O, Heiliger, segne unser Haus dadurch, daß dein heiliger Fuß unsere Schwelle betritt.

— Ich danke dir, Simon. Wenn die Zeit gekommen, werde ich dein Haus betreten. Möge Gott dir seinen Segen geben.

Die Jüngerschar mit ihrem Meister war bald im Gewirr der engen Straßen verschwunden.

Simon konnte nicht seine aufwallende Freude unterdrücken und jauchzte laut auf, daß Vorübergehende stillstanden und verwundert den Mann anschauten.

— Laß uns zum Tempel gehen und Gott danken, sprach er zu Thamar und zog sie in seiner freudigen Erregung fort.

Auf dem Tempelplatze fanden sie noch eine große Volksmenge vor, die auf irgend etwas zu warten schien, gerade wie am vorhergegangenen Tage, nur war das Volk bedeutend unruhiger geworden und ließ laute mürrische Äußerungen der Unzufriedenheit vernehmen. Der Jubelsang und Reigentanz waren schon seit dem vorhergehenden Abend auf immer verhallt.

Ein Mann in Arbeitertracht bahnte sich durch die Menge einen Weg und begann eine laute Ansprache, deren gewählte Worte einen verkleideten Schriftgelehrten erkennen ließen.

— Männer von Jerusalem, schrie er mit lauter Stimme. Männer von Jerusalem und rechtgläubige Israeliten! Worauf warten wir noch hier? Wir erwarteten, unser Messias, den wir unter Jubelhymnen in die Stadt geleitet haben, würde uns zu Glück und Ruhm, zu Ehre und Reichtum führen. Was ist statt dessen unser Lohn geworden? Derselbige Messias hat uns heute mit der Botschaft geängstet, daß Jerusalem, diese mächtige, königliche Stadt Davids, und daß dieser erhabene Tempel, in dem der Gott unserer Väter

seinen Sitz hat, zerstört werden würden und daß unser geliebtes, uns von Gott verheißenes Erbland verwüstet und ein Erbe der Heiden werden solle!! Bedenket doch selber, kann der Prophet einer solch unheilvollen Prophezeiung, einer solch augenscheinlichen Unmöglichkeit wirklich der echte, wahre Messias sein?

Wir alle wissen es von Kindheit an und unsere heilige Schrift sagt es, daß der Messias kommen wird, unser Volk und Land zu erhöhen, nicht zu vernichten und zu verwüsten, wie der Nazarener, dieser Prophet des Unheils, es uns verkündet. Ich weiß nicht, was ihr denkt, meine Seele aber ist von gerechtem Zweifel erfüllt worden.

Die Worte fingen Feuer.

Simon erhob seine Stimme zum Widerspruch, sie ward indessen übertäubt. Das Volk begann zu lärmen, zu schimpfen und Verwünschungen gegen den auszustoßen, der gestern und heute noch wunderbare Heilungen vollzogen hatte. Hier und da ließen sich Stimmen vernehmen, daß der Rabbi zwar ein mit wunderbaren Eigenschaften begnadigter Prophet, aber nun und nimmermehr der wahre Messias sei. Rohe Naturen schimpften einfach, daß sie vom Rabbi Jeschua betrogen worden seien.

Der Abend sah eine fast allgemeine Empörung der Gemüter gegen den, den man noch vor wenigen Stunden mit Jubellauten geehrt hatte.

Der Geschmähte wanderte indessen Bethanien zu. Die heutige Tagesarbeit war eine gar schwere gewesen. Der Abschluß der öffentlichen Lehrthätigkeit, die nur einen geringen Erfolg aufweisen konnte, hatte das menschlich empfindende Herz des Gottessohnes mit tiefem Kummer erfüllt.

Als Jeschua den Ölberg zur Hälfte der Wegstrecke

hinangestiegen war, blieb er, von einer physischen und seelischen Abspannung ergriffen, stehen und setzte sich zur Erholung auf einen Stein. Die Jünger lagerten sich zu seinen Füßen auf dem üppig grünen Rasen.

Ueber ihnen rauschten die Wipfel der Olivenbäume, vor ihnen, geschieden durch das Kidronthal, türmten sich die gigantischen Quadern des ummauerten Ostteils des Tempelbergs hoch bis zum Plateau des Berges empor. Ueber die Zinnen der Stadtmauern und Türme streckte sich zu stolzer Höhe Jahves Heiligtum, der weiße Marmorbau des Tempels, dem die Strahlen der Abendsonne einen violetten Schimmer verliehen. Der ganze Komplex der Gebäude des Tempelberges lag da in wunderbarem Farbenglanze, in der klaren, durchsichtigen Luft zeichneten sich die Konturen der Gebäude scharf ab. Es war ein entzückendes Landschaftsbild, welches auch von den Jüngern mit lauter Begeisterung genossen wurde.

Im grellsten Gegensatze zu dieser Begeisterung stand des Herrn tieftraurige Rede: „Wahrlich, ich sage euch, nicht ein Stein wird hier auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.“

Die betroffenen Jünger sehen den Herrn fragend an: wie wäre es nur möglich, solch mächtigen Bau zu zerstören? Könnte denn wirklich Jerusalems Herrlichkeit untergehen? Als Antwort darauf rollt ihnen ihr Meister das Zukunftsbild der Stadt und des Landes auf. Er erzählt dabei von Greueln, die an heiligster Stätte verübt werden würden, erzählt von den Schicksalen, von denen die Bewohner getroffen werden würden, und gibt, besorgt um die Seinigen, einige Winke betreffs des Zeitpunktes, an welchem die Gläubigen die Stadt auf immer zu verlassen hätten.

Die Prophezeiung schloß mit den Worten: sie, die

Landeseinwohner, werden fallen durch des Schwertes Schärfe und gefangen geführt unter alle Völker und Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird!

Tief erschütternd wirkte diese Vorhersage auf die Jünger, welche die alte, heilige Stadt Davids liebten und verehrten. Und dieser Stadt sollte in naher Zukunft solch entsetzliches Ende werden! Es war zu schrecklich.

In trübem Sinnen ließen sie schwermütig die Köpfe sinken und schwiegen.

Gedanken anderer Art durchzogen indessen den Sinn des Juda. Wie stolz und zukunftsfreudig war er zur Seite des Gefeierten in Jerusalem eingezogen, von Hunderten um sein nahes Verhältnis zum messianischen König beneidet. Jetzt war der süße Traum von irdischer Herrlichkeit verflogen und Gegenwart und Zukunft erschienen ihm düster und nackt. Und wiederum machte er sich selbst Vorwürfe, warum er diesem Meister gefolgt sei, warum er sich von dessen Gottessohnschaft hatte täuschen lassen!!

Der in seinem Herzen gegen Jeschua bereits glimmende Haß ward durch die bittere Enttäuschung und die verlorene Hoffnung auf irdisches Glück und Ansehen zur hellen Flamme angefacht.

Jeschua erhob sich und führte, vom Wege abkehrend, die Jünger zur Villa Gethsemane. Anschließend an das Zukunftsbild Jerusalems eröffnete der Herr während der Wanderung den Jüngern einen prophetischen Blick auch in die Zukunft der Gesamtwelt, redete von dem Untergange der alten Welt, von seiner einstigen Wiederkehr und von der Errichtung einer neuen, edleren Welt, einer Welt Gottes.

Hiermit schloß denn auch die engere Lehrthätigkeit im stillen Kreise der Jüngerschar ab.

In der Villa sank Jeschua, bis zum äußersten abgespannt, in den letzten Schlummer, der ihm im irdischen Dasein zu teil werden sollte.

Unter dem natürlichen Blätterzelte der Feigenbäume fanden die Jünger ihr Nachtlager und verfielen bald, in ihre Mäntel gehüllt, in tiefen Schlaf.

Nur den Juda, in dessen Seele unheimliche, böse Entschlüsse emportauchten, floh jeglicher Schlaf.



XII. Kapitel.

Ein bedeutungsvoller Tag.

Nach Anbruch des nächsten Tages[1]) versammelte Jeschua seine Jünger um sich und redete abermals tiefernste, schwerwiegende Worte zu ihnen.

Er eröffnete der Schar der Jünger, daß dieser Tag der letzte des Zusammenseins mit ihnen sei, denn am folgenden sei es ihm beschieden, sie zu verlassen und aus dem irdischen Leben zu treten. Am heutigen Abend aber wolle er gemeinsam mit ihnen das Passahlamm essen. Petrus und Johannes beauftragte er, das Osterlamm zu kaufen und es im Hause des Senators Simon zuzubereiten, der dazu die Erlaubnis geben würde.

Darauf entließ er alle Jünger, um mit Gott allein zu sein und die letzte Einkehr in sich selbst zu halten.

Betrübten Herzens gingen die Jünger davon, um ihren

---

1) Die Erinnerung an diesen Tag wird am Gründonnerstage der Karwoche gefeiert.

Auftrag auszuführen und zum Abend im Hause Simons ihren Meister zu erwarten.

Jeschua selbst verließ die Villa Gethsemane und suchte die Waldeseinsamkeit auf. In der Stille der Natur, unter harzduftenden Zedern, bereitete er sich zu dem vor, was ihm zu thun noch oblag. Zum Abend wandelte er zur Stadt und betrat das Haus Simons, wo er seine Jünger bereits vorfand.

Unterdessen hatten sich in der Stadt selbst mancherlei Ereignisse zugetragen.

Es war in den Vormittagsstunden dieses Tages.

Im Senatspalaste gab es, wie gewöhnlich zu Festzeiten, reichliche Arbeit. In den Vorhallen des geräumigen Sitzungssaales hockten auf groben Matten zahlreiche Schreiber, welche fleißig ihren Dienst an breiten und niedrigen Tischen verrichteten. Höhere und niedere Verwaltungsbeamte kamen und gingen. Soldaten der Tempelwache oder der Polizeimannschaft brachten Meldungen und erhielten Befehle.

Im Sitzungssaale tagte fast in Permanenz als Beihilfe für den Verwaltungsrat eine spezielle Exekutivkommission des Senats, denn die Passahzeit führte sehr viel Arbeit und Sorge mit sich, war freilich dafür auch die goldene Erntezeit für die Tempelverwaltung und deren Beamtenwelt. Da war die Sorge um die Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung und Sicherheit, für welche der Senat die Verantwortlichkeit gegenüber der römischen Oberherrschaft trug. Da war ferner die Arbeit einer ordnungsmäßigen Einkassierung und Buchung der Tempelsteuern von Einheimischen und Fremden, Buchung der Annahme und Ausgabe von Gelddepositen, der Eintragung von Weihgeschenken und anderer Darbringungen zum Besten des Tempels. Dazu kamen Anordnungen hinsichtlich der Maßregeln für genügende Versorgung der Fremden

mit Lebensmitteln, Auswahl und Bestimmung der Lagerplätze, polizeiliche Verordnungen verschiedener Art, Ausfertigung von Entscheidungen in gerichtlichen Streitsachen und dergleichen mehr.

An diesem Passahfeste des Jahres 30 hatte der engere Verwaltungsrat des Senats, abgesehen von allen anderen Aufgaben, auch noch die heikle Frage zu erledigen, wie der „gefährliche Volksagitator", der Rabbi Jeschua ben Joseph, geräuschlos aus der Welt geschafft werden könnte?

Späher, die man ausgesandt hatte, um den Aufenthaltsort des Rabbi zu ermitteln, kamen unverrichteter Sache zurück. Sie hatten nur konstatieren können, daß der Gesuchte in den letzten zwei Tagen nicht in Bethanien gewesen und diesen Ort augenscheinlich gemieden hatte. Wo des falschen Messias augenblickliche Unterkunft sei, hatten die Leute nicht auskundschaften können.

— Das ist schlimm, daß wir sein Thun und Treiben nicht beobachten lassen können. Er pflegte sonst zu dieser Zeit im Tempelhofe zu erscheinen, heute aber ist er auch dort nicht anzutreffen. Das ist ein unfehlbares Zeichen, daß er irgend etwas im Schilde führt.

— Zu aller übrigen Sorge nun noch die Sorge um diesen Menschen, das ist wirklich zu viel, äußerte seufzend der Chef der Polizeiverwaltung.

Ja, es war nicht zum verwundern, daß schon der bloße Name „Jeschua" die ehrenwerten Landesräte in Verstimmung, wenn nicht gar in heftigen Zorn brachte, hatte doch der Reformator ihnen allen zu oft die Wahrheit gesagt.

In diesem Hasse gegen den Gottgesandten fanden und verbanden sich die sonst feindlichen Herzen der hohenpriesterlich-aristokratischen, wie der pharisäisch-demagogischen Partei des Senats.

Jeschua hatte das Pharisäertum zu oft einer vernichtenden

Kritik unterzogen, hatte zu oft die Repäsentanten desselben in öffentlichen Reden gezüchtigt. Kein Wunder, daß die demagogische Partei am eifrigsten den Tod des „Volksverführers verlangt hatte, der alle Religiosität in Israel untergrabe.“

Als die Späher entlassen waren, sprang einer der Pharisäer von seinem Lager auf und fragte erregt den Hohenpriester:

— Wird man denn nicht endlich energischer gegen den Agitator vorgehen? Ist es denn wirklich nicht möglich, gewandtere Späher zu dingen, als diese Leute, die entweder den Schlupfwinkel des Gesuchten gar nicht suchen oder überhaupt ihn gar nicht finden wollen?

Der Hohepriester antwortete mit sarkastischem Lächeln:

— Vielleicht bist du, weiser Tarphon, so gütig, auf dich die Mission zu nehmen, den wunderthätigen, als Heiligen verehrten Mann aus dem Volkshaufen herauszuholen und in Gewahrsam zu bringen? Bei deiner Energie müßte es gelingen, den Rabbi aufzuheben. Versuche es doch, wir geben dir die nötige Mannschaft.

Auch Ananos machte seinerseits auf den Pharisäer einen Angriff, indem er bemerkte:

— Gar leicht ist es, redeeifriger Tarphon, Worte des Vorwurfs zu sagen. Leicht ist das Wort selbst, wie die Lüfte, die es tragen, doch schwer ists, Thaten zu thun. Übernimm sie doch, Tarphon! Als erfahrener Mann sage ich dir, dem jüngeren, nur eines: Will man einen Verbrecher fangen, muß man erst der Umgebung desselben sicher und gewiß sein.

— Dein Mund, Vater Ananos, spricht stets weise, trat Joseph in die Rede. Durch unsere Agenten habe ich bereits die Volksmassen umstimmen und gegen den falschen Messias aufhetzen lassen. Diese Taktik scheint mir besseren Erfolg zu versprechen, als ein direkter Angriff auf die Person des Rabbi.

— Wenn wir doch seinen Versteck wüßten, seufzte der Tempelhauptmann.

In diesem Augenblick unterbrach ein Diener die Verhandlung mit der Meldung, ein Schüler des Rabbi Jeschua begehre in sehr wichtiger Angelegenheit vor das Antlitz des Hohenpriesters zu treten.

Seltsam überrascht erhoben sich die Räte von ihren Polstern. Der eine meinte, der Rabbi wolle durch einen Unterhändler kapitulieren, der andre, er wolle als Triumphator dem Senate seine Bedingungen diktieren.

— Bieten wir dem Rabbi Gold, viel Gold, daß er das Land verlasse. Danach . . . unterwegs . . . von ungefähr . . kann er durch einen Unglücksfall umkommen, äußerte sich Tarphon.

Joseph befahl den Jünger vorzuführen.

Mit gespannter Neugier bohrten sich die Blicke aller in die schmächtige Gestalt des Juda, der sich vor den Gewaltigen des Landes zu Boden warf, mit dem Haupte demutsvoll den Mosaikboden berührte und sodann um Gnade flehte.

— Und worin besteht dein Vergehen? fragte in ernstem und kühlem Tone der Präsident.

Auf den Knieen liegend erzählte Juda, er sei ein Schüler des Rabbi Jeschua, sei mit ihm durch die Lande gezogen, habe ihm geholfen in der Agitation gegen die bestehende Ordnung, habe den Bann- und Verhaftsbefehl des Synedriums ignoriert — kurz habe sich gegen das heilige Synedrium sträflichst vergangen. Endlich aber sei ihm das Verständnis über seine sträflichen und sündhaften Handlungen erwacht, und jetzt empfinde er Reue und sei bereit, dem Haftbefehle des Synedriums nachzukommen und des Rabbi Versteck anzugeben behufs stiller, geräuschloser Verhaftung des Verbannten.

Eine gar freudige Überraschung ergriff die Anwesenden.

Auch Joseph hätte Juda freudigst umarmen mögen vor innerem Jubel, doch blieb sein Antlitz äußerlich streng und kalt. Heuchlerisch streckte er die Arme zum Himmel und rief emphatisch aus:

— O Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, höre unseren Dank, den wir dir, du allmächtiger Gott, dafür darbringen, daß du wiederum einen schweren Sünder auf den Weg des Gesetzes zurückgeführt hast, welches von dir uns nichtigen Knechten zu unserem Leibes- und Seelenheile gegeben worden ist.

Nachdem er sodann dem Juda befohlen, sich zu erheben und zu ihm näher heranzutreten, und ihn über seine Personalien ausgefragt hatte, fuhr er in salbungsvollem Tone fort:

— Wohl hast du, Bürger von Karioth, Böses gethan und harte Strafe verdient, doch weil du so tiefe Reue zeigst, will das Synedrium dir so gnädig sein, wie ein Vater seinem reuigen Kinde gegenüber. Und, obwohl du dein eigenes Seelenheil durch die Abwendung von dem falschen Messias sicherst, der gottlästernd sich einen Sohn Gottes nennt und dafür auch dem Teufel verfallen bleibt — so verdienst du gleichwohl den Dank der höchsten Landesbehörde und damit auch den Dank des ganzen israelitischen Volkes!

Du selbst mußt es gestehen, daß dieses arme Volk unter der verbrecherischen Agitation deines Meisters zu großem Schaden gekommen ist. Dieser ruchlose Mann will den religiösen Bau umwerfen, welcher von Moses selbst, infolge göttlicher Eingebung, für alle Ewigkeit dem auserwählten Volke errichtet worden ist.

Das Synedrium wird dein Verdienst um das Wohl des Gesamtvolkes nie vergessen!

Fortan sollen dir geziemende Ehren erwiesen werden und

du erhältst ein gutes Amt, das deinem Verdienste entspricht. Einen Volksverführer zu Fall zu bringen, ist eine Gott wohlgefällige That, zu welcher jeder wahre Patriot verpflichtet ist. So führe denn, du patriotischer Mann aus Karioth, die Absicht, die du dir zum Besten des Volks vorgenommen, zum rechten Abschlusse! Der Lohn dafür soll dir nicht fehlen!"

Die Räte umdrängten den Verräter, drückten ihm die Hand, zogen ihn zu sich auf den Divan, wo er, beglückt von der zuvorkommenden Freundlichkeit der vornehmsten Leute des Volkes, Platz nahm.

Judas Herz jubelte, sein Antlitz war verklärt, seine Eitelkeit auf das angenehmste durch die Aufmerksamkeit erregt, die man ihm schenkte. Im Augenblicke schien ihm der Gedanke kein unmöglicher zu sein, einst als Landessenator hier auf schwellendem Polster zu ruhen. Dieser Gedanke machte ihn fast schwindeln.

Je mehr man sich mit dem abgefallenen Jünger Jeschuas abgab, desto mehr schwand diesem die devote Befangenheit. Er schien sich bereits als Gleicher unter Gleichen zu fühlen. Sein Mut hatte sich gehoben und seinem Wesen eine strammere, stolzere Haltung gegeben. Sein sonst verdüstertes Gesicht hatte einen freudelächelnden Ausdruck angenommen.

Fürwahr, dem Juda war dieses die schönste, erhabendste, glücklichste Minute seines bisherigen Lebens.

Es war natürlich, daß er von allen Seiten mit verschiedenen neugierigen Fragen angegangen wurde.

Auf die Frage, wie es gekommen, daß man trotz zahlreicher Späher nicht erfahren hatte, wohin der falsche Prophet nach seinen öffentlichen Predigten sich zu begeben pflegte, gab er genügende Erklärungen.

Der eifrige Tarphon fand es für notwendig den Vorschlag zu machen:

— Wir müßten augenblicklich den Plan besprechen, wie wir schnellmöglichst, mit Hilfe dieses vortrefflichen Mannes, uns des Rabbi bemächtigen könnten.

Der Vorschlag kam dem Hohenpriester ungelegen. Dieser listige aber vorsichtige Mann kalkulierte, daß, wenn unter zwölf Jüngern ein Verräter zu finden war, es unter vielen Senatsbeamten zwei bis drei Personen geben könne, welche fähig seien, Jeschua von dem Vorhaben des Senats in Kenntnis zu setzen. Deshalb wollte er heimlich alles selbst einfädeln und antwortete:

— In dieser Angelegenheit ist eine Masse von Nebenumständen in Erwägung zu ziehen, auf welche man Rücksicht zu nehmen hat. Es muß alles reiflich überlegt werden. Daher werde ich mich zunächst mit dem Tempelhauptmann beratschlagen, danach die Angelegenheit dem Senate vorlegen. Auch habe ich vorher noch mit dem ehrenwerten Juda unter vier Augen zu verhandeln.

Joseph wollte sich des Juda vergewissern, ihn nicht mehr aus den Händen lassen, und that das unter dem Vorwande, den Jünger in seinem eigenen Palaste ehrenvoll bewirten zu wollen. Zu kleinen etwaigen Ausgaben ward dem Jünger ein Beutel mit Geld aus Staatsmitteln eingehändigt, in Höhe von etwa 25 bis 30 Thaler, der Summe, welche, Landesgesetzen gemäß, von dem als Sühngeld bezahlt werden mußte, welcher einem andren Manne einen Sklaven getötet hatte.

Der Preis eines Sklaven für den Messias! Welch ein ruchloser Hohn lag in diesem Sühngelde!

Der Hohepriester befahl nun einem Beamten, Juda in den Amtspalast zu führen und beim Haushofmeister ein solennes Mahl zu bestellen, zu dem er selbst, der Hohepriester, sich

24*

baldthunlichst einfinden werde. Entzückt über die Liebenswürdigkeit der Senatoren, verließ Juda den Saal und durchschritt stolzerhobenen Hauptes die Vorhalle. Den Schreibern und Thürhütern, vor denen er beim Eintritt tiefe Verbeugungen gemacht hatte, schenkte er jetzt nicht die geringste Beachtung.

Während er unter dem Geleite des Senatsbeamten dem Palaste des Hohenpriesters zuschritt, sagte er sich, daß ihm nun eine glänzendere Laufbahn bevorstehe, als in dem Gefolge seines früheren Meisters. Er hätte auf keinen Fall in diesem Augenblicke mit Johannes oder Petrus tauschen mögen, deren bevorzugtere Stellung zum Meister er oft beneidet hatte.

Nachdem im Senatspalaste die schweren Thürvorhänge sich hinter dem verräterischen Jünger geschlossen, vermochten die anwesenden Senatsglieder nicht mehr, ihre würdevolle Haltung zu wahren. Sie brachen in lärmenden Jubel aus, klatschten in die Hände, stampften mit den Füßen, gestikulierten mit den Armen und stießen jauchzende Töne aus.

Das war des jüdischen Senats Hosiannajauchzen!

Ananos betete mit lauter Stimme:

— Wir loben und preisen dich, großer Gott, daß du diesen Mann aus Karioth deinen Knechten gesandt hast als eine Leuchte in der Finsternis der Ratlosigkeit. Gelobt und gepriesen sei dein Name.

Auch Joseph faltete die Hände und rief: Wahrlich, der Name des Herrn sei gepriesen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Sonst pflegte man Worte des Gebets in diesen Räumen nicht zu hören, auch dieses Mal fanden sie keine besondere Beachtung und wurden durch den lärmenden Ruf überschallt:

— Den verruchten Nazarener müssen wir heute schon in unsere Gewalt bekommen und abthun, denn morgen beginnt der große Sabbat.

— Ja, wahrlich, heute schon muß er getötet werden.

Ein ängstliches Mitglied der Versammlung fragte besorgt:

— Ist aber nicht das Volk zu fürchten? Hier in Jerusalem sind bereits mehrere Tausende von Galiläern, Landsleute des Agitators. Ihr alle wißt, was die für ein freches, zu allen Schändlichkeiten geneigtes Gesindel sind. Diese Leute könnten am Ende für ihren Landsmann eintreten.

— Diese Besorgnis wäre nur dann am Platze, wenn wir den Agitator aus dem großen Haufen herausholen wollten. Solch unkluges Thun haben wir nicht im Sinn. Übrigens ist ja auch der Gebieter von Galiläa in der Stadt, dessen Pflicht es ist, seine Unterthanen im Zaume zu halten. Jedenfalls können wir die ganze Angelegenheit getrost in die Hand unseres umsichtigen und erfahrenen Hohenpriesters legen.

Hiermit war die Versammlung einverstanden. Joseph aber ergriff das Wort:

— Die Aktion gegen den religiösen Schwärmer muß so geleitet werden, daß nachträglich alle Schuld auf die Römer falle. Von diesen Römern muß der Agitator gerichtet und verurteilt werden. Wenn wir im geheimen die Angelegenheit auch dirigieren, so müssen wir doch, dem äußeren Scheine nach, aus dem Spiele bleiben. Geht es nicht ganz nach unsren Wünschen und sollten wir direkt eingreifen, so muß den Dingen der Anschein gegeben werden, als seien wir nur infolge des Druckes seitens des gegen den falschen Messias erregten Volkswillens vorgegangen.

Um nochmals alles zusammenzufassen: Es muß so geleitet werden, daß die Verdammung und Hinrichtung Jeschuas durch die Römer geschieht und daß die moralische Verantwortung auf diese Römer, schlimmsten Falls auch auf den Plebs zurückfällt.

Das Hauptsächlichste ist vor der Hand, den Empörer

schnell abzuthun. Das Volk versöhnt sich leicht mit bereits vollzogenen Thatsachen und fügt sich dann ohne Widerspruch den Konsequenzen derselben.

Geschieht die Vernichtung des gefährlichen Mannes bereits vor Beginn des Festes, dann ist seitens des Volkes keine Reaktion zu befürchten, denn in den Festtagen denkt dieses nur an Genuß und Vergnügen und wird sich um das Schicksal eines abgeurteilten Galiläers weiter nicht abhärmen.

Das älteste Mitglied des Senats, der greise Jochanan, bezeigte während dieser Rede eine nicht zu verkennende Unruhe, dann gab er ein Zeichen und sprach, als völlige Stille eingetreten war, mit leiser Stimme:

— Lieben Brüder. Von alters her haben die Satzungen des Gesetzes und die Weise unserer Väter uns zur Richtschnur unseres eigenen Handelns gedient. Zwar haben wir den Nazarener noch nicht in unserer Gewalt, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß er hingerichtet werden muß. Hinsichtlich dieser Notwendigkeit aber muß ich euch, werte Männer, an das jüdische Gesetz erinnern, welches streng vorschreibt, daß diejenigen Kriminalsachen, auf welche Todesstrafe gesetzt ist, nach der ersten Gerichtsverhandlung von neuem am folgenden Tage durchgesehen und noch einmal verhandelt werden, daß somit das Endurteil erst nach erfolgter Revision des ersten Urteils gefällt werden darf. Diese Verordnung haben wir einzuhalten und nach ihr auch im gegebenen Fall zu verfahren, sind wir doch die von Gott gesetzten Hüter des Gesetzes.

— Vater Jochanan hat recht, stimmten einige dem Greise bei.

Joseph biß sich in die Lippe und machte eine unzufriedene Miene, fragte aber danach mit ehrerbietigem Tone:

— Deine Weisheit, Vater Jochanan, spricht stets das richtige. Bist du damit einverstanden, daß ein anderer Tag eingetreten ist, wenn die Sonne früh morgens von neuem aufgegangen?

Jochanan bejahte es.

— Dann können wir, fuhr Joseph fort, die alte Kriminalordnung streng einhalten: fällt der Agitator heute in unsere Gewalt, so urteilen wir ihn heute ab und revidieren morgen, wenn die Sonne aufgegangen, seinen Prozeß und vollziehen dann das Urteil. Auf diese Weise kann dem von Jochanan angezogenen Gesetze Genüge geleistet werden.

— Wird aber der Prokurator, dem das jus gladii zusteht, seine Einwilligung geben?

Der Hohepriester machte eine abwehrende Handbewegung und erwiderte mit verächtlichem Tone:

— Der Prokurator muß einverstanden sein, wenn er es auch nicht will. Er muß!! Der Nazarener hat sich als Messias proklamieren lassen. Diesen Begriff übersetzen wir ins Griechische mit dem Worte „König". Jeschua wird angeklagt, sich zum König der Israeliten aufgeworfen zu haben. Herr der Israeliten aber ist der Kaiser.

Der Kaiser und kein anderer ist Herr, Fürst oder König von Palästina und seine Beamten dürfen keinen aufrührerischen Prätendenten auf die Krone des jüdischen Landes dulden!!

Die Anwesenden stimmten dieser hinterlistigen Erklärung mit offenem und lautem Beifall zu.

Den Saal betraten einige neu angelangte Senatoren, die lachend erzählten, daß das Volk heute vergebens auf den Messias und seine königlichen Spenden gewartet habe und jetzt voller Wut gegen Jeschua sei.

— Diese Unzufriedenheit, diese Mißstimmung des Volkes

müssen wir zu verstärken und zu unseren Zwecken auszubeuten suchen. Gegen Extraentschädigung aus der Staatskasse wollen wir vertraute Männer unter das Volk senden, welche die verführte Menge über die verbrecherischen Umtriebe des Nazareners aufklären sollen.

So ward es im Rate beschlossen, so auch im Laufe des Tages ausgeführt.

Für 9 Uhr abends ward eine Plenarsitzung des Senats anberaumt.

Inzwischen hatte das auf dem Tempelplatze versammelte Volk vergeblich auf den Messias gewartet und hatte sich, müde des langen Wartens, zerstreut. Nur ein Häuflein treuer Anhänger und Verehrer des Rabbi hatte ausgeharrt, saß nun beisammen und tauschte unter einander Befürchtungen aus, welche durch das Nichterscheinen Jeschuas hervorgerufen waren. Man meinte, es müsse ihm ein Unglück zugestoßen sein oder vielleicht sei er gar gefangen genommen. Doch diesen Gedanken vermochten die Leute nicht in Einklang zu bringen mit der bewiesenen großen Wundermacht Jeschuas.

Auch die neu hinzugekommenen Kranken und Krüppel harrten aus in der Hoffnung, durch eine Handauflegung des Gottgesandten die Gesundheit wieder zu erhalten, wie all die Hunderte, die tagszuvor geheilt worden waren. Sie versuchten, die Jubelhymne zu intonieren, erhielten aber von der Tempelwache Schläge und stellten deshalb das Singen ein.

In den Nachmittagsstunden verbreitete sich das Gerücht, der Messias sei aus Jerusalem und seiner Umgebung verschwunden. Hie und da sprach man von einer Verhaftung.

— Wenn der Rabbi gleich dem Täufer Johannes verhaftet worden ist, so kann er allerdings ein großer Prophet sein, aber nicht der wahre Messias, denn dieser wird im Glanze irdischer Machtfülle erscheinen.

Diese Meinung verbreiteten Ratsagenten und erzielten damit, daß Zweifel und Enttäuschung mehr und mehr im Volke zunahmen, je mehr die Sonne gen Westen sank.

Der Abend des Tages war eingetreten.

An öffentlichen Brunnen, auf freien Plätzen, an den Kreuzungspunkten der größeren Straßen sah man schlichtgekleidete Männer, die anscheinlich zur Arbeiterklasse gehörten, mit so lauter Stimme diskutieren, daß die Vorübergehenden stillstanden und sich dichte Volksknäuel um die Sprecher bildeten.

Ähnliches konnte man außerhalb der Thore an den vielen Lagerplätzen der Festpilger beobachten. In die Gruppen der Lagernden mischten sich Männer in bäuerlicher Tracht, aber mit zarteren Gesichtern und feineren Händen. Dieselben entwickelten eine Beredsamkeit, welche weit über die bäuerliche Intelligenz ging. Es waren Agenten des Senats, welche die Aufgabe hatten, das Volk zu „bearbeiten". Überall sprachen sie über ein und dasselbe Thema: die Illegitimität des angeblichen Messias. Bei ihren Reden gingen sie gar vorsichtig zu Werk: tropfenweise gossen sie das Gift der Verleumdung und Lüge in die Seelen ihrer zufälligen Zuhörer und verstärkten so den schon aufgekeimten Zweifel an der Wahrheit sowohl der Person, wie auch der Lehre des angeblichen Messias.

Des Kontrastes wegen unterließen sie es nicht, das nationale Bild des echten und wahrhaften himmlischen Messias mit glänzenden Farben zu zeichnen, besonders aber in üppigsten Farbentönen das Paradies zu schildern, das der nationale Messias den Juden auf Erden bereiten sollte.

Dieses Bild des jüdischen nationalen Messias entsprach sowohl der nationalen Eitelkeit, wie der materiellen Genußsucht des Volkes. Diesem phantastischen Bilde konnte aber

in keiner Weise die schlichte Erscheinung Jeschuas entsprechen, der vom Himmel herabgekommen war, um eben nur ein geistiges Gottesreich zu gründen.

Um eines der Lagerfeuer vor den Thoren saß eine größere Menge Galiläer. Hier sprach ein Agent den Leuten ganz besonders eifrig zu.

— Wir haben, log er heuchlerisch, bisher treu an unserem teuren, frommen Rabbi gehalten, sind ihm bisher überall gefolgt, haben fest an ihn geglaubt und auch andere dazu gebracht. Doch wehe uns, wehe! Wie schmerzlich haben wir unsere Täuschung empfinden müssen!

Urteilt doch selbst, liebe Männer, die ihr weiser seid als wir einfachen Leute. Urteilt doch nur selbst: Allen ists aus der Schrift bekannt, daß der Messias mit königlichem Glanze in die heilige Burg Zion einziehen soll. Wie kann nun der Mann ein Messias sein, der mit wenigen Fischerbauern hier erschienen ist und sich abends in irgend einem Dörflein der Umgebung einen Schlupfwinkel als Unterkommen für die Nacht sucht?

Sollen etwa die 10—12 Fischer, die ihn überall begleiten, die himmlischen Legionen vorstellen, welche, wie die Schrift es vorhersagt, den wahren Messias begleiten werden?

Sind die Römer heute nicht ebenso stolz und herrisch, wie am ersten Tage, da wir dem Messias beim Einzuge in Jerusalem Siegeshymnen sangen?

Sind dem Volke Spenden erteilt, wie es Königen geziemt, welche in ihr Erbe, in ihr Reich einziehen?

Ja, wahrlich! Gesteht es euch selbst, ihr lieben Männer, nichts von allem trifft zu. Ich sage euch, wir alle insgesamt sind von einem Betrüger oder irrsinnigen Fanatiker in die Irre geführt worden!

— Der Mann scheint wahr zu sprechen, murmelte einer der Zuhörer laut vor sich hin.

Da drängte sich ein Hirt näher heran und rief zornig:

— Was faselst du da, du falscher, thörichter Mann! Was schmäht deine giftige Zunge den Heiligen!

Ich bin 12 Jahre blind gewesen und bin durch die gesegnete Hand des heiligen Jeschua sehend geworden. Tausenden hat er, der göttliche Wunderthäter, geholfen!

Ihr aber wagt es, den Heiligen zu lästern! Schmach über euch, ihr schlechten Leute!!

Einige der Pilger nahmen die Partei des Hirten, dem es nicht übel gelüstete, dem Verleumder Jeschuas eine Tracht Schläge zu erteilen, doch der Agent ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen und fuhr gelassen, aber mit noch mehr gehobener Stimme, zu reden fort:

— O, daß du blind geblieben wärest, du armer, bedauernswerter Mann. O, daß du heute noch blind wärest!!

Weißt du es denn, Unglücklicher, nicht, daß in unseren heiligen Schriften geschrieben steht, es würden viele falsche Propheten und Messiasse auftreten und mittelst Zauberei, mit Hilfe böser Geister Wunder wirken?

Wehe dir armer Mann! Wer durch Teufelsspuk geheilt worden, dessen Seele ist auf immer den Geistern der Hölle verfallen. Solche Seelen fahren direkt in die Hölle und Opferungen und Fürbitten des Hohenpriesters helfen nicht, Gott zu versöhnen. Was hilft denn da das Sehendwerden und das Gesundwerden, wenn die Seele selbst verloren geht? Glaubt mir Leute, der Rabbi thut Wunder mittelst Zauberei und Teufelsspuks, ist daher ein arger Bösewicht, ja selbst ein böser Geist, welcher das gesamte edle israelitische Volk zur Hölle führen möchte.

Wehe, Wehe über ihn, mehr aber noch über die Armen, die sich von ihm haben verführen lassen!

Die Verruchtheit dieser Anschuldigung paarte sich würdig mit der teuflischen Herzlosigkeit, mit welcher die Agenten das leicht zu überredende Fassungsvermögen des niederen Volkes irre zu führen suchten; Zweifel und Unruhe mußten ja fortan an den Seelen der durch Jeschua Geheilten nagen.

Die gewissenlosen Kreaturen des Senats wirkten in ähnlicher Weise an anderen Punkten.

— Was denkt ihr, lieben Landsleute, sprach einer von ihnen auf einem anderen Lagerplatze, was meint ihr dazu? Die klügsten Männer unseres Volkes, welche die ganze heilige Schrift von Anfang bis zu Ende im Kopfe haben und sie hersagen können — würden diese nicht schon längst in der Person des Rabbi Jeschua den Messias erkannt und anerkannt haben, wenn derselbe wirklich ein solcher wäre? Sind denn die galiläischen Fischerbauern, die Vertrauten des Rabbi, klüger als unsere weisesten Männer, klüger als unsre Schriftkundigen? Können die Fischer weiser sein, als unsre Volkshäupter, welche von Gott selbst zu unseren Führern und Leitern gesetzt sind? Gerade diese Führer und Leiter haben den Nazarener verworfen. Müssen wir nicht ihrem Beispiele folgen?

Unser Hoherpriester, welcher im Allerheiligsten des Tempels Auge in Auge mit dem heiligen Gotte verkehrt — der hat in Jeschua den falschen Messias erkannt, und wir, die wir nicht mit Gott verkehren, die wir nicht einmal würdig sind, den Priesterhof zu betreten — wir wollen klüger sein und anders denken als der Hohepriester?

Gesteht es euch doch nur selbst ein, daß es ein thörichtes Thun ist, den Jeschua ben Joseph, dem das Betreten des Priester=

hofes nicht einmal gestattet ist, als echten Messias zu preisen, während unsre weise und hohe Priesterschaft selbst ihn als falschen verwirft!!

Das Volk, das nicht das geistige Vermögen besaß, Wahres und Rechtes vom Falschen zu unterscheiden, ward verwirrt und ratlos. Selbst unter denen, die sich zum edlen Rabbi hinneigten, begann der Zweifel an der messianischen Legitimität desselben hervorzutreten. Bei manchen machte sich die veränderte Anschauung in lauten Verwünschungen Luft.

— Ja, fürwahr! Wir alle sind von dem falschen Messias verblendet worden.

— Drei Tage warte ich auf einen königlichen Gnadenakt seitens des Messias und habe noch nichts erhalten, klagte ein Sepphorite.

— Lieber Mann, warte nur noch dreihundertmal drei Tage und du wirst auch dann nichts haben.

— Dann ist der Mensch ein Betrüger.

— Endlich spricht dein Mund das Rechte. Ja, er ist ein Betrüger und zwar einer der gefährlichsten Art, welcher für den obersten der Teufel die Seelen einfängt und pro Stück bezahlt bekommt.

Die teuflische Aktion der Senatsagenten hatte die Unzufriedenheit und Erregung der kritiklosen Volksmassen gesteigert. Bereits wurden Rufe laut, den entlarvten Betrüger, den falschen Messias zu steinigen.

Der Hohepriester konnte zufrieden sein mit dem Erfolg seiner Agenten; es war gelungen die Masse der Bevölkerung und hauptsächlich der Fremden gegen Jeschua aufzuwiegeln.

Als die letzten Purpurstreifen der Abendsonne dieses Tages die hohen Wachttürme streiften, lag die Stadt längst in tiefem Schatten.

Im königlichen Schlosse des großen Herodes fand zu dieser Zeit ein schwelgerisches Mahl statt. Tafelfreuden bildeten ja fast das einzige Vergnügen der Römer in „barbarischen" Ländern, wo es weder Schauspiele, noch Ringkämpfe, noch Rennen gab.

Die Tafel war in einem hohen luftigen Saale gedeckt, der in einen Garten ausmündete. Blühende Pflanzen hauchten köstliche Düfte aus und das harmonisch plätschernde Wasser der Gartenfontänen machte die leichte Abendkühle noch erfrischender.

Mehrere große Wand- und Standleuchter ergossen eine beträchtliche Lichtfülle auf zwei Triklinien, die einen niedrigen breiten Marmortisch umgaben. Auf einer dieser bequemen Speisecouchetten lag Claudia Procula und ihr Gemahl, ihnen gegenüber drei Römer, Gäste des Pontius, deren höherer Bildungsstand sich durch den Gebrauch des Griechischen als Unterhaltungssprache kennzeichnete.

An schmucken Schenktischen vollzogen schöngekleidete Mundschenken kunstgemäß das Mischen des Weins mit Eiswasser. Junge schöne Sklavinnen, deren Glieder nur leicht von durchsichtigen sidonischen Gazegewändern verhüllt wurden, trugen ununterbrochen Speisen auf oder räumten sie ab.

Die Gesellschaft aber sprach mit dem besten Appetite Speisen und Getränken zu.

Claudia Procula hatte große Toilette angelegt. Ein zartes, hyazinthfarbiges Gewand aus feinster Baumwolle, dessen Säume von Goldstickereien strotzten, umschloß ihre zierliche Gestalt. Ein kostbares Diadem wand sich um ihre Stirne und strahlende Perlenreihen zogen sich um die schöngeformte Rundung des Halses und durch die Lockenfülle des Hauptes hin.

Teures Goldgeschmeide hing an den kleinen zarten Ohr-

läppchen und breite Goldspangen mit kunstvollen Gravierungen zierten die entblößten Arme und zartgebauten Fußknöchel.

Procula war in heiterster Stimmung. Sie war darin Meisterin, ihre Gäste nicht allein durch ihre anmutige und schöne Erscheinung, sondern auch durch ihre geistvolle und zwanglos-fröhliche Unterhaltung außerordentlich zu entzücken und anzuregen.

Ihr Gemahl aber, Pontius Pilatus, erschien auch heute in seiner, ihm meist eigenen grießgrämigen Laune.

Außer dem Tribun Marcus Licinius waren zwei junge römische Aristokraten anwesend, Gajus Justinius und Vitellius Rufus. Beide hatten in Rom ihr ererbtes Vermögen durch verschwenderisches Leben verpraßt und waren nun, dank ihrer Bekanntschaft am Kaiserhofe, zur Aufbesserung ihrer materiellen Lage nach Ägypten kommandiert worden, wo ihnen in der Verwaltung dieses kaiserlichen „Kabinettsgutes“ einträgliche Posten angewiesen worden waren. Der eine war vom Kaiser zum Oberpostdirektor, der andere zum Obersteuerdirektor von Ägypten ernannt worden.

Der Wunsch, ein jüdisches Passahfest mitzuerleben und den weltberühmten Jahvetempel zu sehen, hatte die jungen römischen Edelleute, Söhne von Senatoren Roms, veranlaßt, die beschwerliche Landreise nach Jerusalem zu machen. Ausgerüstet mit guten Empfehlungen hatten sie beim Prokurator selbst gastliche Aufnahme gefunden. Pontius pflegte eben jeden römischen Aristokraten, so derselbe nur irgend welche Konnexionen am kaiserlichen Hoflager hatte, mit größter Liebenswürdigkeit zu beherbergen. Augenblicklich befand sich die Tafelgesellschaft in lebhaftester Unterhaltung, wozu den Hauptstoff die am selbigen Tage aus Cäsarea angelangte römische Zeitung („Acta diurna“) hergegeben hatte, welche von den Buchhändlern Roms den in den Provinzen dienenden

vornehmen Römern mittelst der Staatspost zugeschickt zu werden pflegte.

An dem Inhalte der kleinen Skandalchronik, welche pikante Geschichten vom Kaiserhofe, natürlich in verblümter Sprache, brachte, hatte man sich köstlich amüsiert. Dabei war das Bedauern ausgesprochen worden, daß man in den Provinzen nicht auch solche „Acta“ habe, müßten doch auch hier viele Ereignisse pikanten Charakters stattfinden. Damit war das Gespräch auch auf die Stadt Jerusalem gekommen.

— Heute haben wir, Gajus und ich, von den Zinnen der Burg Antonia aus, den Jahvetempel beschaut, von dem die ganze gebildete Welt des Lobes voll ist. Es ist in der That ein herrlicher Bau. Wir brennen vor Begierde, morgen das Innere des Tempels zu besichtigen, sagte Vitellius Rufus.

Der Antiochier lachte hell auf, auch Pontius verzog sein Gesicht zu leichtem Lächeln und sprach:

Du erwartest wohl, edler Vitellius, daß die Juden dich im Tempel umherführen, dir alle Räumlichkeiten und Kostbarkeiten, auch sogar die geheimnisvollen Wunderdinge des allerheiligsten Raumes zeigen werden?

Armer Freund! Man wird dir nicht einmal Einlaß in den Vorplatz des Tempels gewähren.

Das ist aber wahr, daß der Bau ein außerordentlich prachtvoller ist, obgleich er zur Zeit noch nicht vollendet ist, was wohl erst nach 20—30 Jahren der Fall sein wird.

— Und das sagst du, der du Herr im Lande bist, Stellvertreter des Kaisers? Es ist undenkbar, daß uns kein Einlaß gewährt werden sollte!

Wir bauen auf deine Güte und deine amtliche Autorität als Prokurator. Wollen die Juden uns nicht hineinlassen, so erzwingen wir den Eintritt mit Gewalt, so du uns nur wenige Soldaten zur Eskorte gibst.

— So weit reicht meine Macht nicht — erwiderte Pontius offen. Thäte ich es auch, so würde der örtliche Senat, den man hier das große Synedrium nennt, gar bald euch und meine Soldaten bewältigen und töten lassen. Er hat die Befugnis, zur Bewachung des Tempels und zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein kleines Heer zu unterhalten.

Ei, Freund, mache nur immerhin verwunderte Augen! Vor Hinrichtung würde dich weder deine vornehme Geburt, noch deine Freundschaft am Kaiserhofe, noch dein römisches Bürgerrecht schützen. Denn wisse, der Senat und das Volk von Rom selbst haben den Juden gestattet, selbst römische Bürger zu töten, falls letztere beim Betreten verbotener Räume des Tempels betroffen werden. Und da könnte meine prokuratorische Gewalt euch nicht schützen.

Zudem ists überhaupt schwer, selbst mit Gewalt in das jüdische Heiligtum einzudringen. Todesmutig würden sich die Juden dem Eindringling entgegenstellen und man müßte sich erst durch diese lebendige Mauer hindurchhauen, um denselben Waffengang durch andere Tausende zu machen. Euch Fremden, freilich, ist der störrische Sinn der Juden, ihr national-religiöser Fanatismus noch nicht bekannt.

Wie gesagt, sie lassen sich eher abschlachten, als daß sie Andersgläubigen den Zugang zum Heiligtum gestatten; sie lassen sich eher morden, als daß sie einen Titel ihres mosaischen Religionsgesetzes aufgeben.

Jerusalem aber ist der ewige Kochherd des Fanatismus, an dem sich die Israeliten immer neu erwärmen. Hier, in dieser Stadt, steckt das einfache Volk noch starr in seinen alten Anschauungen. Die ausländischen Juden freilich, namentlich die, welche unter dem Einflusse römischer und

griechischer Kultur aufgewachsen, die zeigen allerdings laxere Grundsätze in Bezug auf ihre mosaische Orthodoxie.

— Das ist ja eine himmelschreiende Barbarei, rief Gajus empört aus, und ihr wird noch von uns, den Herren des Landes, Vorschub geleistet! Das ist ja für die Römer selbst schimpflich!

— Man muß die Sache von dem administrativen Standpunkt betrachten, gab Pontius trocken zur Antwort. Uns Römern kann das interne Treiben der Juden doch höchst gleichgültig sein, denn dem Reiche gegenüber ist das jüdische Volk nur Steuervieh und noch dazu ein geduldiges. Es zahlt demutsvoll seine Steuern, ob es aber dabei Wut und Grimm im Herzen birgt, was kann uns das kümmern? Zahlen — ist die Hauptsache; ob es mit Liebe oder Haß geschieht, ist uns doch gleichgültig!

— Mir erwacht der Gedanke, daß hohe Steuern auch für religiösen Fanatismus ein vorzügliches Dämpfungsmittel sein dürften. Dieses unsympathische, jüdische Volk müßte man mittelst einer soliden, kräftigen Steuerschraube ganz gut in Ordnung halten können; die Sorge der Administration würde sich nur darum drehen, daß die Schraube nicht zu niedrig für die gegebene Zeit und die gegebenen Verhältnisse angelegt werde.

Der Tribun klatschte beifällig in die Hände.

— Beim Zeus! Wie doch die Kultur fortschreitet, bemerkte er lachend zum Hausherrn. Unsere jungen Herren in Rom bedürfen gar nicht mehr einer Schule praktischer Erfahrung, sie kommen schon zur Welt mit klugen, ausgetragenen Ideen.

— Nun, fürwahr, tapferer Tribun, erwiderte Gajus, den Spott abwehrend, Rom selbst ist die beste Schule. Dort kann man mehr und eher Erfahrung sammeln, als in der

Provinz. Müßte ich es in der Provinz thun, ich thäte es wenigstens nicht in Asia, zum mindesten nicht im Lande der garstigen Juden. Was ich über letztere gehört, hat mich überzeugt, daß unter ihnen leben zu müssen eine Strafe ist, welche der Galeerenzwangsarbeit gleichkommt.

— Wie irrst du gewaltig, junger Freund, trat Procula in das Gespräch. Gerade unter den Juden lebt es sich sehr angenehm — denn man kommt ja gar nicht mit ihnen in Berührung. Die Juden besitzen den größten Nationalstolz, sie stellen sich hoch über alle übrigen Völker des Erdkreises. Eine Berührung mit Nichtjuden, selbst mit Römern, die doch ihre Herren sind, sehen sie als eine geistliche und leibliche Verunreinigung an, von der sie nur mittelst bestimmter rituеller Handlungen befreit werden können. Die Römer sind in ihren Augen unrein und daher scheuen sie uns und — belästigen uns in keiner Weise. Ist das nicht eine große Annehmlichkeit?

Marcus seinerseits fügte folgendes hinzu:

— In ihrem nationalen Fanatismus sind sie in der That halb irsinnig. Betritt ein Römer ein jüdisches Haus, so wird letzteres in ihren Augen verunreinigt; faßt ein Jude einen Gegenstand an, den soeben ein Römer in der Hand gehalten, so sieht er sich verunreinigt und muß sich nach den Satzungen seines Kultus reinigen lassen!

— Meheu! rief Gajus aus, das ist zu ungeheuerlich! Die Juden verunreinigen sich durch Berührung mit uns, dem höchstgebildetsten Volke der Jetztzeit!

O, ihr olympischen Satyre! stimmt einen homerischen Jubelgesang an!!

— Das ist ja ein pyramidenhoher Nationalhochmut!!

Die jungen Römer schüttelten sich vor Lachen.

Procula mußte mitlachen. Endlich sagte sie:

25*

— Dieser Hochmut hat für uns seine vortreffliche Seite: in unser Haus tritt kein Jude ein, so daß wir im privaten Verkehr von diesen unsympathischen Menschen vollständig unbehelligt bleiben.

— Du bist, werter Tribun, auch schon einige Zeit in Asia, wandte sich Vitellius an Marcus, wie zeichnest du denn die Juden?

— Für mich, bekannte der Antiochier, stellen die Juden eine Schafsherde mit menschlichem Antlitze vor, die vom Schicksal prädestiniert ist, von Römern geschoren zu werden.

— Deinen Glauben nehmen Gajus und ich sofort an, namentlich wenn bei praktischer Anwendung desselben für uns selbst etwas abfällt, lachte der junge Beamte.

Hier wurde die Unterhaltung durch den Eintritt einer Ordonnanz unterbrochen, die meldete, ein Abgesandter des Synedriums bitte in einer sehr dringlichen Angelegenheit um Audienz.

Um sich den jungen Gästen gegenüber als einen eifrigen, leutseligen Administrator zu zeigen, begab sich Pontius sofort in sein Arbeitszimmer, wohin er den Abgesandten zu führen befahl.

Einer der Tempelobersten trug im Namen des Senats die Bitte vor, der Prokurator möge gnädigst eine Rotte Soldaten zur Hilfe für die Tempelmannschaft abkommandieren, um einen Aufrührer zu verhaften, der sich zum Könige der Juden habe ausrufen lassen.

— Wie heißt der Verbrecher?

— Jeschua ben Joseph aus Nazareth, einer galiläischen Stadt.

Pontius glaubte, diesen Namen schon gehört zu haben, konnte aber im Augenblick sich nicht besinnen, wo, bei welcher Gelegenheit es geschehen war. Die Erfüllung der Bitte be=

anstandete er dieses Mal nicht und gab dem herbeigerufenen wachthabenden Offizier die nötige Order, dann begab er sich in den Speisesaal zurück.

In den dunklen, ausdrucksvollen Augen seiner Gattin funkelte unverschleierte Neugier.

— Es handelt sich um Arretierung eines neuen Königs von Jerusalem, erklärte er lächelnd seiner Gemahlin.

— Und wer ist dieser Prätendent auf ein Königreich?

— Ein gewisser Jeschua ben Joseph aus irgend einem Neste Galiläas.

— So heißt ja der religiöse Reformator, sagte Procula überrascht, der öffentlich gegen das Gesetz Mosi gepredigt haben soll! Dafür ist er nicht zu arretieren, sondern im Gegenteil zu beloben und geradezu von unserer Seite aus zu unterstützen. Ja, jetzt erinnere ich mich — der Rabbi Jeschua ist, wie die Leute hier erzählten, derselbe, der sich für den Sohn des jüdischen Gottes ausgegeben hat und mit großem Pompe in die Stadt gezogen kam.

— Was du sagst, schöne Procula! Er hat sich für den Sohn des jüdischen Gottes ausgegeben? fragte Vitellius mit verstellter Bestürzung.

Wirklich für einen Gottessohn? Dann muß dieses göttliche Wesen allerdings schleunigst arretiert werden oder du mußt, wackerer Pontius, sofort alle schönen Weiber der Stadt einsperren lassen, denn von Gottessöhnen ist noch nie etwas Gutes gekommen. Ich denke, kämen die Göttersöhne, ja selbst ihre Erzeuger, Zeus und seine olympischen Genossen, heute wieder zur Erde herab und trieben sie dieselben Dinge, wie zur Zeit der Mythen, wir würden sie unfehlbar auf die Galeeren senden.

Die Gesellschaft lachte beifällig über den cynischen Witz.

— Unsinnig ist das Erscheinen von Göttern nicht, philo=

sophierte der Tribun. Götter bedürfen der Menschen, und umgekehrt Menschen der Götter. Da die Menschen nicht zu den Göttern kommen können, so müssen eben diese zu den Menschen herabkommen.

— Es klingt so, als ob du recht hast, antwortete Procula, doch den Spott höre ich wohl aus deinen Worten heraus. Aber sage mir doch, ich bitte dich, werter Tribun, was begönnen wir Sterbliche, wenn wir keinen Allvater Zeus und keinen seiner Hilfsgötter hätten?

— Frage das doch den Vitellius, verehrte Hausfrau.

— Ach den? lachte Gajus vorlaut, der hat sein Vermögen auch ohne Götterhilfe durchgebracht. Ich für meine Person denke, daß wir Menschen sehr gut ohne die Phantasiegestalten des olympischen Götterhimmels auskommen könnten.

Übrigens, hochverehrte Procula, wäre ich ganz bereit, einem einzigen Gotte zu dienen. Da wir ihrer aber zu viel haben, beuge ich mich vor keinem, um niemanden zu beleidigen. Für heute aber bist du, schöne Herrin, unser Gott. Ich trinke auf dein Wohl, edle Procula.

Die übrigen thaten mit lärmender Huldigung dasselbe.

Vitellius wollte hinter den Spötteleien seines Freundes Gajus nicht zurückbleiben und witzelte seinerseits:

— Auch ich muß gestehen, daß es heutzutage schwer wird, eine gute Auswahl unter den Göttern zu halten. Daran trägt aber unser Zeitgeist die Schuld. Unsere Zeit bietet eben in allen Dingen große Auswahl. Denkt nur an die großen Delikatessenhandlungen Roms oder die Magazine für Frauengewandstoffe. Da ist ein Gegenstand verlockender als der andere. In gleicher Weise haben wir auch eine übergroße Auswahl von Göttern, Religionen und Kulten, daß die Wahl wirklich schwer fällt. Trotz meines hohen Alters von einem

Viertelsäkulum habe ich mich noch nicht für einen bestimmten Kultus entscheiden können.

Marcus Licinius unterbrach mit schelmischem Blick die Rede des scheinbar blasierten Jünglings:

— Ich kann dir, du alternder Mann, bei der Wahl helfen. Ich rate dir allen Ernstes, dich dem Mithrasdienste, den ich in Antiochia kennen gelernt habe, hinzugeben. So viel ich gehört, ist er auch in Alexandria in Aufnahme gekommen und macht bereits dem Isiskulte scharfe Konkurrenz. Ich empfehle dir angelegentlichst diesen Kultus. Er verlangt von seinen Adepten äußerst wenig: nur volle Entsagung von allen irdischen Genüssen, daneben Kasteiungen der Seele und des Leibes und dergleichen Kleinigkeiten mehr.

— Nicht wahr, lebensmüder Vitellius, das wäre ein Kultus nach deinem Sinn? fragte Procula lustig lachend.

Auch die übrigen lachten aufgelegt.

— Meine Gattin hat recht, sprach Pontius aufgeräumter als sonst, unser edler Vitellius sieht allerdings danach aus, als könnte er sich sehr für Kasteiungen enthusiasmieren.

— Der Mithrasdienst, gab Vitellius mit verstelltem Ernst zur Antwort, erscheint mir allerdings als der sympatischste, und wird mich gar bald als seinen Priester finden. Doch noch nicht in diesen Tagen; der Götterhimmel würde mich ja für den undankbarsten aller Sterblichen erklären, wollte ich des Anblickes solch schöner Augen, wie sie der edlen Claudierin zu eigen sind, entsagen.

— Wenn du mir versprichst, dem Mithras zu huldigen, helfe ich dir zu dieser Entsagung. antwortete neckisch Procula.

— O teure Procula, bedenke doch, daß ich noch jung bin und mich des Lebens freuen will. Bin ich einmal total gebrechlich, dann will ich ja gerne mich zu jedem von dir beliebten Kultus bekennen und mir, so du es befiehlst, sogar

lange Priestergewänder anthun. Was aber wiegst du, teurer Pontius, gleichsam bedauernd dein Haupt und zeigst solch verächtliche Gebärde?

— Ich denke daran, welch ein thörichtes, närrisches Volk die Menschen eigentlich sind. Sie fühlen sich unglücklich in der vollen Freiheit und kommen nicht eher zur Ruhe ihres Gemüts, bevor sie sich nicht mit einer Sklavenkette an die Kultusgaleere irgend einer Religion haben anschmieden lassen!

Sie wollen nicht zum Bewußtsein kommen, daß jegliche Religion ein spezialisierter Unsinn ist, daß der ethische Begriff von Gut und Böse ein und derselbe ist, daß Gut und Böse von jeher auf der Welt gewesen und zur Ordnung der Dinge gehören!

Bei der Geburt der Menschen bestimmt das Schicksal dem einen, gute Thaten zu vollbringen, dem andren Böses zu thun. Wenn der zum Bösewichte Erkorene treu und standhaft Bosheit übt, der Gute das Gute getreulich fördert, so haben beide vor dem Tribunale des Schicksals gleiches Verdienst, so verdienen beide gleiches Lob und gleiche Anerkennung für ihre treue Pflichterfüllung.

In jeder That steckt, genau betrachtet, Gutes, wie Böses. Wenn ich die ganze Bevölkerung eines Dorfes, mit Mann und Maus, bis auf das letzte Kind, umbringen lasse und die Äcker und Gärten, Haus und Habe unter ausgediente, nichtsbesitzende Soldaten, als neue Kolonisten, verteile, so thue ich diesen Veteranen etwas Gutes. Sie würden mich ihr Leben lang verehren und hochpreisen und heiße Gebete zu den Göttern für mein Wohlergehen senden. Die Landsleute der umgebrachten Dörfler aber würden, für ebendieselbe That, in mir den verruchtesten Bösewicht sehen und Flüche und Verwünschungen gegen mich gen Himmel senden.

Gajus Justinius klatschte dem Redner Beifall zu und rief entzückt aus:

— Ich bekenne mich offen zu deiner Ansicht, weiser Pontius. Wir Menschen haben für nichts eine Verantwortung zu tragen. Wie die Figuren im Schachspiele durch den Verstand der Spielenden hin und hergeschoben werden, so sind die Menschen auch nur Figuren in der Hand spielender Götter. Die verletzte weibliche Eitelkeit der Juno und Minerva und der Zank beider mit Venus schuf den Trojanischen Krieg, den die armen Sterblichen ausbaden mußten. Die Heldenthaten, wie die Grausamkeiten, welche von Menschenhand in diesem Kriege vollbracht worden, sind alle nur von den Göttern verschuldet worden.

— Gajus, Gajus — rief scheinbar aufgebracht Vitellius, schicke schleunigst eine Epistel nach Rom und laß deinen alten Präzeptor, so er noch lebt, gründlich dafür durchbläuen, daß er dir so schlecht den Anfang des homerischen Poems eingetrichtert. Hast du denn vergessen, daß daselbst der Vater der Menschen und Götter die erhabenen Worte spricht:

„Welche Klagen erheben die Sterblichen wider die Götter!
„Nur von uns, wie sie schrein, kommt alles Übel und dennoch,
„Schaffen die Thoren sich selbst, dem Schicksal entgegen, ihr Elend.“

Vitellius hatte mit geschicktem theatralischen Pathos die Verse deklamiert und erntete wohlverdienten Beifall.

Marcus Licinius, der nachdenklich da gelegen, führte nun langsam seinen Becher zum Munde und fragte drauf:

— Wenn alles von vornherein vom Schicksal bestimmt ist, dann kann es ja keine Sittlichkeit auf Erden geben. Fehlt diese, dann bedürfte man weder der Götter, noch der Götterkulte.

Gelassen erwiderte hierauf Pontius:

— Ich habe meine Behauptung nur in Bezug auf das

Einzelindividium, auf den denkenden Menschen aufstellen wollen — für die rohe, nichtdenkende, halbvertierte Volksmasse ist die Religion in staatlichem Interesse durchaus notwendig. In ihr liegen die wirksamsten Schreckmittel, um den Plebs in Zügeln zu halten. Der Mann, der die Religion ersonnen, ist unzweifelhaft ein sehr kluger Staatsmann gewesen.

— Dann sind die Priester nichts anderes, als vom Staate oder dem Lande besoldete offizielle Volksbetrüger.

— Das sind sie auch, fuhr Pontius fort. Alleinige Ausnahmen machen die Priester des Augustuskultus. Diesen Kultus halte ich für den noch am meisten vernunftgemäßen.

— Wie willst du, Freund Pontius, diesen Satz beweisen, fragte der Tribun gespannt.

— Die Sache liegt doch gar offen zu Tage. Alle Göttergestalten sind Phantasiegebilde. Phantasie macht den größten Teil einer jeden Religion aus. Wenn wir diese Phantasie durch Politik ersetzen, gewinnen wir gar viel, denn statt phantastischer Göttergestalten erhalten wir im Augustuskulte eine wirkliche, lebenatmende Persönlichkeit, die des Augustus, des jeweiligen Kaisers. Dieser bleibt dann das sichtbare, wandelnde und handelnde, strafende und belohnende Prinzip. Läge es in meiner Macht, ich wandelte alle Tempel der Welt in Augustustempel um!

Pontius hatte es mit ehrfurchtsvollem Ernste gesprochen und schielte nun zu den jungen Aristokraten hin, um den Eindruck seiner Worte aus ihren Mienen zu lesen. Er war zufrieden, als er die Blicke seiner Gäste bewundernd auf sich gerichtet sah. Der Tribun hob seinen Becher und rief dem Hausherrn begeistert zu:

— Ich habe Hochachtung, würdiger Prokurator, sowohl vor der Schärfe deines Geistes, wie vor deiner Ergebenheit für die Person des Kaisers.

Proculas Augen glänzten vor Behagen, daß ihr Gemahl in so ungezwungener und doch kluger Weise dem Gefühle der Loyalität gegen den Kaiser Ausdruck gegeben hatte.

Es entstand eine Pause, die Procula benutzte, um ihre Frage zu wiederholen:

— Ihr gelehrten Männer habt mich noch nicht darüber aufgeklärt, woran wir dann glauben sollen, wenn die Götter nicht da sind?

Gajus gab eilig die Antwort:

— Dann glauben wir an die Schönheit Proculas, des edlen Sprößlings am Stamme der erlauchten Claudier. Ist dir das nicht genehm, dann lasse uns glauben an das ewige Nichts.

— Solch ein Glaube stellt sich von selbst ein, wenn das Vermögen bis zum letzten Sesterz verschwunden, lachte Vitellius und setzte hinzu: begnüge dich, holde Procula mit platonischer Philosophie, denn, aufrichtig gestanden, in unserer aufgeklärten Zeit haben die Göttermythen nicht mehr Wahrheit für sich, als die Fabeln des Äsop.

— Weshalb muß denn die Wahrheit, nach welcher die Menschheit strebt, durchaus in den Lehren Platons oder anderer Philosophen stecken? Vielleicht liegt sie gerade in den Lehren dieses Juden Jeschua! sagte Procula freimütig.

Pontius antwortete ihr in sehr wegwerfendem Tone:

— Vermag sich denn irgend ein hoher, genialer, geistiger Gedanke aus einem Volke emporzuschwingen, das, wie das jüdische, starr in seiner beschränkten, asiatischen Barbarei verharrt? Welche Wahrheit kann in dem Gerede eines ungebildeten, niederen Juden stecken, der keine Ahnung hat von den Schriften der großen, römischen und hellenischen Philosophen?

Hier trat der Antiochier ins Gespräch.

— Ich verkenne nicht deine Staatsklugheit, werter Prokurator, sagte er lebhaft, aber im gegebenen Fall urteilst du vielleicht zu absprechend. Erlaube mir folgendes zu erzählen. Auf meinen Streifereien durch die hiesige Stadt traf ich mit einigen Bekannten zusammen, die aus Antiochia angelangt waren. Diese — es sind hellenisierte Juden — erzählten mir mit großer Bewunderung von dem Propheten Jeschua. Er muß eine höchst hervorragende Persönlichkeit sein, welche ich gerne sehen möchte. Abgesehen davon, daß er ganz merkwürdige Wunderthaten ausgeführt hat, trägt er eine Lehre vor, die im höchsten Grade human ist: er predigt Nächstenliebe, Gleichheit aller vor dem jüdischen Gotte und ein postmortales Weiterleben des Geistes. Ja er predigt sogar Milde und Barmherzigkeit der Tierwelt gegenüber.

In Galiläa, besonders in Kapernaum, soll er einen bedeutenden Anhang haben. Überall soll über ihn nur Gutes berichtet werden und allgemein hält man ihn für einen edlen, frommen, tugendhaften, mit göttlichen Eigenschaften begabten Menschen. Das Volk hat ihn vor einigen Tagen demonstrativ zum Messias ausgerufen, was etwa einen speziellen Gesandten Gottes bezeichnet. Trotz aller Ovationen hat er sich zu keinem politischen Akte hinreißen lassen, was jedenfalls ein Zeichen kluger Mäßigung ist.

Nur eines ist schade — daß er sich für einen Sohn Gottes ausgibt und dadurch den Effekt seiner humanen Lehre beeinträchtigt, wenigstens bei den gebildeten Klassen, die ihn als gutmütigen Schwärmer und seine Lehre als unschädliche Schwärmerei auffassen. Vitellius hat recht, wenn er behauptet, daß in unseren Tagen nur der Plebs an Göttersöhne zu glauben vermag.

— Wenn der jüdische Philosoph ein so ausgezeichneter

Mann ist, dann wäre es deine Pflicht, teurer Gemahl, ihn vor den Juden zu schützen, bemerkte Procula mit warmem Tone.

Halb verwundert, halb unmutig erhob sich der Prokurator in sitzende Stellung und rief:

— Bei allen Göttern! Was geht diese Angelegenheit den Prokurator an? Er ist ein Jude, möge ihn das Judenpack richten.

— Die Fanatiker könnten ihm aber Unrecht thun!

— Und wenn sie es thäten, was kümmerts mich? Was geht mich denn das an, ob sie Recht oder Unrecht gegen einen der ihrigen thun? Sie haben ja volle gesetzliche Gewalt über ihn! Mir kann es gleichgültig sein, ob ein Jude den anderen mit Recht oder Unrecht frißt.

— Aber Recht und Gerechtigkeit verlangen .... wollte Procula ausführen, ward aber jäh von Pontius unterbrochen.

— Aber sage mir doch, liebste Gattin, wo in aller Welt findest du denn, zumal in unserer Zeit, Recht und Gerechtigkeit? Das sind doch Phantasiegebilde, die nie real auf der Welt existiert haben, selbst nicht bei den olympischen Göttern, die du verehrst, zu finden gewesen sind. Diese Begriffe existieren nur im Gehirne weltunkundiger Philosophen.

Hat jener Rabbi sich in religiöser Beziehung vergangen, so mag ihn der jüdische Senat aburteilen; ist er politischer Agitator gewesen — und dieses letztere scheint der Fall zu sein, da er sich zum Könige von Jerusalem aufgeworfen haben soll — so urteile ich ihn ab und lasse ihn kurzer Hand hinrichten.

Wer, in aller Welt, soll da noch lange Untersuchung führen, ob ein Verbrecher seine That mit Recht oder Unrecht gethan.

— Ich aber würde ihn in Schutz nehmen, sagte Procula fest.

— Du bist eine liebenswürdige Fürsprecherin für den jüdischen Agitator — die Frauen haben einmal schon ein weicheres Herz. Ich aber, als Mann und als Beamter des Kaisers, erlaube mir anders zu urteilen!

Nur den Göttern liegt die Pflicht ob, die Unschuld in Schutz zu nehmen. Ich aber bin nur ein sterblicher Mensch. Außerdem darf ich nicht außer acht lassen, daß die Beschützung eines Menschen stets Kollision mit einer Gegenpartei hervorruft. Wenn das hiesige Synedrium Grund zum Einschreiten hat, werde ich mich doch nicht mit ihm eines lumpigen Juden wegen entzweien, mag der letztere auch unschuldig sein, wie ein neugeborenes Kind.

Bei meiner schwierigen Stellung darf ich nie vergessen, daß die Juden, in für sie wichtigen Angelegenheiten, stets mit Hilfe der Bestechung zu wirken pflegen! Wie sehr aber in Rom die Bestechlichkeit floriert, wissen wir alle. Zudem verfügen die Juden über kolossale Mittel und finden überall hilfsbereite Landsleute, selbst auch in Rom. Hängen sie doch alle aneinander wie Glieder einer festen Kette. Das Synedrium braucht nur eine genügende Summe von Sesterzen nach Rom zu senden und durch Landsleute gewissen Personen aus der Umgebung des Kaisers mit obligaten Verleumdungen und Klagen wider mich übergeben zu lassen und — ich bin von der Erdfläche fortgeweht wie ein loses Olivenblatt vom Westwinde. Einem solchen Schicksale mich auszusetzen, verspüre ich nicht die geringste Lust.

— Ich gebe dir recht und billige dein Thun vollständig, sagte der Tribun zur Unterstützung des Pontius. Auch ich würde als Prokurator so handeln.

Diesem stimmten auch die jungen, ägyptischen Beamten

bei, welche vor nicht langer Zeit Rom verlassen hatten und von verschiedenen Fällen erzählten, wo Beamten, welche stets brav und rechtlich gehandelt hatten, Bestrafung zu teil ward infolge von Intrigen gewissenloser Hofbeamten, welche auf Bestechung hin beim Kaiser zu gunsten der feindlichen Gegenpartei gewirkt hatten.

— Man darf endlich, meinte Pontius schließlich, nicht außer acht lassen den mißtrauischen Charakter des Kaiser Tiberius. Die Tempelherren von Jerusalem brauchen nur durch von ihnen bestochene Hofbeamten mich beim Kaiser anzuschwärzen, um mir das Schicksal zu bereiten, Jerusalem mit dem Hades vertauschen zu müssen!

Nein, beim Zeus! Solange das Gebiet der Politik intakt bleibt, werde ich mich nicht bekümmern um das interne Treiben des Senats. Meine Sache ists, von diesem widerwärtigen Volke die Steuern einzutreiben, das thue ich gern und ungescheut, handele ich doch im Namen und Auftrag des Kaisers selbst.

— Das ist alles ganz schön, wenn du aber, gestrenger Pontius, dich nicht des Rabbi annimmst, bist du kein liebenswürdiger Gatte, sagte Procula verstimmt und erhob sich vom Triklinium.

— Schon des schönen Mundes wegen, der die Bitte aussprach, mußt du dieselbe erfüllen, meinte Gajus galant.

— In erster Pflicht muß ich Beamter sein, gab der Prokurator trocken zur Antwort.

Procula wünschte den Gästen den besten Schlaf und entfernte sich, Müdigkeit vorschützend.

— Wollen wir von Fröhlicherem reden, rief Vitellius aus. Du, leichtfertiger Gajus, erzähle von deinen Abenteuern in der alexandrinischen Frauenwelt. Das wird lustiger sein.

Gajus that es zum Ergötzen der anderen. Die Unter=

haltung ward ungebundener und frivoler, aufs Tapet kamen pikante Skandalgeschichten aus der Kaiserstadt.

Schließlich griffen die Männer zum Würfelspiel und pointierten mit hohen Einsätzen, wobei sie häufig den Bechern zusprachen. Allmählich begannen die Geister des Weins zu wirken. Flüche der Verlierenden, cynische Witze wechselten mit Blasphemien und sittenlosen Anekdoten, wobei es nicht fehlte an thätlichen Ungezogenheiten gegen das junge weibliche Dienstpersonal, dem es nicht gestattet wurde, sich zu entfernen.

Schließlich artete die Ungebundenheit zur Orgie aus, wie solche zu jener Zeit bei den Gelagen römischer Aristokraten die Regel bildete.

Während in der Königsburg sophistische Flachheit, heidnische Gotteslästerung und cynischer Egoismus das Tafelgespräch würzten, trug die Tafelunterhaltung im Hause des Senators Simon einen anderen Charakter.

Am Vormittage hatte Simon in seinem reizenden Garten gesessen und Joils begeisterten Schilderungen des idyllischen Asyls zugelauscht, in welchem augenblicklich Thamar allein weilte. Während der kindlichen Plauderei waren zwei Männer — Petrus und Johannes — angemeldet worden, die mitteilten, ihr Herr und Meister wünsche in diesem Hause die Mahlzeit des Passahlamms zu halten.

Erfreut war Simon aufgesprungen und hatte sich ob solcher Gnade selig gepriesen und demütig hinzugefügt, daß er, als ein zur Familie nicht gehöriger Mann, der Landessitte gemäß, es nicht wagen dürfe, den Herrn und dessen Jünger zu seinem Tische zu bitten, daß er aber sein ganzes Haus mit allem darin dem Herrn zur Verfügung stelle.

Die Jünger hatten sich einen ihnen zusagenden Gartensaal ausgesucht und waren dann dankend davongegangen,

um noch einige Besorgungen zu machen. Es war eben Gebrauch, daß jede Familie oder jeder Kreis für sich das Passahmahl genoß.

Mit freudig gehobener Stimmung hatte Simon persönlich den Gartensaal ausgeschmückt und für die Gäste hergerichtet, hatte über den Steinboden dicke Teppiche gebreitet, den Boden mit Polsterkissen um den niedrigen Zederntisch herum belegt, eigenhändig die Öllampen gefüllt und Waschbecken mit rosenduftigem Wasser und Trockentüchern hingestellt. Auf Seitentischen hatte er Vasen mit duftigen Blumen und Körbe mit getrockneten Früchten, und sogar mit Erstlingen der Jahreszeit, mit frischen Orangen, verteilt, die erst am Morgen aus Cäsarea angelangt waren. Gegen den Spätnachmittag hin wartete er voll freudiger Ungeduld des Erscheinens der Gäste und ging in der Nähe seines Hausthores auf und ab. Als endlich der Klopfer erschallte und der Herr mit seinen Jüngern, seiner Mutter und wenigen anderen Frauen in den Thorweg eintrat, öffnete Simon persönlich das Gartengitter und warf sich dem Herrn zu Füßen und dankte in rührenden Worten für das Betreten seines Hauses und das Wiederfinden der Gattin.

— Und so hast du, heiliger Mann, schloß Simon seine Anrede, mir ein neues frohes Leben gegeben. Nur eines trübt noch meinen Sinn: das Gesetz verbietet die Rückkehr der geschiedenen Frau zu ihrem Manne.

— Das neue Leben, Simon, suche im Reiche Gottes. Hinsichtlich deiner jetzigen Sorge sei getröstet: dein Weib, das von dir geschieden wurde, ist danach keines anderen Mannes Weib geworden, ist demnach, dem Geiste des Gesetzes nach, das deinige geblieben. Möget ihr beide vereint als Ehepaar Gott dem Allmächtigen und Allgütigen dienen!

Der reiche, früher so stolze Simon lag knieend vor dem

armen Bürger von Nazareth und küßte, vor Freude schluchzend, den Rocksaum desselben.

— Frieden und Glück hast du in unsere Seelen und Freude in unser unwürdiges Haus gebracht. O, Herr, ich selbst habe erfahren, daß du die Herzen kündest und die Gedanken siehst. Ja, fürwahr, du bist ein Sohn Gottes.

Jeschua legte segnend die Hand auf das Haupt des Knieenden:

— Möge Gott, der Herr, mit dir und deinem Hause sein, sagte er mild und freundlich und wandte sich dann zum Gartensaale.

Simon trug seinem Hausmeister auf, zur Hand zu sein, falls die Gäste seiner bedürften und zog sich in einen anderen Teil des umfangreichen Gebäudes zurück, wo er sich seiner großen Freude frei überließ.

Das mosaische Gesetz verbot die Wiedervereinigung geschiedener Gatten nur für den Fall, daß die geschiedene Frau sich einem anderen Manne hatte antrauen lassen und darauf Witwe geworden war. Das Schriftgelehrtentum aber hatte daraus ein absolutes Verbot gemacht.

Simon erwartete mit Ungeduld die erste Morgendämmerung, und brach sodann mit Joil nach Kiriath Jearim auf, um Thamar die frohe Nachricht zu bringen, daß der göttliche Rabbi selbst alle Zweifel hinsichtlich der Gesetzlichkeit ihrer ehelichen Wiedervereinigung beseitigt habe.

So kam es, daß er von Jerusalem abwesend war, als sich dort der Opfertod des Messias vollzog.

Im vertrauten Jünger- und Freundeskreise begann inzwischen Jeschua das Passahmahl in altgewohnter Weise. Nach dem Tischgebet ging der erste Festbecher mit wasser-

gemischtem roten Weine von einem zum anderen, dann ward der übliche Lobspruch auf den heiligen Gott gesprochen.

Nachdem die Anwesenden sich die Hände gewaschen hatten und die übliche Brühe mit den aromatischen Kräutern und der Osterbraten aufgetragen war, ward ein Psalm gesungen, worauf dann der Festbecher zum zweitenmale die Runde machte. Hierbei eröffnete der Meister den Anwesenden, daß diese Mahlzeit die letzte sei und daß sein Tod bevorstehe. Dem Juda, der finsterbrütend dalag, reichte er das in die Brühe getauchte Brot mit der Aufforderung, das bald zu thun, was er vorhabe. Der Verräter glaubte sich vor allen entlarvt und beeilte sich, geräuschlos davon zu gehen, um des Erfolges sicher zu sein und so sich die Gunst des Senats zu wahren. Die bisherigen Genossen beachteten nicht sein Verschwinden, sie waren über Jeschuas Mitteilung vom nahen Tode betrübt, deuteten aber doch das Wort des Herrn mehr im Sinne zeitweiliger Trennung. Nachdem ein neues Dankgebet gesprochen, tauchte jeder, Jeschuas Beispiel folgend, flache Brotscheiben in die Brühe und riß sich vom gebratenen Osterlamm sein Teil ab.

Der Herr hatte über dem Brote gebetet und es dieses Mal den Anwesenden zugeteilt mit den Worten: „Nehmet und esset, das ist mein Leib“.

Nach Beendigung des Essens ward wieder ein Psalm gesungen und der Festbecher sollte die dritte Runde machen. Der Herr bot nun den Jüngern den Becher mit den Worten: „Nehmet, das ist mein Blut, welches vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden.“

Hiermit vollzog sich die Stiftung des heiligen Abendmahls. Das eigentliche Verständnis seiner Bedeutung ging den Jüngern aber erst nach dem Opfertode des Meisters auf. Auch

jetzt noch, als Sakrament, schließt es ein geheimnisvolles Wunder in sich.

Mit einem Gebet schloß endlich das Mahl.

Juda war, wie oben gesagt, dieses Mahls nicht teilhaftig geworden.

Die Frauen, denen von dem Hausmeister die zur Nachtruhe bestimmten Räume angewiesen waren, begaben sich nach Beendigung des Passahmahls in den laubenartigen, mit Weinranken umzogenen Ausbau auf dem Dache, wo sie lange in stiller Unterhaltung weilten.

Der weiße Glanz des Vollmonds, der sich über Stadt und Landschaft ergoß, die balsamischen Düfte, die aus den Gärten stiegen, die beleuchtete Stadt mit ihrer großen Menge von Lichtern, der stille Frieden, der über alles lagerte — lenkte den Sinn der Frauen ein wenig von dem Kummer ab, den die Mitteilung Jeschuas von seinem Scheiden veranlaßt hatte.

Indessen führte der Meister selbst das letzte Lehrgespräch mit den Jüngern, diese in die Bedeutung seines nahen Opfertodes einweihend.

Endlich brachen die Männer auf und verließen das Haus, wobei Simons treuer Hausmeister noch durch ein Segenswort des Herrn beglückt wurde.

Während Meister und Jünger den Weg zur Kuppe des Ölbergs dahinschritten, um schließlich die Villa Gethsemane zu erreichen, entwickelte Jeschua zum letztenmale vor den Jüngern den Heilsplan Gottes zur Erlösung der Menschheit, welcher Plan die Bedingung seines, Jeschuas, Opfertodes in sich schlösse. Zum Troste eröffnete der Meister, er würde ihnen, den Jüngern, nach dem Tode erscheinen, auch würde ihnen das volle Verständnis für alles, was sich mit ihm zutragen werde, später aufgehen. Tieftraurig schritten die Jünger

neben dem Herrn dahin. In der Villa angelangt, legten sie sich draußen unter den Feigenbäumen nieder, Jeschua aber suchte die einsame Tiefe des Gartens, wo er in nächtlicher Stille einen Seelenkampf durchkämpfte, dessen Wesen und Schwere wir Sterbliche nicht zu fassen vermögen.

Die heilige Schrift sagt, daß an die Person Jeschuas die volle Versuchung der ganzen Macht der Finsternis, d. h. der oppositionellen teuflischen Richtung der übersinnlichen Natur, herangetreten sei. In der menschlich-seelischen Seite der Individualität des Sohnes Gottes mögen sich Zweifel erhoben haben, ob es sich denn wirklich lohne, sich selbst, die eigene Person, als Einsatz herzugeben, um eine verkommene Menschheit zu retten, welche selbst gar nicht sich retten lassen wollte; Zweifel erhoben haben, ob die göttliche Allmacht zur Erreichung des Erlösungszieles nicht andere Wege habe?

Noch in letzter Stunde hätte das Erlösungswerk unter dem Ansturm seitens der Macht des Bösen scheitern können. Doch Jeschuas Glaube an Gott und Liebe zur Menschheit waren stärker: über alle Versuchung siegte er und ging aus dem Seelenkampfe in Gethsemane als Welterlöser hervor!



XIII. Kapitel.

Weltliches Gericht über den Spross aus Davids Stamme.

Der in der Nähe des Hasmonäischen Fürstenpalastes gelegene Amtspalast des Hohenpriesters bildete ein ausgedehntes Gebäudeviertel mit einer Menge innerer Höfe und Gärten. In Bezug auf äußere und innere Ausstattung konnte dieser Palast sich würdig an die Seite königlicher Schlösser stellen.

Einen Teil des Palastes bewohnte Josephs Schwiegervater Ananos. Da dieser speziell die Kriminalangelegenheiten leitete, war einer der von ihm bewohnten Räume zum Gerichtssaale eingerichtet worden. Dieser Gerichtssaal mündete direkt in einen geräumigen, gepflasterten Hof, von dem aus man freie Einsicht in den Saal hatte und somit alles beobachten konnte, was in letzterem vor sich ging.

Augenblicklich tummelten sich hier die Sänften- und Fackelträger der Senatoren, während die Herren, die sich zur

nächtlichen Gerichtssitzung zeitig versammelt hatten, im Gerichtssaale selbst bald auf den Polstern hockten, bald unruhig auf und abgingen, denn bereits seit 9 Uhr abends warteten sie auf das Erscheinen des Juda, den man mit einer Schar Garnisonsoldaten zur Verhaftung Jeschuas ausgesandt hatte. Je mehr die Zeit fortschritt, desto ungeduldiger wurden die Männer und beachteten nicht einmal die süßen Getränke und Früchte, welche in kostbaren Glasschüsseln zum Genusse einluden.

Bereits war es 10½ Uhr geworden und von Juda nichts zu hören.

— Es ist zu auffallend, daß sich die Verhaftung so verzögert! äußerte in großer Unruhe einer der Senatoren. Der Palast unseres Kollegen Simon liegt doch nicht besonders weit von hier. Verräterisch ist es von Simon, daß er sich eines Aufrührers angenommen! Vielleicht hat er sich mit seiner großen Sklavenschar der Verhaftung des Rabbi widersetzt und macht dadurch alle unsere Hoffnung zu schanden.

— In der That, abscheulich ist es, daß in der Mitte unserer hohen Körperschaft ein Verräter erstehen konnte und Partei für den Agitator nimmt. Hätten wir solches uns nur denken können!!

Solches sagte höhnisch ein Mitglied des Senats, das aus der Demagogie hervorgegangen war.

Joseph nahm seinen aristokratischen Parteigenossen in Schutz.

— Es ist voreilig von einer Verräterei zu sprechen. Simon ist ein rechtschaffener Mann. Wer aber das ganze Volk zu verführen verstand, konnte auch wenig skeptisch denkende Mitglieder des Synedriums bethören. Schon allein aus diesem einzigen Umstande, daß ein Simon bei seinem großen Reichtum und Ansehen sich zum Rabbi hingeneigt hat,

könnte man den Beweis ziehen, wie notwendig es ist, den Verführer baldmöglichst aus dem Wege zu schaffen.

— Wenn wir ihn nur erst hätten!

— Sollte es am Ende nicht geratener sein, die ganze Angelegenheit erst nach dem Feste vorzunehmen? Der große Sabbat ist ja vor der Thür.

— Dann müßten wir nach Cäsarea gehen, um vom Prokurator eine Bestätigung des Todesurteils zu erlangen. Jetzt, wo der Römer selbst hier ist, kann alles schnell abgewickelt werden. Uns zuliebe aber bleibt Pontius nicht eine Stunde länger über den Termin der Festzeit.

— Man gebe ihm Gold und er wird bleiben.

— Das Gold wird er nehmen und trotzdem mit seinen Kohorten abziehen.

— Am Ende verrät uns der Schuft Juda. Solchen Leuten ist nimmer zu trauen.

Diese Äußerung wurde von Joseph nicht vernommen, da er sich bei Ananos soeben erkundigte, ob alle Zeugen anwesend seien.

— Ihrer sind wir sicher, erwiderte Ananos. Sie laben sich an Speise und Trank, welche ich ihnen habe vorsetzen lassen.

Ausgesandte Diener kamen mit der Meldung zurück, daß man von der ausgezogenen Kriegsschar nichts sehe und höre.

Der stets sehr ängstliche Senator Jared meinte besorgt: Jeschua könnte durch die Gewalt seiner Rede die Rotte Soldaten verführt haben und mit denselben in den Palast dringen, um die Senatsglieder zu überfallen. Ein solches Wagnis könne man ihm schon zutrauen, sei er doch immer ein großer Wunderthäter gewesen.

Die Möglichkeit eines solchen Ausgangs gaben auch

andere zu, ja selbst der Hohepriester begann seinen kalten Gleichmut zu verlieren.

In diesem Augenblicke meldete ein Thorhüter, daß man das Geklirr von Waffen und das Geräusch schwerer, militärischer Tritte höre.

Die Versammlung atmete freier auf.

Gar bald erhellte sich der Hof unter dem rötlichen Schein von Fackeln. Inmitten der Soldatenschar stand dort Jeschua mit über den Rücken gebundenen Händen, umgeben von den neugierigen Sklaven der Senatoren, die sich um glühende Kohlenbecken gelagert hatten. Solche Becken pflegte man stets an kühleren Abenden für die Dienerschaft oder für wachthabendes Militär auf den Höfen aufzustellen.

Ananos befahl, Jeschua in seine Amtsstube zu führen, um die nötigen Notizen für das Gerichtsprotokoll anzufertigen.

Es sollte ja alles streng nach den Vorschriften des Gesetzes vor sich gehen.

Innerhalb weniger Minuten hatte der Priester die, sonst doch sehr wichtige Voruntersuchung beendet und somit die äußere Form der Kriminalvorschriften gewahrt. Danach begab er sich mit dem Voruntersuchungsprotokoll in den Gerichtssaal zu den übrigen Senatoren, vor welche nun auch der Gefangene unter Aufsicht eines Soldaten geführt ward. Draußen, auf dem Hofe, sammelte sich um die offene Thür des Gerichtssaales die Dienerschaft des Palastes und der Senatoren, um neugierig dem Prozeßverfahren zuzuschauen. Inmitten der Senatorendienerschaft, die sich gegenseitig kaum kannte, und der Kriegsknechte hatten auch Petrus und Johannes Platz gefunden, welche ihrem verhafteten Meister heimlich gefolgt waren und die man hier auch für Sänften-

träger irgend eines Senators hielt. Die anderen Jünger, welche während der Verhaftung ihres Meisters in der Villa Gethsemane jäh aus dem Schlafe aufgeschreckt worden waren, hatten sich über die Gartenmauer der Villa in fremde Fruchtgärten geflüchtet, wo sie sich versteckt hielten.

Im Gerichtssaale begann das Verhör. Es war nur Schein und Gaukelspiel, denn längst schon war der Gefangene zum Tode verurteilt worden. Nun aber wollte man dem Buchstaben des Gesetzes nachkommen.

— Jeschua ben Joseph aus Nazareth, begann der Hohepriester Joseph seine Fragen mit lauter, harter Stimme — gib uns Rechenschaft von dem, was du dem Volke gelehrt hast und worin deine Lehre besteht.

Jeschua stand, trotz der auf dem Rücken gefesselten Arme, hochaufgerichtet da. Fest und würdig war der Ton seiner Antwort:

— Ich habe stets frei, öffentlich, im Tempel, wie in den Synagogen, vor allem Volke geredet. Was fragst du mich um meine Lehre! Frage darum die, welche mich reden gehört haben.

Der Geleitsoldat, welcher die Aufmerksamkeit des Hohenpriesters auf sich zu ziehen hoffte, stellte sich äußerst empört ob dieser Antwort und verwies dem Gefangenen mit Hilfe einiger Faustschläge den unehrerbietigen Ton gegen den erlauchten Hohenpriester. Letzterer warf dem Soldaten einen zufriedenen Blick zu und ging sofort zum Zeugenverhör über.

Den Gerichtssaal betrat nun eine Gruppe von Leuten, aus deren Kleidung, Wesen und Betragen man die Verkommenheit leicht erraten konnte. Ihre Aussagen machten sie auch mit frechen Gebärden und in rohen Worten, widersprachen sich aber gegenseitig. Die einen behaupteten, Jeschua habe den Tempel in drei Tagen abbrechen wollen,

die andern, er hätte solche Absicht nicht gehabt. Alle beteuerten aber, daß Jeschua sich einen Sohn Gottes genannt habe.

Das letztere „Verbrechen“ war indessen in den 'Gesetzen Mosi nicht vorhergesehen.

Somit blieb das Zeugenverhör resultatlos und gab nicht die geringste Handhabe, um auf legalem Wege ein Verbrechen zu konstatieren, welches nach mosaischem Gesetze Todesstrafe nach sich zog.

In den Mienen der Richter spiegelte sich peinliche Verlegenheit.

— Es ist unverantwortlich von Ananos, raunte Jared seinem Nachbar zu, daß er die Zeugen nicht besser instruiert hat.

Joseph-Kaiphas sah, daß es so nicht weiter gehen könne. Seine eigene Verlegenheit schnell bemeisternd, rief der listige und findige Mann mit lauter, feierlicher Stimme:

— Angeklagter, ich beschwöre dich im Namen des lebendigen Gottes, daß du uns sagst, bist du Christus, der Sohn Gottes, des Hochgelobten?

Still ward es im Gerichtssaale, still im Hofe.

Alles reckte sich in gespannter Erwartung, um sich kein Wort der Entgegnung Jeschuas entgehen zu lassen.

In majestätischer Haltung, mit fester und lauter Stimme antwortete der Gefragte:

— Ja, ich bin es! Ich bin es! Ihr werdet den Sohn sehen sitzen zur rechten Hand der Kraft und kommen mit des Himmels Wolken!

Die ernste, feierliche Bezeugung der Gottessohnschaft verfehlte nicht einen tiefen Eindruck auf einen Teil der Anwesenden zu machen.

Joseph selbst aber schien als Hoherpriester ob solcher Blasphemie entsetzt zu sein!

Wie ein Schauspieler unter besonderen Umständen zur Erhöhung des Effekts zu einem Theatercoup greift, machte Joseph, unter geheucheltem Affekt, sich eines groben Kultusvergehens schuldig: er zerriß den Saum seines Obergewandes. Ein Hoherpriester, als Vermittler zwischen Gott und Volk, durfte, nach ausdrücklicher Satzung des mosaischen Gesetzes, nicht mit einem zerrissenen Kleidsaume in einer Sitzung oder bei einer religiösen Handlung erscheinen. Solches Verschulden konnte nur durch eine heftige, religiöse, zornige Gemütserregung hervorgerufen sein!

— Was ... bedürfen ... wir ... weiterer Zeugen ... Ihr habt ... die Gotteslästerung gehört ... Was dünket euch?!

Die Worte waren mit keuchender, zitternder Stimme hervorgestoßen, aber doch so laut und kräftig, daß sie im Hofraume deutlich gehört waren.

Einstimmig riefen die anwesenden Senatoren: er hat den Tod verdient, den Tod!

Das Urteil war somit gesprochen.

Die Hohenpriester beeilten sich, in wenigen Worten das Urteil schriftlich aufzusetzen, um es von den anwesenden Senatsgliedern sofort unterzeichnen zu lassen. Die Unterzeichnung war in dem Augenblicke vollendet, als der erste Hahnenschrei den Eintritt der Mitternachtsstunde anzeigte.

Nach einiger Zeit wandte sich Jeschua um und schaute in den Hof hinein. Sein Blick traf den Petrus, der soeben erst den Umstehenden beteuert hatte, daß er den Gefangenen nicht kenne.

Auch von einem der intimsten Jünger verleugnet zu werden, wie schmerzlich mußte das im Augenblicke vom Herzen des von allen Verlassenen empfunden werden!

Die Gerichtsverhandlung war nun zu Ende.

Der Hohepriester ordnete zum nächsten Morgen — etwa um 7 Uhr früh — eine neue Sitzung an behufs einer vom Gesetze geforderten Revision des Prozesses und Fällung des endgültigen Urteils.

In sehr zufriedener Laune ließen sich die Senatoren von ihren Sänftenträgern und Fackeldienern heimführen. Sie hatten in der That die volle Überzeugung, dem Lande einen großen Dienst dadurch geleistet zu haben, daß sie, wie sie wähnten, politische Wirren verhindert hatten, zu denen die Agitation Jeschuas unfehlbar geführt hätte.

Beim allgemeinen Aufbruch gelang es auch den beiden Jüngern, unbelästigt den Hof des hohenpriesterlichen Palastes zu verlassen, und schließlich in Simons Hause Unterkunft zu finden. Da die Stadtthore geschlossen waren, konnten sie nicht nach Bethanien wandern.

Ananos übergab den Verurteilten dem kommandierenden Offizier zur weiteren Bewachung und trug seinen Leuten auf, für eine ausgibige Bewirtung der römischen Söldnerschar zu sorgen. In jedem reichen und vornehmen Privathause gab es ein Arrestlokal für Sklaven, die sich vergangen oder einfach das Mißfallen der Herrschaft auf sich gezogen. Ein solches Lokal befand sich auch in der Nähe des Gerichtssaales; hier sollte Jeschua eingeschlossen werden. Doch die rohe Soldatenschar, der er zur Bewachung übergeben war, wollte noch erst ihr Kurzweil mit ihm treiben. Man verhöhnte und mißhandelte den Gefangenen und das um so mehr, je geduldiger er die Unbill über sich ergehen ließ. Schließlich selbst ermüdet, ließen sie das grausame Spiel und stießen ihn in den kalten, steinernen Arrestraum, dessen Boden landesüblich mit quergezogenen, scharfen Holzlatten belegt war, auf denen man ohne Schmerzen weder sitzen, noch

liegen konnte. So war dem unschuldig Verurteilten nicht einmal ein Stündchen letzter Leibeserholung vergönnt.

Jerusalem mit seinen Einwohnern und Festpilgern lag in festem Schlummer. Nur einige wenige Menschen wußten es, daß in kalter Sklavenzelle, vor Kälte und Schmerz fröstelnd, der da lag, welcher Tote erweckt und Sterbende geheilt hatte, welcher, wenige Tage zuvor, wie ein irdischer König unter Hymnengesang und Volksjubel empfangen und begrüßt worden war, welchen die wärmste Liebe für die Menschheit getrieben hatte, aus Himmelshöhen in die Form des irdischen Daseins herabzusteigen und den die Menschen dafür zu schmählichem Tode verurteilt hatten!

Als der Morgen des nächsten Tages[1]) angebrochen war, versammelten sich die Richter zur anberaumten Stunde. Innerhalb weniger Minuten ward das gestrige Todesurteil revidiert, ein Protokoll über Revision des Prozesses angefertigt und dieses sowie die offizielle Abschrift für den Prokurator von allen Richtern unterzeichnet. Um indessen die hinsichtlich der Revision vorgeschriebenen Formalitäten des Gesetzes zu erfüllen, wurde dem von neuem vorgeführten Gefangenen die Frage nochmals vorgelegt: Jeschua ben Joseph aus Nazareth, bist du Gottes Sohn?

— Ihr saget es, denn ich bin es! bekräftigte der Verurteilte seine gestrige Aussage.

Die Senatoren konnten sich dabei an dem matten Blicke, dem blassen Gesichte und den sichtbaren Zeichen großer Erschöpfung und grober Mißhandlung weiden.

Von seiten des Gerichtshofes war nun alles geschehen, das Urteil aber bedurfte der Bestätigung und Ausführung seitens der prokuratorischen Gewalt. Zur Beschleunigung des

1) Wir gedenken desselben am Karfreitag.

Prozesses verfügte sich das Senatskollegium vollzählig zur Residenz des Pontius, wohin auch der Gefangene gebracht wurde. Ratsagenten eilten voraus, um die Volksstimmung zu ungunsten des Verurteilten zu beeinflussen. Der Zug ging indessen durch vornehmere Straßen, in denen die Volksbewegung erst in späteren Stunden eine lebhaftere zu werden pflegte.

Nachdem die Thorwache an der Ringmauer des Königspalastes vom Prokurator den Befehl erhalten, den Zug passieren zu lassen, und sich die Senatoren vor der Freitreppe aufgestellt hatten, ließ Pontius, der wußte, daß es sich um eine Anwendung seines jus gladii handele, seinen Richterstuhl auf der Plattform der Freitreppe aufstellen und zu beiden Seiten Offiziere seiner Kohorte mit gezückten Schwertern Stellung nehmen.

Nach geraumer Zeit erschien er selbst in militärischer roter Tunika und Waffenrock und nahm den Richterplatz ein, um Kläger und Angeklagten persönlich zu verhören, wie es die römische Ordnung gebot.

— Sprechet eure Klage, befahl er kurz dem Hohenpriester.

Letzterer trat vor und redete in überaus ehrerbietigem Tone:

— Hoher Prokurator, möge der Himmel deinen Gerechtigkeitssinn segnen.

Dieser Mann hier, Jeschua ben Joseph, ein Maurermeister aus Nazareth, ist durch alle Gaue Palästinas gezogen, hat das Volk allerorts gesucht abtrünnig vom Gesetze Mosi zu machen und hat beteuert, daß er Christus, der Sohn Gottes, sei. Streng nach den Satzungen unseres Gesetzes hat das Große Synedrium das Verbrechen des Angeklagten zweimal geprüft, die gesetzlichen Protokolle darüber ausgestellt und

dem mosaischen Gesetze gemäß den Verbrecher wegen öffentlicher Gotteslästerung zum Tode verurteilt.

Wir bitten dich um Bestätigung und Vollziehung des Urteils.

Hier seien dir, edler Prokurator, die Protokolle der Gerichtsverhandlungen, mit griechischer Übersetzung versehen, überreicht.

— Und das ist die ganze Beschuldigung? Ihr habt doch Strafmaße genug, die ihr rechtlich über den Mann verhängen könnt!

— Der verruchte Galiläer hat die Todesstrafe verdient, erschallte es aus der Menge.

— Stammt denn der Angeklagte aus Galiläa?

— Du sagst es, Herr. Er ist ein Galiläer.

— In solchem Falle habe ich mit ihm nichts zu schaffen. Der Gebieter von Galiläa weilt selbst hier in der Stadt. Führet den Gefangenen zu dem, dem er unterthan ist.

Pontius winkte mit der Hand und entfernte sich in das Innere des Palastes.

Diese Verzögerung war den Senatoren fatal. Um 6 Uhr nachmittags begann der Sabbat des Passahfestes, jetzt aber war es bereits über 8 Uhr morgens.

Voller Unmut, doch kurzen Entschlusses, begab sich der Zug in schnellem Tempo zum Zentrum der Stadt zurück in den Palast des Fürsten Antipas, der sich nach seinem Vater „König Herodes" nennen ließ, obwohl er bisher immer noch vergebens Rom um Erteilung des Königstitels gebeten hatte.

Da seine Residenz keine heidnische Stätte war, wie das Schloß des Pontius, begab sich der Hohepriester ins Innere, ohne Besorgnis vor levitischer Verunreinigung.

Bald nachher erteilte der Herr von Galiläa und Peräa Audienz. Er hatte in einem der größeren Empfangssäle, unter

einem buntschimmernden Baldachin auf erhöhter Estrade, die mit golddurchwirkten Teppichen bekleidet war, von seinen Hofschranzen umgeben, Platz genommen.

Seine Laune war die beste. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß der Prokurator gerade ihm den Verbrecher zur Aburteilung zugesandt hatte, worin er ein Zeichen der Höflichkeit seitens des römischen Statthalters erblickte. Außerdem erfüllte sich sein langgehegter Wunsch, Jeschua von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Nun hatte er den berühmten Heiligen vor sich.

Antipas schwärmte in seiner Weise für Propheten. In der Bergveste Machärus hatte er stundenlang mit Johannes, dem Täufer, religiöse Gespräche geführt, was ihn indessen nicht gehindert hatte, den großen Volksredner hinrichten zu lassen.

Auch für Jeschua empfand er großes Interesse und ganz besonders von der Zeit an, als die Meuchelmörder, die er gegen ihn nach Kapernaum ausgesandt hatte, mit dem Bekenntnisse zurückgekehrt waren, sie hätten es nicht über sich gewinnen können, den Wunderthäter anzutasten, derart hätten sie sich von dem hohen, königlichen Wesen desselben überwältigt gefühlt. Mit um so größerer Neugier musterte nun Antipas den Gefangenen, als letzterer näher zum Throne geführt war. Sie währte lange, diese Musterung.

Endlich redete er Jeschua an und bestürmte ihn mit einer ganzen Flut neugieriger Fragen.

Der Gefangene würdigte ihn weder eines Blicks noch eines Worts. Die Hofschranzen folgten dem Ausdruck des Gesichts ihres Gebieters. Als sie in den Mienen des Fürsten einen Zug des Unmutes bemerkten, beeilten sie sich, den Angeklagten mit Spott und Schmähung dafür zu überhäufen, daß er, ein Unterthan, es wage, seinem Landesfürsten Antwort zu ver-

weigern. Antipas selbst konnte kaum Herr seines Zornes werden. Schon wollte er den Trabanten, welche den Thron umgaben, zurufen, dem Angeklagten den Kopf vor die Füße zu legen, doch besann er sich rechtzeitig, da ihm das Bild Johannes des Täufers vor die Seele trat, welches ihn in vielen schlaflosen Nächten verfolgt und geängstigt hatte. Er fürchtete sich vor einem zweiten Prophetenmord. Zudem wußte er, daß in Jeschua, außer der Prophetie noch eine große Wundermacht stecke; vor dieser Wundermacht hatte der sonst rücksichtslose und gewissenlose Gewalthaber Galiläas zu großen Respekt.

Daher kam er nach kurzer Überlegung zum Entschluß, die kitzlige Entscheidung über die Verurteiluug dieses wunderthätigen Propheten doch lieber dem gehaßten Römer zu überlassen. Dessen aber konnte er sich nicht enthalten, sich durch giftigen Spott an Jeschua für dessen Schweigen zu rächen.

— Hier also — lachte er höhnisch auf, steht der Messias, ein neuer König aus dem Hause Davids, ruhm- und sieggekrönt! Also ein Kollege von mir oder gar ein Konkurrent. Nein? Nun so wenigstens ein Prätendent auf den Königsstuhl vom judäischen Lande!

Doch, was sehe ich! Ein Königsprätendent in solch unwürdigem Gewande! Das geht nicht! In Rom ists Sitte, daß der, welcher auf dem Kapitol sich um ein Staatsamt bewirbt, in weißfarbigem Gewande erscheint. Bringet ein solches her und zieht es der hohen Person an, welche sich um das Königsamt von Judäa bewirbt!

Die Höflinge beeilten sich, den Befehl auszuführen.

Als das weiße Gewand über Jeschuas schwarzhärenen Rock geworfen war, verbeugten sich die Hofschranzen gar tief und riefen spöttisch:

— Heil dir, dem Bewerber um Judäas Krone!

Heil dir, dem großen Helden, der mit Fischern und Ziegenhirten siegreich Jerusalem eingenommen! Heil! Heil!!

— Da der Prätendent auf Judäas Besitz der Jurisdiktion des kaiserlichen Statthalters unterliegt, so führet den Verbrecher zum römischen Beamten zurück, daß dieser ihn richte.

Dieses sagte mit höhnender Stimme Antipas und verließ den Thronsaal, nicht ohne noch einen letzten, verächtlichen, haßerfüllten Blick auf Jeschua zu werfen.

Diese neue Verzögerung des Prozesses verdroß den Senat, der nun von neuem den Römer aufsuchen mußte, was, aus schon erläuterten Gründen, in größtmöglichster Eile geschehen mußte.

Unterdessen war der Verkehr auf den Straßen schon bedeutend lebhafter geworden. Fremde und Einheimische machten die letzten Einkäufe, denn von 6 Uhr ab mußten alle Verkaufsstätten geschlossen sein.

Senatsagenten schwärmten, gleich militärischen Tirailleuren, der Verbrechereskorte voraus und hatten leichte Mühe, das Volk gegen Jeschua aufzustacheln.

— Männer von Israel, riefen sie den Begegnenden zu, blicket auf, nun seht ihr den Verbrecher gebunden geführt, der sich für Christus, unseren Messias, ausgegeben hat. Kann ein Sohn Gottes, kann der Messias so machtlos sein, wie dieser Elende, der da in der Mitte heidnischer Kriegsknechte dahinschreitet? Trügerisch hat er im Volke thörichte Hoffnungen erweckt, hat das Volk durch Wunderthaten bethört, die er mittelst höllischer Zauberei ausgeübt hat. Ein Diener der Hölle, ein Seelenverkäufer ist er gewesen. Steinigen oder ans Kreuz schlagen sollte man den Gotteslästerer!

Das Volk verstieg sich zu wüstem Geschrei:

— Nieder mit dem Betrüger! Tod dem Gotteslästerer! Steinigt ihn! Kreuzigt ihn!

Die zu Gewaltthaten stets geneigte Menge machte hierauf in ihrer aufwallenden Erregung den Versuch, sich des Gefangenen zu bemächtigen, wurde aber von dem Militär zurückgedrängt, und wälzte sich nun schreiend und lärmend hinter dem Gefangenenzuge her.

Als der Prokurator von dem Bescheid des Antipas erfuhr, bequemte er sich, wenn auch mit sichtbarem Verdrusse, zum Rechtsprechen.

— So sprechet verständlich, was hat der Angeklagte eigentlich verbrochen? fragte er in barschem Tone.

— Er hat sich selbst zum Gott gemacht, ist unter Lärmen und Singen, mit Zweigen und Ästen an der Spitze des Volkes in den Tempel gedrungen und hat das Heiligtum verunreinigt, dabei hat er sich zum Messias, das heißt zum Könige der Juden aufgeworfen.

Pontius befahl, Jeschua in den nächsten Hof zu führen und trat dort an ihn heran.

Auch er, eingedenk des Tafelgesprächs am vorhergegangenen Abend, musterte den Angeklagten mit großem Interesse.

Jeschua schaute dem Römer mit seinen großen milden Augen offen ins Antlitz. Sein Wesen, seine Gestalt machten Eindruck auf den Prokurator.

— Bist du der Juden König? fragte ihn der Römer in minder stolzem Tone, als es ihm sonst, Juden gegenüber, eigen war.

Mit offenem Ausdruck und ruhiger Würde antwortete Jeschua:

— Ja! Ich bins! Mein Reich aber ist nicht von dieser Welt! Wäre es von dieser Welt, meine Diener würden darum kämpfen, daß ich nicht den Juden überantwortet würde.

— So bist du dennoch ein König?

— Ich bin ein König! Ich bin dazu geboren und in

die Welt gekommen, um die Wahrheit zu zeugen. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.

Während dieses kurzen Zwiegesprächs bewegten wechselnde Gefühle die Brust des Prokurators.

Das Hoheitsvolle in Jeschuas Erscheinung hatte ihn zunächst frappiert. „Er steht da, wie der Caesar-Augustus selbst“, hatte er beim ersten Anblicke Jeschuas gestanden und ein Gefühl der Achtung vor dem Gefangenen empfunden. Danach aber hatte er sich dessen geschämt, daß er, ein Römer, einer Einwirkung seitens eines jüdischen Mannes, wenn auch momentan nur, unterlegen war! Und sein Stolz bäumte sich darob, daß er, ein römischer Statthalter, sich von einem niederen, jüdischen Handwerker hatte imponieren lassen.

Dieser Unmut über sich selbst löste sich in der spöttisch wegwerfenden Bemerkung: ach, was ist Wahrheit!

Hiermit wandte er dem Angeklagten den Rücken zu und begab sich auf die Freitreppe zurück.

— Den Mann habe ich verhört, sprach er zum Volke, kann aber an ihm keine Schuld finden. Hat er Gotteslästerung getrieben, nun so mag er gezüchtigt werden.

Solch ein Befehl ward auch vor allem Volke laut gegeben und sofort ausgeführt.

Die rohen Soldaten hatten gehört, daß es im gegebenen Falle sich um einen falschen, jüdischen König handle, deshalb fügten sie zur grausamen Geißelung, welche in Palästina an dem zum Tode Verurteilten absonderlich hart ausgeführt zu werden pflegte, noch empörenden Spott hinzu. In den Höfen des Schlosses standen gerade in vollster Blüte die gelben Akazienbäume, deren Äste lange, harte und stachliche Dornen haben. Von diesen Bäumen brachen die Soldaten einige mit Dornen besonders stark besetzte Zweige, bogen sie zum Kranze und drückten diesen tief auf das Haupt des Mißhandelten,

daß ihm das Blut in vollen Tropfen über das Antlitz floß. Über die von der Geißelung blutunterlaufene Schulter warfen die Krieger einen alten, zerfetzten, roten Militärmantel, welcher den purpurnen Königsmantel vorstellen sollte; als Zepter steckten sie Jeschua ein altes Schilfrohr in die gebundenen Hände. Lautlos duldete Jeschua jegliche Mißhandlung.

Sodann äfften die Soldaten die militärischen Begrüßungen nach, wie sie beim Erscheinen des Kaisers von den Truppen abgegeben zu werden pflegten. Einzeln zogen sie an Jeschua vorüber, machten ihm sich tiefbückend die vorschriftsmäßige Ehrenbezeugung, und riefen ihm „Ave rex judäorum“ zu, wobei jeder einzelne dem Gemarterten einen derben Schlag versetzte. Diese Verhöhnung machte den Soldaten viel Vergnügen, auch ihr Führer konnte sich beim Anblick der empörenden Szene kaum eines spöttischen Lächelns enthalten.

Jeschua ward nun wieder vor die Front des Schlosses geführt.

— Sehet, wies der Prokurator auf ihn hin, der Mann ist hart genug gegeißelt worden. So nehmet ihn jetzt hin.

— Er hat nicht allein die Geißelung, er hat den Tod verdient, riefen die Senatoren.

— Den Tod verdient, den Tod, schrie lärmend das Volk ihnen nach.

Der sonst so kalte, zielbewußte Prokurator verlor hier seinen Gleichmut. Unruhig schwankte er betreffs der Entscheidung, ob er dem Verlangen der Senatoren und ihres Volkshaufens nachgeben, oder ob er dem günstigen Eindruck gemäß handeln solle, welchen der rätselhafte Gefangene auf ihn gemacht hatte.

Unschlüssig wandte er sich zu letzterem, den man inzwischen auf die Terrasse geführt hatte.

— Sprich, Angeklagter, was hast du eigentlich gethan? fragte er ihn mit etwas unsicherer Stimme.

Doch Jeschua schwieg, nur sein Blick traf vorwurfsvoll den Richter, der nicht gerechtes Gericht hier übte.

— Welch ein unbändiger Stolz, murmelte Pontius vor sich hin und fragte dann in unmutigem Tone:

— Weshalb antwortest du mir nicht? Weißt du nicht, daß ich die Macht habe, dich kreuzigen oder frei von dannen ziehen zu lassen?

Jeschua erwiderte ernst gelassen:

— Du hättest nicht die Macht, wäre sie dir nicht vom Himmel gegeben. Dich trifft die geringere Schuld, die größere diejenigen, welche mich dir überantwortet haben.

Erstaunt blickte Pontius den Gefangenen an, der ihm nicht wie ein schuldiger Verbrecher, sondern wie ein amtierender Richter gegenüberstand. Und wiederum vermochte der Römer nicht, sich dem Eindruck zu entziehen, den Jeschuas Hoheit auf ihn machte; er ward sich dessen bewußt, daß er hier über eine erhabene und trotz Mummenschanz und harter Geißelung, königliche Erscheinung richten solle. Zugleich mußte er sich gestehen, daß vor ihm nicht ein Verbrecher, sondern ein Opfer jüdischer Intrige und jüdischen Fanatismus stehe.

In diesem Augenblicke trat des Pontius Leibsklave zu ihm heran und flüsterte ihm zu: Herr, Procula hat mir befohlen, dir zu raten, nichts Übles dem Gefangenen zu thun. Sie hat ihn von der oberen Gallerie aus gesehen und in ihm das Bild dessen erkannt, der ihr heute Nacht im Traum erschienen wäre.

Dieser Wink bestärkte den Prokurator im Wunsche, den Angeklagten für frei zu erklären.

Um ruhig überlegen zu können, wie er seinen Wunsch ausführen solle, begab er sich in eine nahe Gallerie.

Indessen blieb Jeschua in der Nähe des Richterstuhls stehen und blickte, nicht achtend der höhnischen Zurufe des mit den Senatoren in den Schloßpark eingedrungenen Volks voller Mitleid auf die tobende Menge.

Die Offiziere, deren stramme Haltung ein wenig nachließ, witzelten über die jüdischen Landeshäupter, indem sie dieselben mit den Senatoren Roms verglichen.

Die Hohenpriester aber wollten vor Ungeduld vergehen, war doch bereits Stunde auf Stunde resultatlos vergangen.

— Hättest du ein Blumenkörbchen mit Goldgrund mitgebracht, guter Joseph, dann wäre die Angelegenheit längst erledigt gewesen, bemerkte ärgerlich Ananos.

— Der schuftige Römer zieht absichtlich die Entscheidung in die Länge, weil er weiß, daß uns Eile not thut, gab Joseph aufgebracht zur Antwort.

Endlich glaubte Pontius einen glücklichen Ausweg zur Befreiung Jeschuas gefunden zu haben. Althergebrachter Sitte gemäß pflegte man zum Passahfeste einem der zum Tode verurteilten Verbrecher Leben und Freiheit zu schenken. Diesen Umstand benutzend, machte Pontius, nachdem er wieder auf der Terrasse erschienen war, den Vorschlag:

— Zum Passahfeste pflegt einer der Verurteilten die Freiheit zu erhalten. So ihr es wollt, soll es Jeschua sein.

— Gib uns Barrabas frei, riefen die Hohenpriester und ihnen nach die übrigen.

Es war das ein Schlag ins Gesicht des Römers, denn Barrabas hatte eine Schar fanatischer, orthodoxer Patrioten um sich gesammelt und mit ihrer Hilfe längere Zeit ungestraft das Land terrorisiert und mittelst Mord und Brand einen Privatkrieg gegen vereinzelte Römer und römisch gesinnte Juden geführt, bis ihn endlich der Arm der Gerechtigkeit erreichte.

— Barrabas, gib uns Barrabas frei, gröhlte die Volksmenge.

— An Jeschua aber finde ich keine Schuld.

Die Hohenpriester hatten die Geduld verloren.

— Wie, riefen sie in lautem frechen Tone, so daß auch die Offiziere alles hören konnten, hat Jeschua sich nicht zum Messias, das ist zum Könige in Jerusalem selbst ausrufen lassen? Hier, wo nur der Kaiser Herr ist?

Wahrlich, gibst du diesen Rebellen frei, so bist du des Kaisers Freund nicht mehr!

Die Offiziere hörten es und sahen einander verwundert an. Sie ahnten nicht den Übersetzungsbetrug, den Joseph begangen, indem er das hebräische Wort Messias mit dem ihm eigenen religiösen Begriff durch das griechische Wort „König" in politischem Sinne wiedergab.

— Fürwahr, gibst du Jeschua frei, so handelst du gegen den Kaiser, rief es von neuem aus der Menge.

Bei dieser Verdächtigung zuckte Pontius zusammen. Bei seinem, von Unrecht, Raub und Bestechung belasteten Gewissen fürchtete er selbst den Schatten der geringsten Denunziation, die ihm beim mißtrauischen Kaiser leicht Stellung und Hals kosten könnte. Er war sich vollkommen bewußt der kläglichen Rolle, die er spielte, wenn er dem Drucke nachgab, der ihn wider eigenen Willen das zu thun zwang, was Senat und Volk hier von ihm verlangte. Und der Grimm erfaßte ihn darüber, daß er ein gefügiges Werkzeug der verhaßten Juden sein müsse, nicht aber darüber, daß er einen Unschuldigen zu opfern bereit sei.

Dieser Grimm und die Furcht, Jeschuas Agitation könnte dem Kaiser als eine politische denunziert werden, benahmen ihm die Kaltblütigkeit und zugleich die ruhige Energie.

Eine Anwandlung von Schwäche überkam ihn und er

sank auf den Richterstuhl schwer nieder. Am liebsten hätte er den ganzen Senat und alle Schreier selbst ans Kreuz schlagen mögen, diese aber fuhren fort mit dem Rufe: Kreuzige ihn, kreuzige ihn!

Da entschloß er sich kurz, Jeschua zu opfern.

Der Ruf wiederholte sich: Kreuzige ihn, kreuzige ihn! Nun rief Pontius mit grimmem Spotte:

— Soll ich euren König kreuzigen?

— Wir haben keinen König, nur einen Kaiser, schreit ihm Joseph mit schriller Stimme entgegen.

— Wer sich zum Könige macht, ist wider den Kaiser und muß den Tod erleiden, ruft ein Senator.

— Kreuzige, kreuzige! brüllt das Volk dazwischen.

Schimpf- und Spottrufe ertönen aus der erregten Volksmenge. Es war nicht klar, galten sie dem Richter oder dem Gefangenen.

— Tötet den falschen Messias, den Betrüger, den Bettelkönig, der keine Spenden gegeben hat!

— Ein wahrer Messias ließe sich nicht von römischen Söldnern so schimpflich behandeln, läßt sich eine freche Stimme vernehmen.

Pontius saß finstren Gesichts auf dem Richterstuhl, neben ihm stand Jeschua mit reichlichen Blutflecken bedeckt und alle Leiden geduldig ertragend. Mit trauerndem Blicke schaute er auf die lärmende Menge.

Der Lärm wird stärker. Jemand schreit laut hinaus:

— Der Prokurator will nicht des Kaisers Interesse wahren!

Drohend erhebt Pontius die Rechte. Es tritt Totenstille ein.

In vorgeschriebener Ordnung spricht nun der Prokurator die Bestätigung des vom Synedrium gefällten Todesurteils aus und beauftragt einen der Hauptleute, die sofortige Exekution

des Urteils zu besorgen und ihm nach Vollzug derselben Bericht zu erstatten.

Zugleich befiehlt er ihm, auf der Schuldtafel — welche nach römischer Rechtssitte über dem Haupte jeden Verbrechers angebracht wurde und den Namen desselben wie das Motiv der Verurteilung trug — die Inschrift zu machen: Jesus Nazarenus rex Judaeorum, Jesus von Nazareth, der Juden König.

Diese Inschrift mußte den Stolz der Senatoren empfindlich kränken.

Pontius wagt es nicht mehr, einen Blick auf den Verurteilten zu werfen. Die Senatoren weiter nicht berücksichtigend, begibt er sich mit schnellem Schritte ins Innere des Schlosses, sucht sein Arbeitskabinett auf und wirft sich hier in tiefstem Mißmut auf die Polster.

Er hätte vor innerer Wut weinen mögen, denn er mußte sich sagen, daß das Prestige seines Ansehens soeben einen starken Stoß erlitten hatte.

O, wie er in diesem Augenblicke die Juden haßte! Er hätte von neuem an die olympischen Götter geglaubt, wenn sie das ganze Judenvolk in einen einzigen Hals der lernäischen Hydra verwandelt hätten und er diesen mit einem einzigen Schwerthiebe hätte durchhauen können!

Inzwischen trat in seine Gedanken das hoheitsvolle Bild des unschuldig Gemarterten und erweckte ein gewisses Gefühl des Mitleids.

— Eine merkwürdige, geheimnisvolle Erscheinung — sprach Pontius laut vor sich hin. Schade um ihn! Er ist sicher mehr wert, als das ganze Synedrium. Es mußte aber sein! Ich durfte keinen Prätendenten dulden.

So suchte er sich selbst zu überreden, daß er vollständig legal verfahren.

Procula und ihre Gastfreunde hatten von einem Fenster des zweiten Stocks der ganzen Gerichtsszene zugeschaut. Die Alexandrier waren dazwischen in den Hof hinabgestiegen, um Jeschua aus nächster Nähe in Augenschein zu nehmen.

Als das Urteil endlich gesprochen war, äußerte Procula laut ihre Unzufriedenheit.

— Ist es nicht abscheulich, murrte sie, daß ein Gerechter nur auf das Drängen seiner Widersacher hin hingerichtet werden soll?

— Du vergißt, zartfühlende Procula, daß dieser Gerechte sich politisch gegen den Kaiser vergangen. Pontius konnte nicht anders handeln! äußerte sich der Tribun.

Die Alexandrier aber witzelten über die Angst des jüdischen Senats und Volks und über die Gespensterfurcht des Prokurators, denn sie selbst, sagten sie, hätten sich davon überzeugt, daß der Verurteilte eine durchaus harmlose Erscheinung sei, bei der nichts für die Annahme einer politischen Agitation spräche.

— Helden, schöne Procula, Helden wohnen hier in Jerusalem! rief emphatisch Vitellius. Tausend Schwerter halten sie mutig gezückt gegen ein einziges zerknittertes Palmenblatt und haben über letzteres gesiegt. Welch ein glänzender Triumph!

Procula fühlte den Spott gegen ihren Gatten heraus, der in obigen Worten lag und fand sich verpflichtet, Pontius in Schutz zu nehmen. Deshalb erwiderte sie:

— Hier handelt es sich, werter Schalk, weder um Sieg noch um Ruhm, sondern um Vorbeugung der Möglichkeit einer perfiden Denunziation beim Kaiser. Du selbst hast vernommen, mit welchem Fanatismus die Leute hier auftreten. Gegen solchen Fanatismus kämpfen auch die Götter vergebens.

Sie sprachs, ohne von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugt zu sein und lud, um das Gesprächsthema zu verändern, ihre Gastfreunde ein, im Garten Kränze zu winden.

Als die Frauen, welche mit Jeschua das letzte Abendmahl geteilt hatten und zur Nacht in Simons Hause geblieben waren, erwachten, wurden sie von der diensthuenden Sklavin mit bösen Nachrichten bekannt gemacht. Nachts sei ein Trupp Soldaten vors Haus gezogen, sei aber darauf eilig abmarschiert, nachdem der Thorhüter versichert, daß der, den man suche, mit den andern Männern schon davongegangen sei: in der frühesten Morgenstunde seien zwei der Männer, die hier den Abend verbracht, mit der Meldung wiedergekehrt, ihr Herr und Meister sei gefangen genommen. Leider habe der Thorhüter vergessen, von allem diesen dem Herrn, Simon, Mitteilung zu machen, als dieser in frühester Stunde in aller Hast nach Kiriath-Jearim aufgebrochen sei.

Bald traten zu den Frauen auch Petrus und Johannes und erzählten von den Schrecknissen der letzten Nacht. Waren alle auch auf Schlimmes vorbereitet worden, so wurden sie doch von großer Angst um Jeschua ergriffen und eilten, ohne einen Imbiß zu sich genommen zu haben, aus dem Hause zum hohenpriesterlichen Palaste. Als sie aus einem Gäßchen in die breitere Straße einbogen, zog gerade eine, von einer Volksmenge begleitete Militäreskorte dahin. Die Frauen schluchzten laut auf, als sie Jeschua, von Soldaten umgeben, matt dahinwanken sahen. Nun folgten sie und die beiden Jünger dem Zuge, der auf dem Wege zur Burg Antonio war, um, wie man im Gefolge sprach, zwei andere zum Tode verurteilte Verbrecher von dort mitzunehmen und zum Richtplatz zu ziehen, wo auch der Rabbi Jeschua, der soeben verurteilt sei, hingerichtet werden sollte.

Den Frauen schlotterten die Kniee, als sie diese entsetzliche Mitteilung vernahmen, doch die Pflicht, den geliebten Meister und Lehrer treu auch auf dem letzten Lebensgange zu geleiten, flößte ihnen wieder Energie ein und so suchten sie mit dem in schnellem Tempo dahineilenden Gefangenenzuge gleichen Schritt zu halten. Petrus und Johannes standen ihnen dabei treu zur Seite.

In der Garnisonburg mußten sie noch Zeugen der grausamen Geißelung werden, der die beiden anderen Verbrecher unterworfen wurden; dort lud man jedem der Verurteilten barbarisch das Kreuzholz auf, an dem er sterben sollte, und nun ging es zur Stadt hinaus. Die Hohenpriester unterließen es nicht, zur Eile anzutreiben. Doch traten einige Verzögerungen ein, denn der Enthusiasmus, den das Volk vor 4 Tagen gezeigt, war in Haß und Wut gegen Jeschua umgeschlagen und unter dem Drucke dieses Gefühls suchte das Volk immer wieder sich thätlich an der Person Jeschuas zu vergreifen, was die Soldaten mit Mühe und Zeitverlust abzuwehren suchten.

Inzwischen war die Sonne hoch gestiegen und bei brennendster Tagesglut wälzte sich die Volksmenge durch das Nordthor, den Abhang zum schmalen Thale hinab und dann wieder einen Abhang hinauf, über den damals sich die Straße nach Damaskus hinzog. Seitwärts von dieser Straße lag inmitten lieblicher Gärten und Villen eine unfruchtbare, öde Felspartie, welche als Hinrichtungsstelle diente.

Beim letzten Anstieg war Jeschua erschöpft zusammengebrochen.

Die Hohenpriester, die über jegliche Störung verdrossen waren, rieten, die Kräfte des Verurteilten mittelst Lanzenstichen anzustacheln, doch der römische Hauptmann dachte

humaner und befahl einem gerade entgegenkommenden, stämmigen Bauern, Jeschuas Kreuz zu tragen.

Endlich war die Richtstätte erreicht.

Während einige Soldaten die Verurteilten auf dem am Boden liegenden Kreuzholze annagelten, gruben andere die Löcher aus, in denen nachher die Kreuze mit den an sie gehefteten Verurteilten aufgerichtet wurden.

Da hingen nun die Unglücklichen, verdammt zum martervollsten Tode, den je menschliche Rohheit hatte ersinnen können, denn der Todeskampf am Kreuze dauerte gar oft tagelang und selten wurde jemand schon am ersten Tage durch den Tod von seinen Qualen erlöst. Alle Gekreuzigten unterlagen einem unsäglich qualvollen Durste, den auch die Nachtkühle nicht mildern konnte. Auf die nackten, blutigen Körper, auf denen sich Tausende von stechenden Insekten sammelten, ergoß sich die Sonnenglut in vollen Strömen; die schmerzhaftesten Krämpfe zuckten in den ausgespannten Muskeln und in den durchnagelten Gebeinen wüteten die brennendsten Schmerzen.

Es war ein seltner Anblick, hier auf der Richtstätte so zahlreiche Mitglieder des Senats mit den Hohenpriestern an der Spitze, Aristokraten und Demagogen einträchtlich vereint, zu sehen, die dazu noch zu Fuß, bei voller Sonnenglut gekommen waren. Dieser Umstand mußte die Bedeutung der Persönlichkeit Jeschuas wesentlich heben, denn für gewöhnlich wurde nur einer der Tempelobersten zur Exekution kommandiert. Dieses Mal aber wollten sich Priester und Schriftgelehrte und Pharisäer an der Qual und Hilflosigkeit dessen weiden, der so oft in feuriger Rede harte Kritik an ihrem Treiben geübt hatte. Persönliches Rachegefühl hatte diese Männer hergeführt und konnte sich nun auf der Richtstätte in Spott und Hohn austoben.

— Rabbi Jeschua, du großer Schriftkundiger — höhnte ein Schriftgelehrter — verstehst du jetzt den Sinn des herrlichen Psalm Davids,[1]) in dem es heißt: „Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und Verachtung des Volks. Alle, die mich sehen, spotten meiner, sperren das Maul auf und schütteln den Kopf.“

Die Genossen nahmen das Citat beifällig auf und fanden es vortrefflich angebracht. Die schmeichelhafte Anerkennung veranlaßte auch andere, mit Spötteleien hervorzutreten.

— Jeschua, du Gottessohn! Welch' ein miserabler Gott muß dein Vater sein, daß er dir nicht einmal vom Kreuze helfen kann! rief ihm ein Pharisäer höhnisch zu.

— Ach was! — spöttelte ein dritter — sein Vater war Maurer in Nazareth und hat ihm nur die Kunst gelehrt, Tempel in drei Tagen niederzureißen und wieder aufzubauen!

— Jeschua, du mußt doch ein schlechter Sohn gewesen sein, daß dein Vater, ein Gott, sich nicht um dich kümmert, rief ein vierter dem Gemarterten zu.

Von Jeschuas Lippen kam kein Angstruf, kein Stöhnen, kein Schmerzensschrei, was das Ergötzen der Senatoren wesentlich erhöht hätte. Allmählich ward diesen der Anblick der Richtstätte langweilig und die Sonnenglut zu drückend, so daß sie sich in ihren kostbaren, von ihnen nachbestellten Sänften davontragen ließen. Ihre Besorgnis, das Werk der Hinrichtung könnte noch im letzten Augenblicke durch Eingreifen irgend welcher Mächte behindert werden, war verschwunden, seitdem der verhaßte Nazarener hilflos am Kreuze hing.

---

1) Des 22. Psalms.

Die Senatoren empfanden große Befriedigung darüber, daß sie von vornherein zu den wenigen Leuten gehört hatten, welche sich nicht von dem falschen Messias hatten blenden, sich nicht von seinen Lehren hatten bethören lassen. Jetzt hofften sie, das ganze Land werde zur Überzeugung kommen, wie sehr der Senat von Jerusalem nicht allein die Interessen Judäas, sondern auch die der gesamten israelitischen Nation gewahrt und wie klug und energisch er die Autorität des mosaischen Gesetzes vor dem Ansturm eines fanatisierten religiösen Reformlers geschirmt hatte! — Als die Hohenpriester sich entfernten, trugen sie dem Hauptmann der Exekutionsmannschaft auf, die Gekreuzigten zeitig töten und ihre Leichname verscharren zu lassen, damit jegliche Spur einer Hinrichtung bereits vor Beginn des großen Sabbats verwischt sei.

Die Spitzen des Senats hatten sich beeilt, die Richtstätte zu verlassen, stand ihnen doch an demselben Tage noch die feierliche Zeremonie der Überführung der hohenpriesterlichen Festgewänder aus der Burg Antonia zum Tempel bevor, denn damals hielten die Römer noch die „heiligen" Festgewänder in ihrem Gewahrsam und reichten sie nur viermal jährlich an den großen Festen aus. Nach jedesmaligem Schluß eines Festes mußten die Hohenpriester die Gewänder in feierlicher Prozession in die Präfektur zur Aufbewahrung zurückbringen.[1])

Nach dem Abzug der Vornehmen verlief sich auch das niedere Volk, das an den Qualen der Gerichteten genug Augenweide gehabt hatte und die Glut der Sonne zu unan=

[1]) In späterer Zeit gelang es dem Synedrium, vom Kaiser die Aufhebung dieses lästigen Zwangs mit der Erlaubnis zu erwirken, die heiligen Gewänder im Tempel aufzubewahren.

genehm empfand. Jeschuas Verwandte und Freunde konnten nun unbehindert sich am Fuße des Kreuzes niederlassen. Wie erstarrt von ihrem Seelenschmerze saßen sie da auf dem erhitzten Felsen, unfähig, Mut und Trost dem Sterbenden zuzusprechen. Immerhin mochte ihre Gegenwart in dem Gekreuzigten das Gefühl des Verlassenseins etwas abschwächen.

Die Qualen, die Jeschua am Marterholze erlitt, vermochten nicht seine Liebe zu den Menschen zu ersticken. Er sorgt um seine weinende Mutter und befiehlt sie dem Schutze des Johannes, er spricht tröstende Worte zu einem Mitgekreuzigten und fleht mit unaussprechlich erhabener Hochherzigkeit zum Himmel, Gott möge den Peinigern vergeben, wüßten dieselben selbst doch nicht, was sie thäten.

Diese rührenden Worte wurden in längeren Pausen gesprochen. Aber der Kelch des Leidens sollte bis zur Neige geleert werden! Und Jeschua empfand das ganze volle Gefühl der Unseligkeit verdammter Menschheit, als aus seiner angstgequälten Brust sich der Wehruf des Psalmisten (im 22. Psalm) herausrang: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!"

Etwa drei Stunden hindurch zogen sich die Qualen hin, die geduldig von Jeschua erlitten wurden. Gegen 3 Uhr nachmittags löste sich der letzte Seufzer des Sterbenden in den Worten „es ist vollbracht."

Jeschua war, seiner menschlichen Natur nach, verschieden. Sein Haupt hatte sich herabgesenkt, die Seele war hinaufgestiegen zu den lichten Höhen des Himmels.

Den irdischen Tod des Sohnes Gottes, des Schöpfers des Weltalls, begleiteten außergewöhnliche Naturerscheinungen. Ein starkes Erdbeben erschütterte den Boden, so daß sich Felsen spalteten und Felsengräber öffneten, und über Jerusalem zog ein furchtbarer Wüstensturm dahin, so daß der Sonnenball,

durch die vom Sturme aufgewirbelten Massen seinen Wüstensandes, nur als mattleuchtende Scheibe sichtbar, ja eine Weile hindurch total verfinstert ward.

Auf dem öden Felsen Golgatha hing am Kreuze das Passahlamm des Himmels; gegenüber aber, auf dem Tempelberge, hing das Passahlamm des Bösen.

Juda war, als er die Folgen seiner Verräterei sich so schrecklich abspielen sah, von Gewissensbissen getrieben, in den Palast des Senats gedrungen und hatte das Sündengeld für den Verrat den anwesenden Senatoren vor die Füße geworfen. Höhnend hatten die Räte ihn einen „Verräter“ genannt und zum Palaste hinauswerfen lassen. Dieser Schimpf setzte der Verzweiflung die Krone auf. Juda eilte in den Tempelvorhof und erhängte sich an dem Nagel einer Säule, an welchem geschlachtete Lämmer zu hängen pflegten, während der Priester das aufgefangene Blute auf den Opferaltar ausgoß.

Den Tempelknechten kostete es Mühe, ohne Benutzung der Hände, mittelst Stangen den Leichnam vom Nagel zu lösen. Unter Verwünschungen und Flüchen über die unreine Arbeit gerade kurz vor Beginn des großen Sabbats wälzten sie den Leichnam zu einer geeigneten Stelle, wo es ihnen endlich gelang, ihn hinab in den Abgrund zu stürzen, nächtlich schwärmenden Schakalen zum Fraß.

Damit endete die glänzende Laufbahn, welche dem Verräter vom Senate in Aussicht gestellt worden war.

Ein Tempelbeamter ließ schleunigst den Platz levitisch reinigen, denn die Stunde nahte (ca. 5 Uhr nachmittags), wo im Tempelhofe die letzten Passahlämmer geschlachtet sein mußten.

Erdbeben und Finsternis hatten den letzten Rest des müßig herumstehenden Volks von der Richtstätte Golgatha vertrieben.

Jetzt lag diese vereinsamt da. Am Kreuze Jeschuas harrte nur das kleine Häuflein seiner Anhänger und die römische Mannschaft aus, welche noch die Aufräumung des Platzes zu besorgen hatte.

Während des Erdbebens rief der Hauptmann überzeugt aus: „Wahrlich, dieser ist ein frommer Mann gewesen, ein Gottessohn!“ Und ehrfurchtsvoll anbetend bog er seine Kniee vor dem Richtholze — der erste Heide, dem aus dem Kreuze das Licht des Glaubens herausstrahlte.

Zu dieser Zeit erschienen mit zahlreicher Dienerschaft zwei vornehme Reiter, die Senatoren Joseph aus Arimathia (dem Geburtsorte Samuels) und Nikodemus. Sie wiesen dem Hauptmanne eine schriftliche Erlaubnis des Prokurators vor, welcher sie ermächtigte, den Leichnam Jeschuas in Empfang zu nehmen, wenn der Tod desselben konstatiert sei.

Zu letzterem Behufe befahl der Hauptmann, gemäß einer speziellen militärischen Vorschrift, die Herzgegend des Gekreuzigten mit einer Lanzenspitze zu durchbohren. Als man es an Jeschua that, entfloß der Wunde ungewöhnlicherweise Wasser mit Blut gemischt. Das Kreuz ward niedergelegt, der Leichnam vom Holze genommen und den Senatoren übergeben. Diener umwickelten ihn mit mitgebrachten Tüchern, hoben ihn in eine Sänfte und trugen ihn vorsichtig in einen nahegelegenen Weingarten, der sich am Bergabhange hinzog und ein Eigentum Josephs war.

Letzterer hatte sich im Felsen des Abhangs eine landesübliche Höhle herausbrechen lassen, von deren Innenwänden aus Gänge oder Nischen zu Grabkammern herausgemeißelt werden sollten. Fürs erste war erst eine Seitenkammer fertiggestellt, ein schmaler, niedriger Felsgang, eben lang und breit genug, um eine langausgestreckte Leiche darin zu betten. Fertig bearbeitet stand auch der übliche, große, runde Ver-

schlußstein, der stehend die Kammeröffnung zur Höhle hin zu verdecken hatte.

Die Jünger und Frauen waren gefolgt. Letztere konnten die Leiche vom Blute nur höchst oberflächlich reinigen. Danach wurde diese in duftende Tücher gehüllt und in der neuen Grabkammer der Höhle auf eine Unterlage von wohlriechenden Kräutern gebettet. Vor die Öffnung ward, behufs Verschlusses, der wie ein Rad abgerundete, mächtige Stein gerollt.

Arm war Jeschua durchs Leben gewandelt, ein Grab aber ward ihm zu teil, wie dem Reichsten und Vornehmsten.

Die Hohenpriester hatten, um Jeschuas Schmach zu erhöhen, es veranlaßt, daß er in Gesellschaft zweier Raubmörder hingerichtet ward. Für die Mitgekreuzigten war dieses eine große Wohlthat. Sie wurden langdauernder Qualen durch ein paar Keulenschläge auf die Brust enthoben, die schnellen Tod bewirkten. Dann wurden auch ihre Kreuze niedergelegt und die abgenommenen Leichname in schon fertiggestellte Gruben geworfen und mit Steinen behäuft.

Sonst pflegte man die Leichen am Kreuze zu lassen, bis sie von Raubvögeln zerrissen und verzehrt waren. Dieses Mal hatte man, des Passahfestes wegen, die Verscharrung gewählt, weil eine am Kreuze hängende Leiche das Land levitisch verunreinigt hätte, was zur Zeit eines großen Festes sehr ungelegen gewesen wäre.

Jetzt, wo alles gethan war, durfte auch die Exekutionsmannschaft in ihre Garnison abmarschieren.

Als um 6 Uhr nachmittags von dem flachen Dache der Pastophorien die Trompetentöne erklangen, mittelst denen die Priester den Beginn des Sabbats dem Volke ankündigten, da lag der Fels Golgatha öde wie sonst da.

Auf seiner Stätte war der alte israelitische, national-

theokratische Bund zu Grabe getragen worden unter Schimpf und Hohn der Priester und Schriftweisen, unter Ächzen und Stöhnen der Gekreuzigten, unter Erdbeben und Sonnenverfinsterung. An Stelle dieses Bundes war ein anderer getreten, der allgemein menschlich-christliche. In jenem war Moses der Vermittler zwischen Gott und Menschen, in diesem ward es Jeschua, der Christus.

Das Kreuz, an dem der Erlöser starb, warf seinen düstern Schatten auf das jüdische Land. In die Welt des Heidentums hat es aber weit hineingeleuchtet und steht noch heutzutage leuchtend da am geistigen Firmamente neuerstandener Kulturvölker!



XIV. Kapitel.

Neuer Sonnenaufgang für die Menschheit.

Am Tage nach den zuletzt geschilderten Ereignissen[1]) befand sich Jerusalem vorschriftsmäßig in der Ruhe des großen Sabbats.

Die glänzenden Läden waren geschlossen, die Marktplätze verödet, die Straßen leer. Unthätig saßen die sonst rührigen Einwohner auf den flachen Dächern ihrer Häuser. Nur Fremde nichtmosaischer Religion sah man umherstreichen, die herrlichen Bauten des Amphitheaters und Zirkus bewundern und, zum großen Verdruß orthodoxer Israeliten, laut ihr Bedauern ausdrücken, daß keine öffentlichen Schauspiele gegeben wurden. Auch in den langen Zeltlagern vor der Stadt war es ruhiger als sonst, nur die vielen müßigen heidnischen Sklaven frommer Israeliten trieben allerlei Kurzweil, während die Herren dem Gebote der Sabbatsruhe nachkamen.

---

1) Gedenktag — der Karsonnabend.

Trotz der Heiligkeit des großen Sabbats, wider Gesetz und Gewohnheit, hatte Joseph die Mitglieder des engeren Senatsausschusses zu einer Sitzung einberufen. Halb unmutig, halb neugierig hatten sich die wenigen Glieder eingefunden, um zu erfahren, welches besondere Ereignis den ungesetzlichen Bruch des Sabbatsfriedens veranlaßt habe. Der staatskluge und umsichtige Hohepriester erklärte ihnen gar bald die Motive.

— Uns liegt die schwere Pflicht ob — redete er die Räte an — Wohlfahrt und Ruhe im Lande zu wahren und jeglicher Möglichkeit von Unruhstiftung vorzubeugen. Das gefährdete Landesinteresse zwingt uns gegen die Vorschrift des Gesetzes zu verstoßen.

Wir hatten erwartet, daß der Reformler, der gestern seine verdiente Strafe am Schandholze erlitt, mit den andern Verbrechern verscharrt werden würde. Dieses ist nicht geschehen. Zwei Mitglieder unserer Körperschaft haben, auf die Erlaubnis des Prokurators hin, die Leiche Jeschuas vom Kreuze genommen und in einer Grabkammer bestattet.

Nun ist euch das Gerücht bekannt, daß der Rabbi geäußert hätte, er würde, gleich dem Propheten Jona, nach drei Tagen in die Zahl der Lebenden zurückkehren. Wenn auch letzteres nicht zu befürchten ist, so könnte es immerhin geschehen, daß die Anhänger den Leichnam des Gerichteten stehlen, um nachher das Gerücht zu verbreiten, der Tote sei zu neuem Leben auferstanden.

Solches muß verhütet werden, um so mehr, als die Anhänger des Nazareners an und für sich schon versuchen werden, die zufälligen Naturerscheinungen, welche sich zur Sterbestunde des Gerichteten kundgaben, zu gunsten der angeblichen Göttlichkeit ihres Landsmanns auszubeuten. Das Grab muß daher im Verlaufe dreier Tage streng gehütet

werden. Unserer eigenen Tempelwache dürfen wir in dieser Festzeit nicht zumuten, sich durch die Hut eines Leichnams zu verunreinigen, dazu sind die römischen Söldlinge gut genug. Wir müssen daher den Prokurator bitten, eine Abteilung von Garnisonsoldaten zur Hut des Grabes abzukommandieren, bis die Zeit von drei Tagen verstrichen. Alle etwaige Verantwortung fällt dann auf die römische Obrigkeit. Wir müssen aber sofort die betreffenden Schritte thun, denn heute werden die Anhänger Jeschuas unter dem Banne der Sabbatsruhe nichts unternehmen.

Die Räte zollten der Umsicht des Hohenpriesters ihre Bewunderung und begaben sich ins Königsschloß, wo sie in Angelegenheiten des gekreuzigten Rabbi um Audienz nachsuchten.

— Schon wieder dieser galiläische Rabbi! Nicht mal im Tode gönnen sie ihm die Ruhe, rief unwillig Pontius, befahl indessen, die Männer vorzulassen, neugierig, was sie ihm wohl mitteilen würden.

Er hatte an der Persönlichkeit des rätselhaften Rabbi größeres Interesse gewonnen, seitdem der Hauptmann über die Ereignisse vor und nach dem Tode Jeschuas ihm berichtet hatte.

Mit dem alten Groll gegen den Senat im Herzen trat er hinaus und fragte barsch nach dem Begehr.

— Herr, sprach Joseph in unterwürfigstem Tone, möge dein Leben noch lange währen und Judäa noch lange sich deines Schutzes erfreuen. Wir bitten dich um eine Soldatenwache für das Grab, in das man den Prätendenten auf die jüdische Krone gebettet. Letzterer hat wiederholt vor allem Volke gesagt, er würde drei Tage nach dem Tode wieder lebendig werden. Solches wird zwar nie geschehen, doch könnten seine Anhänger den Leichnam stehlen und verbergen,

um sodann allem Volke zu verkünden, ihr Rabbi sei wirklich von den Toten auferstanden! Gelingt solcher Betrug, dann sind Unruhen im Volke unvermeidlich. Solchen Umtrieben müssen wir nach Kräften vorbeugen.

Pontius stand betroffen da. Es durchzuckte ihn zunächst der unheimliche Gedanke, wie, wenn der wunderbare Mann mit seiner geheimnisvollen Macht sich selbst wieder zum Leben erweckt und sich für die ungerechte Verurteilung an ihm, dem Prokurator, rächen werde?

Und von neuem wuchs dem Prokurator der Grimm gegen den Senat, welcher ihn in die Lage gebracht hatte, einen Unschuldigen zu verdammen. Dabei erhob sich in einem Augenblicke der Wunsch, der Rabbi möge aus der Unterwelt zurückkehren, um dem ganzen Gezüchte der Priester und Senatoren einen furchtbaren Schreck einzujagen; im andern Augenblicke überkam ihn wieder der Gedanke, ob nicht ein Lebendigwerden durch eine strenge und sorgsame Bewachung der Leiche verhindert werden könnte.

— Wollt ihr die Mannschaft jetzt gleich haben? fragte er in kurzem Tone.

Joseph bejahte es.

Nun beeilte sich Pontius, einem altbewährten, tapferen, verdienten Dekurio den Auftrag zu erteilen mit seiner Mannschaft den Garten zu besetzen und mit größter Wachsamkeit des Grabes zu hüten, Doppelposten auszustellen und alles, was sich heranschleiche, zu arretieren. In ernstem Tone fügte er hinzu, daß die geringste Nachlässigkeit in der Beaufsichtigung mit der strengsten militärischen Strafe geahndet werden würde.

Die betreffende Mannschaft rückte sofort unter dem Befehle des Dekurio aus und folgte den Sänftenträgern der Senatoren zum Garten Josephs von Arimathia, der durch seine schöne Anlage allgemein bekannt war. Während die

übrigen an dem mit kunstvoll herausgehauenen Ornamenten verzierten Eingange zur Felsenhöhle zurückblieben und die schöne Skulptur bewunderten, betrat der Tempelhauptmann mit zweien Soldaten die Höhle und ließ den Stein zur Seite rollen, welcher die Grabkammer verschloß. Nun schaute er selbst in den niedrigen Felsengang hinein. Da lag in Todesruhe eine in Tücher gehüllte Gestalt. Einer der Soldaten mußte in die enge Grabkammer hineinkriechen, den Körper betasten und vom Gesichte die Tücher nehmen. Man erkannte im Toten den Rabbi Jeschua.

Es war somit alles in bester Ordnung.

Der Tempelhauptmann rief den Außenstehenden laut zu, Jeschuas Leiche läge unberührt in der Kammer. Der Hohepriester hatte somit richtig vorausgesetzt, daß die Anhänger des Gerichteten schon aus religiösen Gründen am großen Sabbate nicht die Ruhe des Toten stören würden. Sie konnten es aber gleich nach Ablauf des Sabbats thun.

Die Soldaten rollten den Stein vor die Öffnung der Kammer zurück. Oberhalb dieser Öffnung heftete der Hauptmann mittelst einer harzigklebrigen Masse einige Schnüre an die Höhlenwand, drückte das Staatssiegel darauf, zog die Schnüre fest an und heftete in gleicher Weise die Enden auf der Fläche des Verschlußsteines, auch hier das Siegel in die harzige Masse eindrückend.

— Alles in Ordnung, sprach er, aus der Höhle tretend.

Zwei Soldaten wurden sofort als Wachtposten an den Eingang der Höhle plaziert, zwei andere an das Thor des mit einer hohen Steinmauer umgebenen Gartens; ein dritter Posten wurde noch zum Überflusse zwischen Höhle und Thor ausgestellt. Aus Vorsicht hatte der Dekurio den ganzen Garten absuchen lassen, ob nicht etwa jemand zwischen den Weinstöcken versteckt sei. Die übrige Mann-

schaft wurde im Gärtnerhäuschen untergebracht trotz Lärmens und Protestierens seitens des israelitischen Gärtners, welcher mit Heiden unter einem Dache nicht zusammen sein wollte. Ein Geldgeschenk des Hohenpriesters machte den Mann gefügig; mürrisch verzog er sich in eine Ecke des Gartens, wo er sich auf einem Haufen ausgerodeten Unkrauts niederließ. Nachdem die Senatsbeamten auch ihrerseits dem Dekurio die größte Wachsamkeit ans Herz gelegt, zogen sie davon.

Sie glaubten jetzt vor einer Auferstehung Jeschuas sicher zu sein.

Es verging der Tag.

Die Wachtposten im Garten Josephs von Arimathia, an eiserne Disziplin gewöhnt, erfüllten ihren Dienst mit strengster Sorgsamkeit. Sie wußten, daß ihrer für die geringste Nachlässigkeit die grausamste Strafe harre.

Die Nacht war eingetreten. Trotz des Monats April war sie sehr kühl.

Die Soldaten am Eingange zur Höhle hüllten sich enger in ihre Mäntel und verwünschten den „Judendienst". Ja, dachten sie, läge hier ein Militärtribun, dem man den letzten Ehrendienst zu leisten habe — das wäre etwas anderes. Aber einen verwünschten jüdischen Verbrecher bewachen zu lassen, war, im Grunde genommen, ein unbilliges Verlangen seitens der Vorgesetzten.

Trotz solchen inneren Murrens gaben sie doch streng auf ihre Umgebung acht und schauten sich beständig sorgsam um.

Vom Himmel leuchteten glänzend die Sterne, nächtlicher Friede war über die Landschaft gebreitet, nur vom nahen Hügel Golgatha her schallte wütendes Geheul der Schakale, welche vergeblich an den mit Steinen überschütteten Gruben, in denen die Leichen der Gekreuzigten lagen, schnüffelten und scharrten.

Die sepphoritischen Soldaten, Abkömmlinge makedonischer Kolonisten, schlossen die ganze Nacht über nicht die Augen. Der Posten an der Grabhöhle blickte sehnsüchtig zum Himmelsgewölbe, ob nicht endlich der junge Tag beginne.

— Blick doch auf, Troilos, welch' ein sonderbarer Lichtschimmer, sagte einer der Soldaten.

— Erkennst du nicht die Morgenröte, du Schläfer? Es ist die Morgenröte des neuen Tages.

Kaum waren die Worte gesprochen, als plötzlich ein Entsetzen erregendes Krachen und Donnern, Reißen und Platzen vom Felsen der Höhle her erschallte und der Boden des Gartens zu schwanken begann. Die Grabhöhle war hell geworden, als ob in ihr ein Feuer brenne und in derselben erblickten die Wachtsoldaten eine glänzende Lichtgestalt.

Sie erschraken aufs heftigste; die Kniee schlotterten ihnen. Die Schwankungen des Erdbodens dauerten fort und das Krachen des Felsens blieb allen vernehmbar.

Der Dekurio war mit anderen Soldaten herzugeeilt und sah ebenfalls die Höhle gleichsam in Flammen stehen; in diesen aber eine geisterhafte Lichtgestalt.

— Die Höhle steht in Flammen, Gespenster sind erschienen, die Felsen brechen zusammen, retten wir uns — riefen die erschreckten Soldaten und eilten alle miteinander zum Gärtnerhäuschen zurück.

Wiederholt fielen sie zu Boden; selbst der Dekurio war von der allgemeinen Panik erfaßt.

Auch am Gartenthore ward die Bodenschwankung empfunden und ein Tosen, Brechen und Krachen von Felsstücken vernommen.

— Die Grabhöhle steht in Flammen, riefen von neuem die Wachen.

— Es sind nicht Flammen, es sind Leiber höllischer Dämonen. Sie werfen nach uns Blitze. Retten wir uns.

Der Dekurio war außer Fassung.

— Die Felsen sind erschüttert, die Erde bebt, eilen wir fort von hier, rief er seiner Mannschaft zu.

In großer Eile und völliger Unordnung zog letztere von dannen, von dem ebenfalls von Entsetzen ergriffenen Gärtner gefolgt. Öfters fielen sie bei den noch immer starken Schwankungen des Bodens, doch schnellte die Angst sie empor und trieb sie weiter zur Stadt. Erst als die Mannschaft am nächsten Stadtthore angelangt war, fühlte sie sich geborgen und schöpfte tiefen Atem. Hier waren keine entsetzlichen Geräusche hörbar und der Boden stand fest.

Auf das Verlangen der Soldaten wurde das Thor geöffnet und auch trotz frühester Morgenstunde offen gelassen, da am ersten Festtage stets eine verstärkte Bewegung des Volkes stattfand.

Als die Krieger das Thor passiert hatten und der Dekurio sein „Stillgestanden“ befahl, kamen alle zum Bewußtsein ihrer groben, militärischen Verschuldung; sie wußten, daß auf eigenmächtiges Verlassen eines Wachtpostens die Todesstrafe stand.

— Was sollen wir nun thun? Sollten wir nicht umkehren? fragte in ängstlichem Tone einer der Flüchtlinge.

— Ich will lieber den Tod in der Präfektur erleiden, als daß ich zu den höllischen Dämonen und ihren Schrecknissen zurückkehre, sagte ganz entschieden Troilos. Auch dort ist der Tod gewiß, dort verzehren uns die aus der Grabhöhle hervorflammenden Blitze.

Unschlüssig stand der Dekurio da, ein Veteran, der in vielen Schlachten Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte. Jetzt war er dem Weinen nahe.

— Es ist aus mit dem Dienste, jammerte er. Wir alle werden bestraft. Der Tod ist nicht das Schlimmste. Daß wir ihn aber eines elenden Juden wegen als Strafe erleiden müssen, das ist ein furchtbares Schicksal!

Noch eine Weile stand die Mannschaft in dumpfem Brüten da. Der Dekurio hatte endlich seine Fassung wiedergewonnen.

— Ordnet euch — kommandierte er mit fester Stimme. Wir gehen zu unserer eigenen Hinrichtung. Laßt uns nicht Schande unserem Soldatenstande thun, sterben wir als Männer, als mutige Krieger. Vorwärts!

In strammer Haltung marschierte die Truppe weiter; jeder war auf das Bevorstehende vorbereitet, war doch die damalige militärische Disziplin eine unerbittlich strenge.

Als der Dekurio seinem Hauptmann von dem Geschehenen Meldung that, ließ dieser der Mannschaft die Waffen abnehmen und sie unter Wache stellen, dann begab er sich bekümmerten Herzens, denn auch er als Chef der Kompanie trug Verantwortung für seine Leute, zum Prokurator, um das Vorgefallene zu melden.

Pontius hatte die Nacht schlaflos zugebracht. Vergeblich hatte er versucht die mißhandelte Gestalt des verurteilten Jeschua aus seinen Vorstellungen zu bannen, immer wieder kehrte die Gestalt des unschuldig Gerichteten vor sein geistiges Auge zurück. Die Mitteilung der Hohenpriester über angebliche Vorhersagung Jeschuas, daß er am dritten Tage auferstehen würde, hatte den Prokurator bestürzt gemacht und die nächtliche Unruhe vermehrt. Je mehr er, sich auf seinen Polstern umherwerfend, grübelte, desto düstere Farben nahmen seine Vorstellungen an. Zuletzt fand auch er die Auferstehung Jeschuas wahrscheinlich, ebenso wahrscheinlich auch, daß der Auferstandene sich an ihm, dem Richter, rächen werde. Anders konnte er als Römer sich die Sache

nicht vorstellen. Die Furcht vor Rache schnürte ihm die Kehle zu. Sollte er wirklich seine Reichtümer nur deshalb zusammengescharrt haben, um im schnöden Palästina umzukommen? Pontius fühlte den Atem beengt; er mußte in die frische Morgenluft hinaus.

Jäh erhob er sich vom Lager und klatschte in die Hände; als der Leibsklave eintrat, befahl er Waschwasser zu reichen. Während der Sklave die Schüssel mit duftendem kalten Wasser ihm hin hielt, teilte er seinem Herrn mit, daß der Centurio Aemilius sich in Dienstsachen gemeldet habe.

Pontius war über die so frühe Störung nicht unwillig, hoffte im Gegenteil, daß die Erledigung irgend einer Amtspflicht ihn etwas von seinen quälenden Gedanken ablenken würde.

Gar befangen und niedergeschlagen trat der Centurio ein und meldete, daß die Mannschaft, deren Aufsicht das Grab Jeschuas anvertraut gewesen, in die Garnison zurückgekehrt sei. Am Orte der Hut sei etwas Schreckliches passiert: der Erdboden hätte geschwankt, der Berg gezittert und dämonische Gestalten wären sichtbar gewesen. Die Leute wären in ein solch großes Entsetzen geraten, daß sie ihren Posten verlassen hätten und jetzt bereit seien, eher den Tod zu erleiden, als zum Platze des Schreckens zurückzukehren.

Pontius entfärbte sich; es ward ihm so schlecht zu Mute, daß er sich setzen mußte. So ists doch geschehen, was ich gedacht, sprach er dumpf vor sich hin und schwieg wie im Nachsinnen.

Es verging eine geraume Zeit.

Der Centurio verfolgte verstohlen die Bewegungen seines Vorgesetzten.

Er denkt sich eine martervolle Strafe aus, dachte der Offizier bei sich und schielte scheu zu seinem Chef hin.

Endlich sprang Pontius in heftigster innerer Erregung von seinem römischen Lehnstuhle auf und ging voller Unruhe im Gemach auf und ab.

Er schien die Anwesenheit des Offiziers vergessen zu haben.

— O, rief der Prokurator mit auffallend veränderter Stimme, o, ihr alle sollt es mir blutig entgelten!

Er ballte die Hände zusammen und streckte sie in die Richtung zum Senatspalaste aus.

Der Offizier, der den Gedankengang seines Vorgesetzten nicht erraten konnte, bezog die Drohung auf sich und erschrak heftig.

Endlich befahl Pontius:

— Die Wachtmannschaft soll hier erscheinen. Jeden einzelnen werde ich selbst ausfragen.

Es geschah.

Zunächst kam der Dekurio an die Reihe. Zitternd stand er vor dem gestrengen Chef, dessen düstere, ernste Miene nichts Gutes versprach.

— Berichte genau alle Einzelheiten, sprich keine Lüge, keine Beschönigung. So ihr das Geringste verheimlicht, lasse ich euch mittelst der Tortur die Seele aus dem Leibe pressen.

— Herr, eingedenk deines strengen Befehls, habe ich die Nacht über kein Auge geschlossen und wiederholt in kurzen Zeitintervallen die Posten inspiziert. Von der ganzen Mannschaft hat niemand geschlafen, schon aus Furcht vor deiner Strafe. Troilos und Cessius hatten gerade die Wacht am Eingange der Höhle, in deren Seitenkammer der Tote lag. Plötzlich wurden beide gewahr, daß die Höhle in Flammen stand, und mitten in den Flammen sahen sie eine glänzende, blitzeschleudernde Dämonengestalt. Der Wachen lauter Angst-

schrei ließ uns alle zum Orte eilen. Wir alle haben die flammende Höhle und in ihr die glänzende Dämonengestalt gesehen. Dazu kam ein schreckliches Getöse, als ob die Felsen zusammenbrächen, und entsetzlich schwankte der Erdboden. Wir alle wurden wiederholt zu Boden geschleudert. Es war uns, als ob die Welt untergehe und uns überkam ein solches Entsetzen, daß wir, unserer Sinne nicht mächtig, davonliefen, unsere Pflicht vollständig vergessend.

Nun wurden Troilos und Cessius befohlen; mit zitternden Händen und schlotternden Knieen machten sie die üblichen Honneurs.

Sie berichteten dasselbe, wie der Dekurio, und schworen bei allen Göttern, daß sie keinen Traum gesehen.

Pontius fragte gleicher Weise jeden einzelnen der übrigen aus, that Kreuzfragen und ging auf die kleinsten Umstände forschend ein. Er saß in seinem breiten Lehnsessel und hielt den Kopf gesenkt, während die Gefragten von dem Erlebnis berichteten.

Wiederum ward es still im Gemache. Die Soldaten hatten sich gefaßt, standen bewegungslos, die meisten in der Voraussetzung, es gehe von hier direkt zur Hinrichtung.

Wie erlösend kam der Befehl des Pontius:

— Ihr drei, du Dekurio, Troilos und Cessius, gehet sofort zum Hohenpriester Joseph und meldet demselben den Vorfall; sprecht kein Wort davon, daß ich von demselben etwas weiß. Achtet genau auf jedes Wort und jede Bewegung, auf den Eindruck, den eure Mitteilung auf den Priester macht. Sodann kehrt zurück, um mir alles genau zu melden. Die übrigen der Mannschaft sollen ins Gefängnis gehen. Von der Strafe hört ihr später.

Es war ein häßliches Lächeln, das in diesem Augenblick über des Pontius Antlitz stog, als er den Befehl erteilte.

Letzterem gemäß handelten die Soldaten.

Als etliche Zeit später der zurückgekehrte Dekurio sich meldete, ward er sofort vorgelassen.

Er berichtete, daß die Hohenpriester sehr bestürzt gewesen wären, laut gestöhnt und gejammert, sodann aber auf die Soldaten eingeredet hätten, alles Geschehene als Lüge oder Traumbild zu erklären; kurz auszusagen, daß sie geschlafen hätten.

— Als wir aber sagten, fuhr der Dekurio fort — daß die ganze Mannschaft, ja auch selbst der jüdische Aufseher des Gartens Zeugen des Vorfalls gewesen und daß niemand den Garten betreten hätte, da drängten sie in uns, wir möchten trotzdem erzählen, die Anhänger des Toten hätten den Leichnam heimlich fortgetragen, während die Soldaten schliefen. Dabei drückten die Priester Gold in unsere Hand und verschworen sich hoch und heilig, sie würden bei dir, hoher Prokurator, alle Verantwortung für die Lüge auf sich nehmen, so daß wir keiner Strafe dafür unterzogen werden würden. Es sei, sagten sie, für das ganze Land und auch für dich, hoher Herr, besser, wenn es hieße, daß wir geschlafen hätten. Hier, Herr, ist das Gold, das sie uns gaben.

— Es ist gut, sprach kurz der Prokurator. Das Gold verteile unter die Mannschaft, die am Grabe war und sage jedem derselben, wer es gegeben und wofür. Der Centurio soll die Namen und Aussagen jedes von euch über den Vorfall notieren, damit jeder, so es in späterer Zeit nötig sein sollte, als Zeuge vorgestellt werden kann. Der Vorfall soll fürs erste geheim gehalten werden und soll in der Kohorte nicht bekannt werden.

Für das Verlassen des Postens erhält die Mannschaft drei Tage schweren Arrestes ohne Speise und Trank. Melde das dem Centurio.

Die drei Soldaten hätten sich am liebsten dem Prokurator zu Füßen geworfen, um für die gelinde Strafe zu danken, durften es aber nicht wagen, machten stramm kehrt und marschierten ab. Bei der von der Strafe betroffenen Mannschaft war nun große Freude. Aus dem dreitägigen Fasten machten sie sich nicht viel, da aber von dem hohenpriesterlichen Golde auf jeden ein gutes Geldstück entfiel, segneten die Leute schließlich die Wacht am Judengrabe, welche so übel für sie begonnen und so glücklich geendet hatte.

Nicht so glücklich war des Pontius Stimmung. In lautem Ausrufe machte sich sein Zorn gegen die Hohenpriester Luft:

— O, ihr lügnerischen, hündischen Jahvepriester! Euch soll die Bestechung meiner Soldaten teuer, gar teuer zu stehen kommen!

Pontius war überzeugt, daß von den Soldaten nicht irgend ein Dämon, aber der auferstandene Rabbi gesehen worden sei, und neben dem Zorn gegen die Landesväter hob sich bei ihm auch die Furcht vor Rache seitens des Auferstandenen. Von nun an brannte ihm der Boden Jerusalems unter den Füßen und er nahm sich vor, zeitiger als sonst nach Cäsarea zurück zu kehren.

Um sich etwas zu zerstreuen, ließ er die Rosse vorführen. Bald darauf sah man ihn im Geleite seiner römischen Landsleute in die morgentauige, blütenduftige Landschaft hinausreiten.

In den Morgenstunden desselben Tages[1]) waren verschiedene andere Ereignisse eingetreten.

Aus einer der vielen Pforten des hasmonäischen Palastes war frühmorgens eine Gruppe von vier Frauen heraus-

1) Des Ostersonntags.

getreten: Johanna, das Weib des Chusä, eines Kämmerers des galiläischen Fürsten; Salome, Mutter des Jakobus und Johannes und Schwester der Mutter Jeschuas; Maria, Mutter des Apostels Jakobus und Maria aus dem Flecken Magdala. Die Frauen nahmen die Richtung zum Ephraimthor, passierten durch dasselbe die Vorstadt und gelangten zum äußersten Stadtthore, wo sie auf dessen Öffnung warten wollten, doch fanden sie zur Verwunderung das Thor schon offen. Sie wußten nicht, daß kurz vor ihrem Erscheinen die flüchtig gewordenen Grabhüter hier durchgezogen waren.

Außerhalb der Stadtmauer schlugen die Frauen die Richtung zum Garten Josephs von Arimathia ein, in welchem sie am drittletzten Tage der Bestattung der Leiche Jeschuas beigewohnt hatten.

Die Frauen achteten nicht des herrlichen Landschaftsbildes im Glanze der Morgensonne. Sie begaben sich zu einem gar traurigen Werke: sie gedachten, die nur oberflächlich geschehene Einbalsamierung des Körpers Jeschuas dem altisraelitischen Gebrauche gemäß zu vollenden. Dazu hatten sie Salben und Spezereien mitgenommen. Dieser Liebesdienst war ein nicht hoch genug zu veranschlagender, denn zog schon an und für sich die Berührung von Leichen eine levitische Unreinheit nach sich, so war letztere für den rechtgläubigen Israeliten an den Festen eine doppelt empfindliche. Doch voller Aufopferung sahen die Frauen davon ab, sie wollten eben dem toten Meister, dem sie im Leben ja auch mit liebendem Eifer gedient, ohne weiteren Aufschub die letzte Ehre erweisen.

Als sie zum Gartenthore gelangten und sodann den Garten selbst betreten hatten, erstaunten sie höchlichst, das Thor offen, die Thür des Gärtnerhäuschens in ihren Angeln zerbrochen, die Weinstöcke zerknickt und zertreten, und auf

dem Erdreiche die Eindrücke vieler Fußspuren zu finden. Erschreckt betrachteten sie die Spuren der Verwüstung in dem stets so sauber gehaltenen Garten.

In dumpfer Befangenheit, nichts Gutes ahnend, suchten sie die Felsenhöhle auf; beim Eintritt in dieselbe gewahrten sie, daß der runde, mühlenradartig geformte Stein zur Seite gerollt lag und die Grabkammer leer war.

Mit Thränen in den Augen, vollständig verwirrt und ratlos, standen nun die Frauen da.

— Wehe uns, wehe uns — klagten sie — man hat das Heiligtum des Grabes beschimpft, den Leichnam gestohlen! O, wer sind die bösen, bösen Übelthäter!

Jammernd traten die frommen Frauen ins Freie und rangen trostlos die Hände.

Die energische Maria Magdalena faßte sich schneller als die übrigen.

— Man muß das Schreckliche den Jüngern mitteilen. Vielleicht finden die Männer Rat. Ich selbst werde eilen, ihnen die Mitteilung zu machen.

Sagts und eilt davon. Die andern kauern voll bittrer Enttäuschung am Boden und lassen ihren Thränen ungehinderten Lauf. Der irdischen Hülle ihres vielgesegneten, göttlichen Lehrers hatten sie Liebe und Ehrfurcht erweisen wollen und ruchlose Hände hatten die Ausführung dieses ihres Liebesdienstes vereitelt!

— Laßt uns hinweg gehen von diesem geschändeten Ort, vorher aber noch einmal den letzten Blick in den Felsgang thun, in dem unser Herr und Meister geruht, schlug die Frau des fürstlichen Kämmerers vor.

So thaten es die Frauen. Als sie in die Felsenkammer hineinblickten, erschien der Raum erhellt wie von einer

blendenden Wolke und diese formte sich zu zwei Gestalten von Jünglingen in glänzender Gewandung.

Und die Frauen sind nicht erschreckt oder entsetzt, doch voll Staunens. Sie begreifen sofort, daß hier zwei Wesen aus der übersinnlichen Welt, Engel, erschienen sind. Anbetend fallen sie nieder und vernehmen nun aus der Engel Munde die wunderbaren Worte:

— Fürchtet euch nicht! Ihr sucht Jeschua von Nazareth, den Gekreuzigten. Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier: Er ist auferstanden! Gedenket seiner Worte: „Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in die Hände der Sünder und gekreuzigt werden und am dritten Tage auferstehen.“ Er wird vor euch hingehen, nach Galiläa. Dort werdet ihr ihn sehen.

Eine solche beseligende Osterbotschaft hatten die Frauen nimmer erwartet. Die soeben vernommenen Worte des Friedens, der Freude, des Lebens hatten sofort den Schmerz vom Herzen, die Thränen vom Antlitze der Frauen gewischt.

Noch einmal blicken sie in den Raum. Die Himmelserscheinung ist verschwunden, im Halbdunkel liegt die Grabkammer. Dafür strahlt der Frauen Herz im vollsten Freudenglanze.

Hier haben sie nun weiter nichts zu suchen und eilen zur Stadt. Sonniger als gewöhnlich erscheint ihnen der Himmel, zauberischer als sonst die Landschaft. Glückselig wiederholen sie sich die Botschaft: Jeschua von Nazareth ist von den Toten auferstanden, in Galiläa werdet ihr ihn wiedersehen.

Jauchze, du Volk von Jerusalem, jauchzet, ihr bevorzugten Galiläer.

Mit jugendlicher Kraft steigen die Frauen den Abhang zur Oberstadt hinan. In den Straßen herrscht bereits ein

lebhaftes Gewühl festlich gekleideter und festlich gesinnter Menschen.

Schon wandelt die Frauen die Lust an, ihre Osterbotschaft in das Volk hineinzurufen, doch besinnen sie sich. Wird Jerusalem am Ende nicht hohnlachen über die unglaubliche Mähr? Wird das Synedrium die Verkündigerinnen derselben nicht zur Rechenschaft ziehen?!

Sie eilen weiter, bis sie in die schattigen Parkanlagen des Palastes gelangen, aus dem sie am Morgen ausgegangen. Hier bleiben sie stehen, um das heftig klopfende Herz sich beruhigen zu lassen und tieferen Atem zu schöpfen. Während dieser Ruhepause sehen sie plötzlich vor sich eine Lichtgestalt und erkennen in ihr Jeschua,[1]) den Gekreuzigten.

— Fürchtet euch nicht, hören sie die bekannte, liebe Stimme sprechen — gehet hin und verkündet es meinen Brüdern, daß sie nach Galiläa gehen, daselbst werden sie mich sehen.

Sie fallen nieder, berühren die Füße, greifen nach der Hand. Als sie nochmals voller seliger Begeisterung das Bild des Totgeglaubten in sich aufnehmen wollen, erbleicht der Glanz und die ganze Erscheinung zerrinnt.

War es ein Traum, ein Luftbild? fragt jede die andere. Nein, sie alle haben leibhaftig Jeschuas Körper berührt, sie alle haben ein und dieselben Worte gehört; nein, es war kein Traum, kein Luftbild — es war die nackte Wirklichkeit.

Verkündet es meinen Brüdern — dieser Mission sind sie nun eingedenk und Frauen werden die ersten Apostel der Auferstehungsbotschaft des jungen Christentums.

---

1) Statt der Namensform „Jesus“, welche dem Griechischen entlehnt ist, haben wir durchgängig die hebräische Form angewandt, mit welcher das jüdische Volk den Herrn bezeichnete.

Sie vergessen die Müdigkeit und ohne ihren eigenen Herd aufzusuchen, machen sie sich sofort zu den ihnen bekannten Anhängern Jeschuas auf, um ihre Mission zu erfüllen.

Petrus und Johannes hatten nach der Grablegung ihres Meisters Aufnahme gefunden im geräumigen zweistöckigen Hause der Maria, Mutter des Johannes, welcher in späterer Zeit den Namen Marcus annahm und als Evangelist bekannt ist. Hier weilte auch Maria, Jeschuas Mutter.

Letztere hatte auf Golgatha wie in einer Erstarrung dagesessen, die Blicke nur immer auf das Kreuz gerichtet; beim Verscheiden des Sohnes war sie ohnmächtig umgesunken. Die Mutter des Marcus hatte die vollständig Erschöpfte in einer Sänfte in ihr Haus tragen lassen und sie sodann in einem einsamen, abgelegenen, kühlen Gemach gebettet. Hier löste sich die Erstarrung in einem reichlichen Thränenstrome auf. Dem Wunsche der Schwergeprüften, mit sich allein bleiben zu wollen, kamen die Hausgenossen nach.

Den Sabbat hatte die Mutter des Herrn scheinbar in stiller Trauer verlebt. Sie nahm an der Unterhaltung nicht teil und schaute nur, in Gedanken vertieft, still vor sich hin. In manchen Momenten aber schien es, als ob irgend ein beglückender Gedanke ihren Sinn durchzöge, denn über das Antlitz huschte bisweilen ein Ausdruck innerer Glückseligkeit. Doch teilte sie niemandem mit, was ihren Sinn bewege, und keiner mochte sie darum fragen.

Nicht mit solch' großer Ergebung in die auferlegte Prüfung hatte Petrus den großen Sabbat verbracht. Schon dem äußeren Wesen des Jüngers sah man das tiefe Seelenweh an, das ihn marterte. Seit der Nacht, in der

Jeschua verurteilt war, hatte er weder Speise noch Trank zu sich genommen.

Unruhig lag er in dem ihm zugewiesenen Gemach, rang verzweifelt die Hände und stöhnte laut vor sich, häufig die Worte wiederholend: Verleugnet habe ich den holdseligen, liebe- und gnadeatmenden Lehrer und Freund! Verleugnet den Sohn Gottes! Wehe mir Elenden!

Laut jammernd verhüllte er sein Gesicht, wenn er sich der Verleugnungsszene erinnerte — und sie kehrte zu häufig ins Gedächtnis zurück — und er Jeschuas vorwurfsvollen Blick wegen seiner Verleugnung auf sich gerichtet sah.

Dem Johannes, welcher ihn einigemal des Tages über aufgesucht hatte, war es nicht gelungen, tröstend ihm zur Seite zu stehen.

Die zweite Nacht verging dem von Gewissensbissen gefolterten Jünger ebenso ruhelos, und so hell und fröhlich auch die Sonne des ersten Festtages auf Jerusalem herniederschien, das trübe Gemüt des Petrus konnte sie nicht aufklären.

In der Frühe des Passahfesttages[1]) hatte der Jünger sein ruheloses Lager verlassen und war in den Hof getreten, der von einem uralten Wallnußbaum beschattet war. Auf einer Steinbank, welche den Baum umgab, ließ Petrus sich nieder und gab sich von neuem trüben Gedanken hin. Das Spiel des Morgenwindes und der Morgensonne um die Krone des Baumes vermochte nicht diesen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

— Und ich Elender, der ich mich mit meiner Bereitschaft dem Meister sogar in den Tod nachfolgen zu wollen gebrüstet hatte — habe ihn damals bei der ersten Gelegenheit verleugnet.

---

1) Des Ostersonntags.

Wehe, uns Verlassenen. Wie finster liegt doch der Weg vor uns.

O Jeschua, du Sohn Gottes, wandeltest du doch noch unter uns!

So seufzte Petrus laut vor sich hin. Er zuckte zusammen, als in diesem Augenblicke eine Hand seinen Arm berührte. Johannes stand neben ihm.

— Gib dich, Petrus, du Lieber, nicht zu sehr deiner Betrübnis hin. Auch mir ist das Herz gar schwer über all dem Schrecklichen, das in diesen Tagen geschehen, doch verschließe ich mich nicht der Hoffnung auf die Zukunft.

Ich kann es mir nicht vorstellen, daß mit dem Tode unseres Herrn und Meisters nun alles vorbei sei, daß der allmächtige Gott seinen eingeborenen Sohn nur dazu zur irdischen Welt gesandt, daß er am Ende seines Erdenwallens am Marterholze sterbe! Auch du wirst es zugeben, daß unmöglich alles für uns mit dem Kreuzigungstode und dem Begrabenwerden des Herrn aus sein könne! Es muß, es wird etwas geschehen. Was? Ich weiß es nicht! Aber dieses unbestimmte Vorgefühl gießt mir gleichwohl Öl der Hoffnung in das wunde Herz. Die Grabesruhe kann nicht das Endziel unseres Messias sein.

— Das Grab gibt die Toten nicht zurück, jammerte Petrus.

— Wie? Das sagst du, der du selbst Zeuge gewesen, wie soviel Tote durch unseres Meisters Wort das Leben wiedergewannen? Der du selbst Zeuge gewesen, wie Moses und Elia auf dem Berge der Verklärung sichtbar waren?

— O, Johannes, lieber Genosse, damals war es der göttliche Meister selbst, auf dessen Geheiß der Tod seine Beute zurückgab. Wer vermag aber jetzt unseren Herrn von

den Banden des Todes zu lösen? Können wir es? Kann ein Toter sich selbst lebendig machen?

Wohl haben wir, auf das Geheiß unseres Meisters und mittelst seiner Kraft Kranke geheilt und Blinde sehend gemacht, aber seine Kraft über den Tod hat er uns nicht gegeben!

— Wahrlich, werter Petrus, vermagst du es nicht dir vorstellen, daß Jeschuas Wunderkraft nur von dem allmächtigen Gott stammt und daß der Urquell dieser Kraft in Ewigkeit nie versiegen kann? Vermagst du nicht zu glauben, daß der, welcher dem Himmel und der Hölle gebietet, auch seinen Sohn aus dem Tode zu lösen im stande ist?

— Du sprichst zwar köstliche Worte, trauter Johannes, aber sie dringen nur schwer in mein verfinstertes Herz, denn in diesem Herzen hausen böse Zweifel und keine Lösung findet die Frage: wozu alles geschehen, wozu unser Herr gelitten hat, warum Gott sich desselben nicht erbarmt hat, so er doch sein eingeborener Sohn gewesen?

— Laß uns darüber nicht grübeln. Der Herr selbst hat es uns gesagt, daß er leiden müsse, um das Wort der Schrift zu erfüllen. Vielleicht kommt bald die Zeit, wo das alles unserem Sinne viel klarer und verständlicher sein wird. Bis dahin aber wollen wir nicht verzweifeln. Laß uns nicht müde werden, Gott zu loben und zu preisen.

— Ach, Johannes, ich weiß, daß ich mich gegen den großen Gott versündige, aber mein Herz ist zu bedrückt, als daß sich aus ihm ein Lobgesang erheben könnte. Ich kann mich der Erinnerung an die letzten Tage nicht erwehren. Kaum ists eine Woche her, daß das Volk ihn, den Herrn, als Messias begrüßte! Wie war ich stolz, der Jünger und Diener dieses königlichen Meisters zu sein! Und heute? — Heute bergen wir uns vor den Blicken der Häscher, voller Furcht, ergriffen und mit gleicher Strafe wie der Herr belegt zu werden.

Er aber der Edle und Hehre liegt in finsterem Grabe. Kann man eine so furchtbare Wendung der Dinge gleichmütig ertragen? Für den heiligen Rabbi erwarteten wir die Aufrichtung des Königsstuhls, und erlebten statt dessen die Aufrichtung des Schandholzes, an dem er sein Leben aushauchte! Wir selbst fühlten uns auf sonniger Himmelshöhe, und siehe, jetzt sind wir in den dunkelsten Abgrund geworfen.

— Laß deine Seele nicht verzagen! Wir haben die Gewißheit, daß wir doch den Herrn einst wieder sehen. Er wird wiederkehren als lebendiger Sohn Gottes! Dessen ist mein Geist vollkommen sicher, doch mein Mut zagt über die Länge der Zeit, die wir zu warten haben.

Wiederholt fiel dröhnend der Klopfer auf die Fläche der Thorthür. Der Pförtner beeilte sich zu öffnen.

Alsbald stürmte Maria Magdalena erhitzt und bestaubt herein und rief den Jüngern hastig zu:

— Ihr lieben Männer, ein unerhörtes Bubenstück ist geschehen: Des Herrn Grabkammer ist leer, die Leiche verschwunden, der Garten verwüstet. Eile thut not, nachzuforschen, wohin die Leiche gekommen.

Die Jünger gerieten in eine erklärliche Bestürzung.

Endlich rief Petrus zornig:

— Wehe über die rachelüsternen Priester und Pharisäer! Nur sie können die allen Menschen heilige Grabesruhe gestört, das Grabmahl entweiht, den Leib gestohlen haben! Laßt uns an den Ort der Schandthat eilen.

Die drei machten sich sofort auf den Weg.

Im Garten Josephs angelangt eilte der behendere Johannes voran, blieb jedoch aus Scheu am Eingang der Grabhöhle stehen. Petrus, der ihn eingeholt, zauderte nicht die Höhle zu betreten und, sich tief bückend, in die Grabkammer zu dringen. Hier fand er das Kopftuch der Leiche sorgsam

zusammengelegt an einem Platze, an einem anderen die sorgfältig zusammengerollten Binden und Leintücher. Das Lager von üblichen duftigen Kräutern zeigte sich nicht durchwühlt, sondern bot noch deutlich wahrnehmbare Eindrücke des Körpers, der auf ihm gebettet war. Nichts sprach für irgend einen Eingriff seitens einer rohen Hand.

Johannes ist nun ebenfalls näher herangetreten.

— Hier hat sich etwas Unerklärliches vollzogen, spricht Petrus voll Erstaunen. Es ist hier alles in größter Ordnung, hier hat keine ruchlose Hand gefrevelt.

Johannes erster Gedanke war, der Herr müsse auferstanden sein. Dann begann ein Zweifeln daran, und so behielt er seine Gedanken bei sich.

Die Jünger knieten zu den Seiten des Kräuterlagers und besprachen das rätselhafte Verschwinden des Leichnams.

— Vielleicht hat der Besitzer des Gartens die Leiche an einen andern Ort gebettet, meinte Johannes, hinzufügend, man müßte den Jüngern und Freunden des Gekreuzigten das Geschehene melden.

— Das muß allerdings geschehen, erwiderte Petrus, doch thue du es, teurer Johannes. Ich kann es nicht, denn ich fühle mich unwert, vor die Brüder zu treten. Laß uns gehen.

Die Jünger begaben sich zur Stadt. Da sie Maria nicht im Garten sahen, vermeinten sie, dieselbe sei zur Stadt zurückgekehrt.

Am Thore trennten sich die Wege der Jünger. Gesenkten Hauptes und trüben Sinnes schritt Petrus weiter, bis in einer engen Gasse jemand ihm grad in den Weg tritt. Als er aufschaut, sieht er Jeschua vor sich. Mit dem Gefühle tiefster Beschämung steht der Jünger vor seinem Meister.

Dieser aber, jede Schuld liebreich vergebend, richtet den Jünger auf, segnet ihn und ist sodann dem Auge entschwunden.

Überwältigt steht Petrus da und starrt der Erscheinung nach — in die leere Luft. Dann rafft er sich auf und begibt sich elastischen Schrittes, gehobenen Hauptes nach dem Asyl im Hause des Marcus. Den Bewohnern des letzteren fällt sofort sein verändertes Wesen auf. Hell und freudeleuchtend ist sein Antlitz, selig glänzt das Auge, aus Haltung und Bewegung spricht Mut und Energie. Von Stund an, seit der auferstandene Herr dem Bußfertigen leiblich erschienen und ihm alle Schuld verziehen, wird Petrus zum beredtesten Apostel der Auferstehung, zum überzeugendsten Apostel der christlichen Hoffnung!

Die Frauen des Hauses sind die ersten, denen er das Wort von der Auferstehung Christi sagt. Maria, die Besitzerin des Hauses, gerät in freudige Ekstase; Maria, die Mutter des Herrn, bleibt ruhig und still, aber aus ihren Augen leuchtet selige Freude.

— Mein Herz ahnte es, sprach sie leise vor sich hin, daß es so kommen würde.

Mit Ungeduld erwarteten alle die Rückkehr des Johannes, um auch ihm die freudige Osterbotschaft zu sagen.

Wohl noch nie hatte in diesem Hause ein freudigeres Passahfest stattgefunden, als dieses Mal.

Maria Magdalena war im Garten hinter den Jüngern zurückgeblieben. Geistig erregt, physisch ermüdet, hatte sie einen versteckten Winkel des Gartens aufgesucht und sich zwischen Weinstöcken niedergesetzt, um ihren Schmerz ungesehen auszuweinen. In dieser Zeit verließen Petrus und Johannes den Garten. Als Maria sich beruhigt hatte, zog es sie wieder zur Felsenkammer, wo ihr geliebter Lehrer im Todesschlafe geruht.

Sie begibt sich in die Höhle und tritt zu deren Seitenkammer, wird aber wieder vom wehmutsvollen Schmerze ergriffen, und ein neuer Thränenstrom netzt ihr Antlitz. Als sie plötzlich vor sich zwei Engelsgestalten sieht, ist sie von dem eigenen Kummer noch so sehr benommen, daß sie das Wunderbare der Situation übersieht und laut den Engeln klagt, daß man den Leib des Herrn fortgetragen.

Aufs neue quellen ihre Thränen; in Gegenwart der fremden Gestalten mag sie nicht den Gesichtsschleier lüften. Sie wendet sich deshalb zum Ausgang, tritt ins Freie und trocknet da das thränennasse Gesicht. In diesem Augenblicke hört sie neben sich jemand fragen, weshalb sie weine?

Um Zeit zu gewinnen, den Schleier auf das Gesicht herabzuziehen, wendet sie sich schnell zur Seite und fragt dabei, ohne aufzusehen, wohin die Leiche gebracht sei? Sie hatte gemeint, es stehe neben ihr der Gärtner.

Da nennt der neben ihr stehende ihren Namen „Maria".

O, sie, die mit Ohr und Herz an den Lippen des Herrn gehangen, sie kennt den seelenvollen Ton dieser Stimme und den Träger derselben. Die Freude, daß sie ihren Herrn und Freund wiedergefunden, daß nun wieder der heilige Umgang mit dem göttlichen Lehrer möglich sei — findet ihren Ausfluß in dem jauchzenden Rufe: „O Herr und Meister!"

Mit leidenschaftlicher Innigkeit wirft sich das Weib zu den Füßen des Herrn und sucht dessen Kniee an sich zu pressen. Doch der Herr wehrt ihre irdische Leidenschaftlichkeit ab, die nicht zu dem Zustande seiner eigenen göttlichen Verklärtheit paßt, und gibt ihr den Auftrag, die Botschaft von seiner Auferstehung und bevorstehenden Himmelfahrt den Brüdern zu überbringen.

Damit ist denn auch seine Gestalt Mariens Auge entrückt.

Wie verzückt steht sie längere Zeit da; sie glaubt die

hehre Gestalt des Sohnes Gottes noch vor sich zu sehen, den Klang seiner Stimme noch zu vernehmen.

Endlich eilt sie davon, um den Anhängern des Auferstandenen seinen „Brudergruß" zu übergeben und ihnen die Bande der Bekümmernis durch frohe Nachricht zu lösen.

Sie prägt dabei sich immer wieder die Worte Christi ein: „ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gotte und zu eurem Gotte", um diese Worte ja treu den Seelengenossen zu überliefern.

Und während sie eilig dahinschreitet, wird ihr schlichter Frauenverstand plötzlich von lichter Wahrheit erfaßt: Der Sohn Gottes ist in Gestalt Jeschuas auf Erden erschienen, um die Menschen zu seinen Brüdern zu machen!!

Atem schöpfend, bleibt Maria stehen und blickt gen Himmel. Jetzt glaubte sie fest: dort in den seligen Höhen ist das Haupt der neuen Familie; von dort war der „Bruder" herabgekommen, um diejenigen in die himmlische Familie einzuführen, welche an ihn glauben! . .

So traurig der Morgen des ersten Festtages für Maria begonnen hatte, so selig war der weitere Verlauf desselben.

Am Tage vor dem Großen Sabbat[1]) hatte Simon mit Joil in aller Frühe die Stadt verlassen, ohne zu ahnen, welche ernste Ereignisse in letzter Nacht stattgefunden hatten. Vater und Sohn wünschten Thamar mit ihrem Besuche zu überraschen und trieben daher die Reittiere zur Eile, lag doch das idyllische Versteck Thamars gegen drei Meilen von der Hauptstadt entfernt.

Joil geleitete den Vater in die Schlucht, wo sie im Augenblicke des Zusammentreffens Thamar mit kleinen Hausarbeiten

---

1) Am Karfreitage.

beschäftigt vorfanden. Jauchzende Freudenrufe durchschallten nun den Ort, der jahrelang nur Seufzer und jammernde Klage vernommen.

Tiefe Rührung ergriff Thamar, als sie erfuhr, der heilige Jeschua selbst, der Sohn Gottes, billige ihre Rückkehr zum Gatten. Sie zog den Mann mit zum Rasen, wo beide niederknieend dem Urheber ihres Glückes im brünstigen Gebet dankten. Und Mann und Weib priesen Gott, der so gnädiglich ihr Schicksal geführt, wenn er auch beide lange Jahre hindurch hatte hartes Leid tragen lassen. Die kleine Familie verbrachte hier den Großen Sabbat in vorgeschriebener Ruhe. Am Spätnachmittag des ersten Festtages brachen sie nach Jerusalem auf und hatten bald auf ihrem Wege den Flecken Emmaus erreicht. Als sie den Ort passiert hatten und einen Hügel hinanritten, gewahrten sie zwei Männer, die sich von der Anstrengung des Steigens auf der Höhe ein wenig erholten.

— Gottes Frieden mit euch, Landsleute, grüßte Simon freundlich die Wanderer.

— Möge der Herr euch segnen.

— Führt euer Weg auch wie der unsrige nach Jerusalem?

— Du sagst es. Wir sind heute früh aus Jerusalem gekommen und gehen aus unserem Heimatsorte Emmaus wieder zur heiligen Stadt zurück.

— Aber fürchtet ihr nicht den baldigen Eintritt der Dunkelheit auf dem gar bald öde werdenden Wege?

— Die Finsternis fürchten wir fortan nicht mehr, seit es in unserem Herzen licht und sonnig geworden.

— Nun, Freunde, lachte Simon zutraulich, dann paßt ihr gerade sehr gut zu unserer Gesellschaft, denn auch wir sind fröhlich und unser Herz strahlt im Sonnenschein des Glückes.

— So habt ihr auch schon von der Freudenbotschaft über unsern Messias gehört?

— Er gerade ist der Quell unserer Herzensfreude.

— So seid ihr seine Anhänger?

— Du sagst es. Auch wir glauben an ihn als den verheißenen Messias, den Sohn Gottes, und haben vielen Grund, seine Gnade und Güte zu lobpreisen. In unserem Hause hat er das Passahlamm gegessen. Andern Tages frühmorgens verließen wir die Stadt und ziehen nun zurück, um den Heiligen morgen lehren zu hören.

— Dann bist du der Senator Simon? Und du weißt nichts von dem, was alles in den wenigen Tagen vorgefallen?

— Landsmann, du erschreckst uns! Was ist geschehen?

Die Reiter hatten ihre Tiere angehalten.

— Werter Simon, antwortete einer der beiden. Erschrecket nicht! Zwar hat das Synedrium den Rabbi töten lassen, derselbe ist aber schon wieder auferstanden von den Toten. Wir selbst haben ihn heute hier auf diesem Wege gesehen und mit ihm gesprochen, und eilen nun nach Jerusalem, um den Brüdern, das ist der kleinen Gemeinde inniger Anhänger des Hochgelobten, von dem Vorfalle zu erzählen.

Thamar sprang von ihrem Reittier zu Boden, griff nach der Hand des Fremden und bat ihn flehentlich, alles zu erzählen, was er über Jeschua wüßte.

— Ja, lasset uns gemeinsam wandern, lieben Männer, sprach auch Simon zu den Fremden. Thut uns die Liebe und berichtet von allem, was vorgefallen ist.

— So höret, sagte der ältere der Männer. Euch hat Gott vor großer Betrübnis bewahrt, da ihr nicht Zeugen der Hinrichtung und Grablegung des Heiligen waret.

In großer Traurigkeit hatten wir heute die Stadt verlassen, wanderten dahin und tauschten untereinander unsere

trüben Gedanken und Gefühle hinsichtlich der Ereignisse der letzten Tage aus, die über unser Verständnis gingen. Während unserer Unterhaltung hatten wir schließlich laute Zweifel geäußert, ob wir den heiligen Jeschua, den auch wir als unseren Messias begrüßt hatten, wirklich zu den Propheten rechnen dürfen, da er doch eines schimpflichen Todes am Kreuze gestorben sei. In unser lautes Gespräch vertieft, achteten wir weder des Weges, noch übriger Wanderer. Da trat ein Mann, der augenscheinlich unser Gespräch gehört haben mußte, zu uns heran und fragte, während er mit uns weiter schritt, weshalb wir so bekümmert seien und worüber wir so eifrig verhandelten? Da auch er aus Jerusalem zu kommen schien, thaten wir, verwundert, die Gegenfrage, ob er denn nichts von dem gehört, worüber die ganze Stadt spräche, von dem Kreuzestode des Rabbi Jeschua? Und weil wir ihn seiner Aussprache nach für einen Fremden hielten, erzählten wir ihm manches über Jeschua von Nazareth, wie er durch Wort und That wunderbar gewirkt habe und deshalb von den gottlosen Führern des Volkes den römischen Heiden zur Kreuzigung überantwortet sei, daß wir deshalb in unserem Glauben an ihn wankend geworden und seit heute morgen, wo fromme Frauen das Grab Jeschuas zu ihrem Entsetzen leer gefunden, erst recht alle Haltung verloren hätten und uns in alle diese Thatsachen gar nicht zu finden wüßten.

— Und was geschah weiter? fragte Simon gespannt.

— Der Fremde schalt uns ob unseres Zweifelns an der Wahrheit der prophetischen Schriften, in denen doch alles, was den Messias betrifft, klar vorgezeichnet stehe, und verwies uns in ernsten, aber liebevollen Worten unsren Kleinglauben. Sodann erklärte er uns — und zwar so verständnisvoll und überzeugend, wie es kein Schriftgelehrter hätte thun können — wie alle Propheten nicht

nur von der Herrlichkeit des Messias, sondern auch vom Leiden prophezeit hätten, und wie der Sohn Gottes, der auf die Erde herabgekommen sei, nur durch Leiden zu seiner Verherrlichung habe eingehen können, und wie vor allem der schmachvolle Tod am Kreuze — der gerade uns zweifeln ließ an der göttlichen Sendung Jeschuas — ein kräftiger Beweis dafür sei, daß eben der Jeschua aus Nazareth thatsächlich der Messias, der Christus sei.

Weiterhin betonte der Fremde, daß, sollte die sündige Menschheit nicht auf ewig verloren gehen, es eines Versöhners für dieselbe bedurfte, der sie aus der Sünde löse durch Hingabe seiner eigenen Person in den Tod, durch Darbringung seiner eigenen Person als Passahlamm für die Sünde der ganzen Menschheit.

Wahrlich, es war wunderbar zu hören, wie der Fremde es verstand, alles das Gesagte mit Worten aus den heiligen Schriften zu belegen und zu beweisen, von den Büchern Mosi an bis zu den Schriften der Propheten.

Kurz, der Fremde erst eröffnete unserem Geiste die Erkenntnis der heiligen Bücher, und da fiel es wie Schuppen von unseren inneren Augen.

— O, wie beneidenswert seid ihr doch, ihr lieben Männer, rief Thamar begeistert aus.

— Aber was geschah denn weiter? wiederholte Simon die frühere Frage.

— Unter seiner Belehrung war uns die Zeit so schnell vergangen, daß wir kaum unsere Ankunft im Heimatsdorfe Emmaus bemerkten. Auf unsere Bitten trat der Fremde bereitwillig mit uns in unsere Hütte ein. Als wir uns zum Vesperbrot setzten, da sprach er den Segen, wie es sonst der Hausvater oder ein Rabbi, wenn er zu Besuch ist, zu thun pflegt. Sodann dankte er Gott, brach das Brot und

teilte es uns zu. Und nun erst wurden uns die Augen plötzlich geöffnet: im Fremden erkannten wir die geliebte Person des Jeschua, des Messias, den wir am Kreuze hatten sterben sehen und der jetzt als Christus wieder von den Toten auferstanden ist. Als wir ihn aber als unseren Christum begrüßten, entschwand er plötzlich unseren Augen.

— Aber wie war es denn nur möglich, daß ihr den Herren nicht schon früher erkannt habt? fragte Thamar in vorwurfsvollem Tone.

— Wir selber wissen es nicht, wie es zugegangen ist. Einesteils verhüllen doch die Schweißtücher, die wir alle zu tragen pflegen, einen Teil des Gesichts, und dann .... glaubten wir nicht recht an eine Auferstehung der Toten. Während der Unterhaltung stieg freilich in uns der Gedanke auf: dieser Fremde spricht so verständlich und gewaltig, wie es nur der Rabbi Jeschua verstand. Diesen aber wußten wir im Grabe.

Voll freudigen Staunens über die wunderbare Mitteilung fragte Simon, was die Männer nun zunächst zu thun beabsichtigten?

— Wir eilen nach Jerusalem, um die Auferstehungsbotschaft den unserigen zu bringen.

— O, ihr begnadigten Männer, die ihr gewürdigt worden, des Herrn Antlitz zu sehen. Segnet uns, daß auch wir eines solchen Anblicks teilhaftig würden, flehte Thamar.

Die Männer aus Emmaus legten die Hände auf das Haupt Thamars und ihres Gatten und baten Gott um Segen für sie.

In frommer, gehobener Stimmung setzte nun die Gesellschaft ihren Weg fort. Als sie Jerusalem ohne Unfall erreicht hatten, war der Abend mit seiner Dunkelheit längst angebrochen.

— Seid unsere Gäste, jetzt und für spätere Zeit, so ihr

es wollt, bat Simon. Ich will einen Freigelassenen, einen frommen Mann aussenden, daß er erfahre, wo die Gläubigen heute versammelt sind, dann wollen wir zusammen zu ihnen gehen.

So geschah es auch.

Die Jünger und die kleine Schar glaubenstreuer Anhänger Jeschuas, die fest daran hielten, daß er der wahrhaftige, gottgesandte Messias sei, hatten sich im Hause des Marcus zusammengefunden und redeten bewegten Herzens über die wundersamen Ereignisse des Tages. Die tiefe Entmutigung des vorhergegangenen Tages hatte einer freudigen, hoffnungsvollen Stimmung Platz gemacht, seitdem einige aus der Versammlung persönlich den von den Toten auferstandenen Herrn gesehen. Es fehlte aber noch immer das wahre Verständnis für das göttliche Erlösungswerk und daher war noch nicht jeglicher Zweifel gebannt. Nachdem aber die Jünger von Emmaus in die Versammlung getreten und über ihr wunderbares Zusammentreffen mit dem Totgeglaubten und über alle Erklärungen und Schriftdeutungen, die Christus ihnen gegeben, berichteten, da schwand auch der letzte Rest der Zweifel. Und die kleine Schar ward insgesamt voll freudigen Mutes und lobte und pries Gott aus tiefstem Herzen.

Maria, die Hausherrin, hatte ein festliches Mahl angerichtet, um welches sich nun die Gäste lagerten. Es herrschte eine wirkliche Feststimmung. Man sprach von dem letzten gemeinsamen Abendmahle mit dem Herrn, von der Weisung des Auferstandenen, nach Galiläa zu gehen, und von der Hoffnung, in dieser Landschaft den geliebten Herrn wieder zu sehen.

Plötzlich taucht zwischen den Versammelten eine nebelhafte Gestalt auf. Sie wird licht, nimmt feste Konturen an und vor den Augen der zum Teil bestürzten, zum Teil verzückten Anhänger steht Christus, der auferstandene Jeschua,

und bietet allen mit der wohlbekannten sanften, liebevollen Stimme den Friedensgruß.

Allen weist der Herr die durchbohrten Hände und Füße, um damit seine wirkliche leibliche Gegenwart unter ihnen zu beweisen. Die anfängliche Scheu der Gemeinde wich gar bald. Von nun an waren alle Anwesenden nur von einem einzigen beseeligenden Gedanken eingenommen: Der Herr ist wieder lebend unter uns, und nun wird der frühere Verkehr mit ihm, dem göttlichen Lehrer, aufs neue beginnen. Mit diesem Gedanken umringen die Gläubigen den Herrn, berühren und küssen seine Hände und Füße und legen ihre Fingerspitzen in die vernarbten Wundmale. Fortan regt sich kein Zweifel mehr, daß der lebend vor ihnen stehende wirklich der gekreuzigte Jeschua ist.

Und nun hebt der Herr zu reden an. Mit ernsten, doch milden Worten rügt er an den Jüngern den bisherigen Zweifel, erklärt ihnen, im Lichte geschehener Erfüllung, den vollen Inhalt dessen, was in den heiligen Schriften über ihn, den Messias, geweissagt war, führt sie in das endliche Verständnis der messianischen Mission ein und befähigt sie dadurch zur Ausführung des Auftrags, den er ihnen erteilt. Er will, daß, wie er selbst aus dem Tode erstanden, so auch die Menschen aus dem Tode der Sünde erweckt würden. Daher bevollmächtigt er die Jünger, in seinem Namen unter allen Völkern der Erde von dem Glauben an ihn, den Weltheiland, von der Buße und der Vergebung der Sünden zu predigen.

Darauf hauchte der Herr die anwesenden Jünger mit seinem göttlichen Odem an, auf daß fortan aus ihrem Munde ein reiner, heiliger Geist spräche und ihr Gedächtnis die Kraft behielte, seine Worte und Reden fest und treulich auf alle Lebenszeit zu bewahren.

Nach dieser Weihe der Jünger zum neuen Predigtamte

war der Herr in seiner leiblichen Wesenheit den Versammelten plötzlich wieder entschwunden.

Über dieses Verschwinden war die kleine Gemeinde anfänglich wohl recht betrübt, doch bald traten ihre Glieder in voller Überzeugung der von Johannes ausgesprochenen Meinung bei, daß der Sieger über den Tod, der Fürst des Lebens, ja stets unter ihnen sein könne, sobald er nur wolle, und unbeschadet von Zeit und Raum.

Jetzt erkannten die Anwesenden, wie Christus sie so gnädiglich geführt, wie er den Glauben an seine Auferstehung an diesem Tage in schonender Weise vorbereitet und dann immer stärker erweckt hatte. Was am Morgen des Tages zuerst Engel verkündet hatten, das war bald darauf von ihm selbst bestätigt worden durch persönliches, leibliches Erscheinen zunächst den einzelnen und dann erst der kleinen Gemeinde insgesamt. Zugleich ging ihnen das Verständnis des Erlösungswerkes auf, und von vielen Stellen der heiligen Schriften fiel ihnen die Hülle der Dunkelheit. Sie überzeugten sich, daß in diesen Schriften die Leiden Christi und seine endliche Verherrlichung thatsächlich vorhergesagt und deutlich bezeugt sind. Und so sproßt in dieser ersten christlichen Gemeinde ein junger, fester, ziel- und zweckbewußter Glaube auf.

Diese ersten Christen versammelten sich von nun an alltäglich, um sich an das zu erinnern, was der Herr während seiner Lehrthätigkeit geredet und gesprochen. Sie suchten die vom Herrn gehörten Gleichnisse zu deuten und bereiteten sich gegenseitig auf das ihnen feierlich vom Herrn auferlegte Predigtamt vor.

Die am Tage nach der Kreuzigung Christi zu Tode betrübten Gläubigen verbrachten nun die Passahwoche in fröhlichster, doch christlich-frommer Weise, und begaben sich sodann nach Galiläa voll beglückender Hoffnung, ihren göttlichen Herrn von neuem leiblich wiederzusehen.

XV. Kapitel.

Römische Frivolität.

Die Bevölkerung Jerusalems hatte das siebentägige Landesfest scheinbar in der gewohnten Fröhlichkeit verbracht. Aber gleichwohl war dieses Mal eine gewisse Verstimmung des Volksgeistes zu bemerken, die sogar den Fremden, welche Jerusalem stets nur zu dieser Festzeit zu besuchen pflegten, nicht entging. Die gedrückte, getrübte Stimmung des Volkes war durch das für viele unheimliche Gerücht veranlaßt worden, daß der hingerichtete Rabbi Jeschua von dem Tode erstanden sei, wieder im Lande als Lebender umherwandle und fortfahre seine Jünger in seiner neuen Religionslehre zu unterweisen.

Seit der Auferstehung des allbekannten Lazarus, zweifelte man in Jerusalem nicht an der Möglichkeit einer Totenerweckung, um so mehr verursachten die Konsequenzen der Auferstehung Christi Unruhe und Besorgnis in manchen Schichten der Bevölkerung. Wohl waren auch früher große Propheten von weltlicher Hand getötet worden, doch waren sie

nicht ins Leben zurückgekehrt und hatten somit nicht die Möglichkeit gehabt sich zu rächen.

Was werde aber jetzt der Rabbi Jeschua thun, der so grausam hingerichtet war? Werde er Land und Volk strafen?

Den zahlreichen Teilnehmern an der Tragödie des Vorsabbattages, die vieltausendstimmig gerufen hatten „tötet ihn, kreuzigt ihn“, grauste es bei der Vorstellung, daß der von ihnen zu Tode Gehetzte im Lande wieder umgehe!

Einige wenige ließen sich durch Versicherung der Ratsagenten beruhigen, daß die römische Wachtmannschaft, welcher die Hut des Grabes anvertraut gewesen, infolge reicher Bestechungssummen, die Leiche des Gekreuzigten heimlich den Jüngern ausgeliefert hätte. Die Agenten kannten sogar die Höhe der Summe, die von den Jüngern bezahlt worden sei: jeder Soldat hätte ein Aureus (16—20 Mark), die Vorgesetzten aber das zwei- und dreifache erhalten.

Diesem entgegen zirkulierte ein anderes Gerücht, nach welchem die römischen Söldner allerdings eine Bestechungssumme angenommen hätten, aber nicht von den Jüngern, sondern vom Senate, damit sie niemand erzählten, wie in ihrer Gegenwart sich die Grabhöhle plötzlich in ein Flammenmeer verwandelt hätte, aus welchem der Tote als hellglänzender Geist herausgetreten sei und die erschreckten Wachtsoldaten bis in die Stadt vor sich hergetrieben hätte.

In besonders gedrückter Stimmung befand sich die Mehrzahl der Senatoren. Obgleich die sadduzäische Aristokratie das Leben nach dem Tode in einem unbekannten Jenseits negierte, gab sie doch, angesichts offenkundiger Thatsachen aus dem Leben Jeschuas, die Möglichkeit einer gewissen Auffrischung des Lebens zu, nach einer todesähnlichen Unterbrechung desselben. Ein solcher Fall läge bei Jeschua vor und zeuge allerdings für die höhere Bedeutsamkeit dieses Mannes.

Was wird nun der nächste Plan dieses unverwüstlichen Rabbi sein? fragten sich die Senatoren bekümmert.

Ein Teil begann bereits an eine höhere göttliche Mission des Rabbi zu glauben, ohne sich indessen hinsichtlich der Frage klar zu sein, zu welcher Kategorie von heiligen Männern derselbe zu zählen sei?

Unverhohlen zum Glauben an Jeschua als den Sohn Gottes und als Messias bekannte sich nur ein höchst geringer Teil, darunter der Millionär Simon, der Großgrundbesitzer von Arimathia, Joseph und die Philosophen Nathanael und Nikodemus. Joseph-Kaiphas betitelte sie mit dem Spottnamen: die Nazarener.

In einer Senatsversammlung warf er ihnen vor, sie seien Verräter an der eigenen Religion.

Nathanael erwiderte aber gar ernst:

— Mein weiser Joseph, laß meine Worte an deinem Ohre nicht achtlos vorüberziehen, sondern nimm sie wohlwollend auf. Wir thäten Unrecht, wollten wir uns um das kümmern, was du in deinem Innern denkst. Andererseits glaube ich, daß es ein rechtes und billiges Verlangen unsererseits ist, du mögest dich nicht um das kümmern, was unser Innerstes bewegt. Sage doch, verneinen wir etwa das Gesetz Mosi? Achten wir etwa dasselbe nicht? Erfüllen wir die heiligen Vorschriften etwa weniger als ihr? Also — was wollt ihr denn noch weiteres?

Joseph schwieg sehr verdrossenen Gemüts und fand dieses Mal keine schlagfertige Antwort. Die übrigen murrten vor sich hin. Die patriarchalische Einigkeit des Senats in Fragen streng religiöser Verhältnisse war nicht mehr die alte. Am heftigsten sprachen gegen die Nazarener die Spitzführer der demagogischen Partei. Den früheren Zusammenhalt hatten sie aus politischer Rücksicht gesprengt, jetzt aber stellten

sie sich vor den neuen Riß, der in religiöser Hinsicht durch die Einwirkung des aufkeimenden Christentums veranlaßt wurde. Von nun an blieben Streitigkeiten und Zänkereien in den Plenarsitzungen des Senats auf der Tagesordnung.

Die seltsamen Gerüchte über den gekreuzigten und wieder zum Leben erstandenen Rabbi verfehlten nicht, auch bei Nicht-israeliten gewisse Aufmerksamkeit zu erregen, wenn auch weniger bei den Vornehmen und Reichen, als bei den Dienern und Sklaven, römischen Söldnern und bei Gefolgsmännern mächtiger persischer und indischer Kaufleute.

Viele dieser Leute hatten dem Triumphzuge Jeschuas nach Jerusalem beigewohnt, hatten die beredten Lehren vernommen, den Herrn unter Armen und Elenden, Verlassenen und Verstoßenen liebevoll wirken, Trost und Hoffnung, Lebenskraft und Lebensmut verleihen sehen. Sie alle wurden durch das Gerücht von der Auferstehung vollends davon überzeugt, daß der Rabbi ein höheres göttliches Wesen sei. Sie trugen sein Bild in ihre Heimat, wo sie den Boden vorbereiteten für die eigentliche, in ihren Landen erst bedeutend später erfolgende Aussaat des Christentums.

Auch in der Dienerschaft des atheistischen Prokurators hatte der Glaube an Christum Wurzel gefaßt. Von dieser hatte Procula manches über den Sohn Gottes gehört, was sie dermaßen interessierte, daß sie immer Neues über den heiligen Mann zu erfahren trachtete. Die Motive zu diesem Wunsche lagen aber keineswegs in geistlichem Herzensbedürfnisse oder unbewußtem Drange nach religiöser Wahrheit, sondern nur in der Besorgnis, ob am Ende der wunderbare Mann sich nicht an Pontius rächen werde. Mit dieser Besorgnis hatte sich weibliche Neugier verbunden. Ganz besonders wünschenswert erschien es daher Procula, eine der Frauen zu sprechen, welche zum Rabbi in freundschaftlich-

dienendem Verhältnis gestanden hatten. Einem solchen Wunsche kam endlich die vertrauteste Sklavin nach, die eine trauliche Zusammenkunft ihrer Herrin mit Maria, der Mutter des Marcus, welche das Griechische fließend sprach, vermittelte.

In einem entlegenen Winkel des Parkes hatte Procula ein Zelt aufschlagen lassen und mit fürstlichem Luxus ausgestattet. Auf vergoldeten Tischen standen Früchte, süße Getränke, indische Näschereien zum Genusse bereit. Hier trafen die Frauen zusammen. Mit sichtbar lebhaftem Interesse erkundigte sich Procula nach allem, was das Leben und den Charakter, das Wirken und Lehren des heiligen Rabbi betraf, und ließ sich alles erzählen, was sich vor und nach der Auferstehung ereignet hatte.

Maria ihrerseits, im Glauben, eine nach Wahrheit durstende Seele vor sich zu sehen, erzählte wahrheitsgetreu alles, was sie selbst erlebt und was sie von anderen über den Sohn Gottes gehört und was sie selbst über die nächste Zukunft sich dachte oder wußte.

Nachdem die römische Edelfrau durch klugberechnete Fragestellung alles erforscht hatte, was ihre Neugier stillte, entließ sie Maria, ihr ein reiches Geldgeschenk einhändigend, das freilich ebenso zurückgewiesen wurde, wie der Genuß einer der teueren im Zelte ihr dargebotenen Erfrischungen.

— Habt ihr denn keine Armen und Hilfsbedürftigen unter euch? denn für diese ist die Gabe bestimmt, sagte vorwurfsvoll Procula.

— Für diese nehme ich schon dein reiches Geschenk und danke dir im Namen derer, denen es nützen wird, erwiderte Maria, verabschiedete sich und verließ den Palast von einer Dienerin geleitet, nicht ohne eine herzliche Fürbitte zum Himmel zu senden, der allmächtige Gott möge sich auch hier, im stolzen Königspalaste, gläubige Seelen erwecken.

Procula war mit dem Resultat der Unterredung höchst zufrieden. Mit Befriedigung hatte sie vernommen, daß der heilige Rabbi Jeschua, der Christus, die Liebe, Güte und Menschlichkeit selbst sei.

Jetzt war die Gattin des Pontius fest überzeugt, daß der auferstandene Christus in keiner Weise gegen ihren Gemahl vorgehen werde.

Sie beeilte sich, diese ihre Überzeugung dem Gatten mitzuteilen. Dieser aber machte dabei eine wegwerfende Geste und bemerkte mißtrauisch:

— Alle Juden sind tückisch. Auf sie ist kein Verlaß.

Bereits zwei Tage vor dem Schlusse des Passahfestes war die Abreise des Statthalters von Judäa-Samaria festgestellt. Alles rüstete sich dazu.

Pontius wollte das Ende des Festes nicht abwarten, schlief die Nächte schlecht und hatte wüste, beängstigende Träume, in denen die Gestalt des gerichteten und nun sich rächenden Rabbi eine Rolle spielte, deshalb sehnte er sich nach Cäsarea zurück. Auch seine Gäste, die alles gesehen, was sie erschauen konnten, wünschten ebenfalls Jerusalem zu verlassen. Gelegentlich eines Besuchs des Antipas bei Pontius machten sie die Bekanntschaft nicht allein mit der Persönlichkeit des galiläischen Vasallenfürsten, sondern, zu ihm eingeladen, auch mit seinem fürstlichen Haushalte. Antipas und Pontius hatten eine Art Trutz- und Schutzfreundschaft, die beiden Vorteil bringen mußte, geschlossen und sich gegenseitig zu lukullischen Diners eingeladen.

Den Gästen aus Alexandria hatte es in Jerusalem gut gefallen und sie waren deshalb wohl zufrieden, nicht zum mindesten mit den üppigen Gastmählern des Prokurators, zu denen die örtlichen Händler das Beste und Teuerste,

das sie führten, herliefern mußten, selbstverständlich auf Kosten des Senats.

Der Tribun Marcus Licinius sollte mit den jungen Beamten gemeinschaftlich die Reise nach Ägypten machen. Die drei Römer wollten spät abends aufbrechen, um die kühlere Nacht zur Reise zu benutzen.

Die anberaumte Abschiedszeit war herangerückt. In einem der Höfe des Schlosses standen die Maultiere, welche die Sänften trugen, bereit. Zahlreiche neu angekaufte Kamele waren schwer mit Gegenständen bepackt, die in Jerusalem eingekauft, hauptsächlich aus Seidenstoffen, indischen Parfüms und Salben, babylonischen Teppichen und Goldarbeiten und persischen Waffen bestanden. Reit- und Lasttiere waren bereits geschirrt und die Dienerschaft harrte jeden Augenblick eines Befehls zum Aufbruch.

Die drei Kavaliere hatten sich bereits bei ihren Hauswirten mit offenster Herzlichkeit für die genossene Gastfreundschaft bedankt und nur noch auf einige Minuten gelagert, um sich vom eben genossenen Mahle zu erholen und ein letztes Plauderstündchen zu genießen. Alle waren in bester Laune, besonders angeregt durch Proculas reizende Neckereien. Ganz besonders hatte sie über die Menge der „teuren Angedenken" gelacht, welche die römischen Edlen in weiblichen Gewandstoffen nach Alexandria führten.

Jetzt baten Gajus und Vitellius die schöne Hausherrin um ein Andenken, oder wenigstens um göttlichen Segen für den Weg, denn sie, römische Senatorensprößlinge, sagten sie, hätten doch die ganze Zeit über Procula als Göttin verehrt.

Procula antwortete mit schalkhaftem Ernst:

— Euer Flehen habe ich huldvoll erhört und gebe euch als Segen die größten Neuigkeiten mit auf den Weg, eine neue philosophisch-religiöse Schule.

Gajus schüttelte sich wie im Fieberfroste und erwiderte:

— Schönste Göttin, das ist für uns zu geistig, gib uns lieber eine reale Blume aus deinem Kranze.

Die anderen aber baten, ihnen die Neuigkeiten nicht vorzuenthalten.

— Sie betreffen den jüdischen Heiligen, dessen Verurteilung ihr alle beigewohnt habt.

— Du meinst, edle Claudierin, jenes geknickte Palmenblatt, gegen welches sich ein ganzes Heer gerüstet hatte? fragte spöttisch Vitellius.

— Nun, so erzähle uns noch geschwind — bat der Tribun — aus deinem rosigen Munde ist jede Erzählung reizend.

— Der Rabbi hat sich wirklich als ein Gott herausgestellt, beteuerte Procula mit schalkhaftem Lächeln.

— Und wodurch hat der Schwärmer seine Gottheit dokumentiert?

— Durch seine Auferstehung aus dem Tode. Er ist am Kreuze gestorben, unsere Soldaten haben ihm das Herz durchbohrt, haben seine Leiche bewacht und sind Zeugen gewesen, wie diese Leiche wieder lebendig geworden ist. Eine glaubwürdige Frau hat mir erzählt, daß sie selbst den Auferstandenen gesprochen und mit eigenen Händen berührt hat. Sie war mit vielen anderen um ihn gelagert und hat mit anderen Frauen gesehen, wie er sich plötzlich in Nebel verwandelte und zerrann. In dieser Weise ist er plötzlich vielen erschienen, um ebensobald vor den Augen derselben zu verschwinden.

— Die dummen Juden haben nicht verstanden, die Sache recht auszuführen, sagte unmutig Pontius. Hätten sie den Rabbi einfach geköpft und den Leichnam den Schakalen vorgeworfen, der Kopf hätte auf Erden lange umherirren können, bis er seinen Rumpf gefunden!

— Ich muß die Phantasie der Juden bewundern, denn die Erscheinungen des wieder lebendig gewordenen Gerichteten sind doch nur Phantasiegestalten. Kennt ihr nicht den Vers:

„Wann kehrte je ein Toter aus dem Schattenreich zurück?“

— Teurer Vitellius, scherzte Gajus, dein Präzeptor ist wirklich ein Taugenichts gewesen, da er dir Geschichte nicht beigebracht hat. Es ist doch konstatiert, daß Herkules dem Thanatos, dem Totenbeherrscher, das schöne Weib des Admetus von Pherae geraubt und dieselbe aus dem Grabe ihrem Manne zurückgeführt hat. Ich freilich hätte sie für mich zurückbehalten, wenn sie auch nur ein wenig der schönen Procula geglichen hätte. Du siehst aber, daß Auferstehungen aus dem Totenreiche nicht neu sind.

Marcus Licinius lachte plötzlich vor sich hin. Ein absonderlicher Gedanke schien über ihn gekommen zu sein, den die anderen zu wissen wünschten.

— Ich dachte bei mir, sagte er zur Mitteilung aufgefordert, welch eine Physiognomie unser ehrenwerter Gajus machen würde, wenn der jüdische Wundermann, der es versteht, die Schatten aus dem Hades heraufzuholen und sie mit lebendigem Fleisch und Knochen auszurüsten — wenn derselbe plötzlich des Gajus Vater lebendig machte und sodann der Vater den Sohn fragen würde, wo er die unzähligen Landgüter und die vielen Säcke mit Tausenden von Sesterzen, die er ihm hinterlassen, hingethan hat?

Alle lachten, Gajus ebenfalls, antwortete aber schlagfertig:

— Ich ließe schleunigst meinen Großvater citieren und die gleichen Fragen an meinen Vater richten, wie er die großen Güter bei Capua und in Samnium verthan hat?

— Was thätest du, tapferer Tribun, so dir der Wundermann mit einer Totenerweckung dienen wollte? fragte Procula.

— Ich ließe mir den Krösus kommen und fragte ihn aus, wo er seine Schätze vergraben.

Gajus lachte hell auf und rief:

— Fürwahr, die Helden des Schlachtfeldes machen selbst Geschichte, kennen sie aber nicht! Edler Marcus, möge Athene deine historische Kindlichkeit mit Lorbeeren bekränzen. Krösus hat alles schon selbst besorgt, da er jahrelang getreuer Hausfreund seines Besiegers war.

— Und du, wohlweiser Pontius, du würdest wohl den illustren Oktavius Augustus vor dich citieren lassen? fragte Vitellius.

Der Prokurator war dem Gespräche ungern gefolgt. Schon der Name Jeschua allein verdarb ihm jede gute Laune. Soeben durch die Frage aus seinem Sinnen aufgerüttelt, warf er voll Mißtrauens, ob die Frage nicht absichtlich verfänglich sei, einen forschenden Blick auf Vitellius. Als er aber in den gutmütigen Gesichtszügen seines Gastfreundes nichts als nur die Lust am Scherze las, gab er langsam zur Antwort.

— Des hehren Oktavius Schatten würde ich nicht citieren, denn, werte Freunde, jede Zeit hat die Heroen, die sie braucht und die sie verdient. Oktavius für die oktavianische, Tiberius für die tiberianische Zeit. Ich rufe: Heil dem großen Kaiser! Mögen die Götter ihm lange Lebensdauer gewähren!!

„Heil dem Kaiser, Heil dem Kaiser!" stimmten alle übrigen ein, dachten aber dabei jeder für sich, „möge der Hades bald den kaiserlichen Schatten aufnehmen."

Procula warf ihrem Gatten einen beifälligen Blick zu und gab sich der Hoffnung hin, daß die Anwesenden in den Worten des Pontius den Ausdruck seiner wahren, kaisertreuen Gesinnung sehen möchten.

Einige Minuten Gesprächsstille veranlaßten Marcus,

das vorige Gesprächsthema wieder aufzunehmen und Vitellius zu fragen, wen er aus dem Tode auferstehen lassen würde?

— Meine verstorbene, teure Gattin, antwortete Vitellius mit melancholischem Tone.

Doch sah man ihm den Schalk im Nacken sitzen.[1]

— Du bist ein Freund der Frauen, deshalb sei dein Wunsch geehrt, sagte Procula mit freundlichem Lächeln.

— Viel verehrte Procula, mischte sich Gajus ins Gespräch, ich bin des Vitellius Jugendfreund und weiß die Wahrheit seines Wortes zu schätzen. Er würde unbedingt seine verstorbene Gemahlin aus dem Orkus herbeischaffen lassen, doch nur — um wiederum das große Vergnügen zu haben, sie nochmals bestatten zu können. Er hat so viel bei den Funeralien geweint, daß, wären alle seine Thränen zu Edelsteinen geworden, er der ärmste Mann in Rom geblieben wäre. Doch du wolltest uns, viel werte Frau, noch von jenem echten jüdischen Gott erzählen.

— Wir haben ja neulich schon von seiner Lehre gesprochen. Hast du sie bereits vergessen? Sein erstes Gebot ist, daß alle Menschen untereinander sich als Brüder, als Kinder eines Vaters betrachten und danach handeln sollen.

— Heu, heu, riefen fast gleichzeitig die Alexandrier.

— Nun, Freund Gajus, fragte neckend Vitellius, wie würdest du dich auf dem Triklinium fühlen, rechts einen Bruder Juden, links einen Bruder Äthiopier?

— Er würde alle indischen Wohlgerüche, die er für seine Freundinnen in Alexandria gekauft, bei einer einzigen Mahlzeit verbrauchen, war des Pontius trockne Bemerkung.

— Ich meinerseits, äußerte sich der Tribun, finde diese Idee von der Brüderlichkeit der Menschen vollständig neu, doch sonderbar ist sie immerhin. Was würde wohl Plato dazu sagen?

— Das weiß ich ganz genau, rief Vitellius vorlaut — Plato würde sagen: Ihr lieben Athener, ich werde mich zur Brüderschaft aller Menschen von dem Tage ab bekennen, an welchem die Verschiedenheit der Hautfarbe aufgehört hat, und die weißen und braunen, die gelben und die schwarzhäutigen Menschen, alle in einer Farbe gestrichen, umherlaufen.

— Eine närrische Idee, in der That! Hast du, Perle von Palästina, noch weitere Überraschungen?

— Der fromme Mann lehrt ferner, daß man Liebe und Milde gegen jedermann, selbst gegen seine Feinde, ja sogar gegen die Tierwelt üben solle.

— Davon haben wir schon neulich gehört. Diese Lehre ist außerordentlich vortrefflich — erwiderte der Tribun — doch nur für die Frauenwelt, für uns Männer paßt sie nicht. In der Praxis ist dieser Teil der Lehre unausführbar. Was würde aus dem ganzen Stande der Krieger, ja auch nur aus unseren Gladiatoren werden, wenn sie gegeneinander Liebe üben sollten dann, wenn der Staat seine Feinde bekriegt oder wenn das schauspiellüsterne Volk im Zirkus von den Gladiatoren verlangt, daß sie sich gegenseitig das kurze Schwert in den Leib stoßen?

Nein, edle Procula, nimm diese Lehre für dein Frauengemach. Wir Männer aber werden fortfahren, für den Ruhm zu kämpfen und unsere Feinde zu vernichten!

Eine Religion von Lieben, Dulden und Vergeben läßt alle Lorbeerbäume verdorren, wirft alles Heldentum ins Grab. Und doch hat nur das Heldentum die Völker groß gemacht, sie in geordnete Staatsverfassung hineingezwängt und die, von Hause aus wilde und rohe Menschheit zur Kultur der Sitte und des Geistes geführt.

Sage selbst, wäre die römische Menschheit ohne Heldentum zur jetzigen hohen Stufe der Kultur gekommen?

Mit diesem Teile der Lehre ist es also nichts. Was aber erzählst du uns noch, werte Procula?

— Der fromme Jude lehrt weiter, daß alle Menschheit sündig sei und zur Strafe auf ewig in die Unterwelt kommen müßte, daß er, Jeschua, von dem höchsten Gotte aber gesandt sei, die Menschheit mit Gott auszusöhnen und die, welche an ihn als den Sohn Gottes glauben, aus der Unterwelt in den Götterhimmel zu versetzen.

— Fürwahr, eine zu starke Zumutung, rief der Tribun aus.

— Denkst du wirklich, schöne Herrin, daß er ein Sohn des Himmels ist?

— So glauben es hier viele.

— Beim Herkules! — sagte Gajus spöttisch — in unserer Zeit, wo man schon nicht mehr an eine Götterwelt glaubt, ja sie bereits ganz vergessen hat, will sich die sublime Welt uns Menschen wieder aufdrängen, heutzutage aufdrängen, wo man sich bereits an die Absenz der Götter gewöhnt hat! Das ist doch zu bäurisch!

Die Diener reichten Becher umher, die mit eisgekühltem Weine gefüllt waren.

Gajus erhob den seinigen und rief:

— Vom Himmel bin ich nicht herabgekommen, gehöre somit nicht zur Zahl der Unsterblichen, kann aber doch manchem den Charakter der Unsterblichkeit verleihen: ich trinke auf dein Wohl, Procula, du wirst in unserem Herzen unsterblich bleiben, selbst wenn die neidischen Götter deinen kostbaren Leib zu Asche wandeln sollten!

Über solchen Toast nicht besonders erbaut, gab Procula zur Antwort:

— Es ist gut für dich, galanter Gajus, daß deine Clölien und Rafinen nichts von der mir gesungenen Hymne hören! Fürs erste übrigens habe ich Reisegelüste nur nach

Cäsarea, nicht aber in die Unterwelt, auch nicht in den Himmel, denn hier auf Erden muß es doch immerhin besser sein, sonst kämen die Leute weder vom Himmel herab, noch stiegen sie aus dem Hades zu uns herauf, wie es der jüdische Schwärmer gethan. Alles in allem ist er aber doch ein höchst merkwürdiger Mann. Mir thut es leid, liebster Gemahl, daß du, dem Drängen der Juden nachgebend, ihn hast hinrichten lassen. Ist er auch wieder lebendig geworden, so wird er jedenfalls vermeiden, in unseren Gesichtskreis zu kommen. Wie reizend wäre es gewesen, wenn wir ihn zu uns zu einer munteren Plauderei hätten einladen können. Was hätte er alles aus dem Schattenreiche erzählen können!

— Verzeihe, wertester Pontius, wäre ich aber an deiner Stelle gewesen, ich hätte nicht dem Drängen der ränkesüchtigen jüdischen Senatoren nachgegeben, äußerte sich offen Vitellius.

— Der judäische Senat ist eine von unserer Staatsregierung legalisierte politische Körperschaft. Diese hat den Mann zum Tode verurteilt, ich aber habe nur das Urteil bestätigt und es vollziehen lassen, erwiderte Pontius gereizt.

— Darin liegt eben deinerseits ein Mißgriff. Nach dem zu urteilen, was du uns über die hiesigen Verhältnisse erzählt hast, hat der Senat nur über religiöse Fragen abzuurteilen, nicht über politische. Im gegebenen Falle, in einer politischen Angelegenheit, hat der Senat sich angemaßt, ein Urteil über den angeblichen Verbrecher zu fällen. Daß der Angeklagte sich für einen Sohn Gottes ausgab — dafür konnte er weder nach römischen, noch nach jüdischen Gesetzen mit dem Tode bestraft werden.

Ist der Rabbi ein Verbrecher gegen die jüdische Religion gewesen, so hätte der Senat, gemäß seiner legalen Kompetenz, ihn mit den üblichen Strafen, außer Todesstrafe, belegen sollen. War er aber politischer Verbrecher, so hatte der

Senat gar kein Recht sich mit der Sache zu beschäftigen, kein Recht der Aburteilung, kein Recht deine Bestätigung einzuholen.

Wir alle haben das Geheul der blutlechzenden jüdischen Meute gehört. Dem Verlangen derselben hätte ich nicht nachgegeben! Ich hätte den Mann ins Gefängnis geworfen und die ganze Angelegenheit dem Kaiser unterbreitet, um allen etwaigen Denunziationen vorzubeugen. Eine Berufung auf die Entscheidung des Kaisers hätte die Volksmeute schon nüchtern gemacht.

Pontius biß sich auf die Lippe. Er mußte sich sagen, daß die soeben ausgesprochene Kritik seines Verfahrens eine ganz berechtigte war und daß er zu voreilig, dem Druck des Volks nachgebend, gehandelt hatte.

Den jungen Aristokraten gegenüber wollte er es nicht eingestehen und antwortete:

— Zur Hinrichtung jenes Juden haben mich weder religiöse noch politische Rücksichten bewogen.

— Auch ich, mischte sich Gajus ins Gespräch, bin gleicher Meinung mit Vitellius, der manchesmal einen besseren Gedanken hat, als er verdient. Ich gebe ihm vollständig recht. Nach dem, was du uns über die hiesigen Verhältnisse mitgeteilt hast, muß man sagen, daß wir Römer verpflichtet sind, solche Agitatoren, wie der Rabbi Jeschua gewesen, stets in Schutz zu nehmen, offen oder heimlich zu begünstigen. Solche Leute sind uns gerade nützlich und doppelt nützlich, wenn sie zu Felde ziehen wider eng begrenzte lokalnationale Interessen irgend einer von uns unterworfenen Völkerschaft, zu der sie selbst gehören. Die unterjochten Völker müssen national im Römertum aufgehen, sie sollen sich ganz und voll dem römischen Staatswesen assimilieren. Je schneller sich ein solcher Prozeß vollzieht, desto bequemer für uns

Römer. Darum eben haben wir alle Bestrebungen zu unterstützen, welche zur Untergrabung und Zerstörung der Grundbedingungen nationaler Eigenheit beitragen. Zu solchen Dingen benutzt man geeignete Agenten, etwa wie den Rabbi, den wir hätten vorzüglich als Sturmwidder gegen die Mauer jüdischer nationaler Eigenart verwenden können. Jener Rabbi hat, freilich unbewußt, nur zum besten römischer Staatsinteressen gearbeitet.

Im Augenblicke bin ich ganz überzeugt davon, daß gerade hierin das Kernmotiv liegt, weshalb der Senat von Judäa den Mann hat abthun wollen. Die politisch-schlauen jüdischen Priester haben eben die Gefahr erkannt, welche ihren nationalen Landesinteressen seitens des Agitators drohte, und so haben sie alles daran gesetzt, dieses Agitators ledig zu werden! Und wir Römer selbst reichten ihnen dazu die Hand und förderten ihr Bubenstück gegen einen harmlosen Schwärmer, der, genau genommen, in die jüdische nationale Abgeschlossenheit nur zersetzende Elemente hineingebracht und dadurch zum Besten des Römertums gearbeitet hatte!

Die Anwesenden erkannten die politische Wahrheit dieser Meinung des jungen Beamten an, hinter dessen Leichtfertigkeiten und Witzeleien doch mehr Staatsklugheit zu stecken schien, als man geneigt war zu vermuten. Auch Pontius mußte wohl oder übel sich eingestehen, daß er mit der Hinrichtung Jeschuas einen politischen Fehler begangen habe. Zum alten Verdrusse über sich selbst, kam ein neuer und zugleich die Befürchtung, die Alexandrier könnten die Geschichte Jeschuas zur Kenntnis des Kaiserhofes bringen und Tiberius könnte des Prokurators Verhalten für politisch inkorrekt halten und ihn seiner Stellung entheben.

Um seine innere Verlegenheit zu maskieren, erwiderte Pontius in hochtrabendem Tone:

— Seid versichert, daß ich als Römer das that, was die Wahrung der Würde Roms von mir verlangte. Das jus gladii gehört mir und ich gebrauche es nach meinem Ermessen, ohne dazu verpflichtet zu sein, in Rom erst Anfrage zu thun!

— Wir sprechen dir, werter Pontius, nicht die Berechtigung ab, erklärte Vitellius, meinen aber nur, es wäre politisch zweckmäßiger gewesen, wenn du dich dem Drängen des jüdischen Senats gegenüber abwartend verhalten hättest, etwa bis von Rom selbst eine Entscheidung getroffen worden wäre. Wer steht uns dafür, daß der Kaiser und sein Hofstaat nicht sich selbst das Schauspiel einer Hinrichtung gegönnt hätten. Wie hätte es dem Stolze eines Kaisers geschmeichelt, über einen Gott, sei es auch nur eines kleinen Volkes, zu Gericht zu sitzen! Rom ist zwar sehr verwöhnt, und mit allem ausgestattet, ein jüdischer Gottessohn wäre aber doch eine noch nicht dagewesene Erscheinung gewesen. Man hätte die Hinrichtung im Zirkus ausführen und halb Italien zur Vorstellung einladen, für die Sitzplätze aber dreifache Preise nehmen können; der Staatssäckel aber hätte eine kolossale Einnahme gehabt.

— Ich hätte ebenfalls den Rabbi für Rom zurückbehalten, stimmte Gajus dem Vorredner bei. Ich hätte den jüdischen Senat einfach gefragt: Ist der Mann ein politischer Verbrecher? Sie hätten geantwortet „Ja“. Dann hätte ich gesagt: Schert euch von dannen, über den König von Judäa wird der Kaiser selbst sein Verdikt geben, ihn vielleicht gar in Rom hinrichten wollen. Apage.

Pontius hörte die abfällige Kritik über sein Verhalten mit scheinbarer Ruhe an. Innerlich kochte es ihm vor Zorn und er war über Procula ungehalten, daß sie das Gesprächsthema auf das Tapet gebracht, und über die jungen Be-

amten verdrossen, daß sie das Richtige getroffen. Er strengte sich an, plausible Gründe für seine Handlungsweise Jeschua gegenüber zu finden, und schien schließlich solche gefunden zu haben, als er mit erheuchelter guter Laune antwortete:

— Ihr werten Freunde, alles was ihr da gesprochen, ist vollständig richtig; mir war es eine stille Freude, eure politische Einsicht und Umsicht bewundern zu können. Für solche Göttergabe habt ihr allen Grund den Olympiern zu danken. Ich kann euch voraussagen, daß eure Zukunft glänzend sein wird und ihr selbst einst zu den berühmten Staatsmännern zählen werdet. Doch fürs erste geht euch nur noch die volle Erfahrung des Alters ab.

Auch ich hätte so gehandelt, wie ihr es soeben richtig angedeutet habt, wenn — die Angelegenheit sich nicht in der jüdischen Passahzeit abgespielt hätte. In den Verhältnissen dieser Festzeit gerade liegt das Motiv meines Handelns verborgen. Laßt euch daran erinnern, daß meine wichtigste und hauptsächlichste Staatspflicht in der Leitung und Beaufsichtigung der Erhebung von Steuern und Abgaben besteht. Die Sorge um soziale und politische Ordnung des Landes kommt bei mir erst in zweiter Reihe in Betracht. Nun habe ich mich stets bestrebt, die Staatseinnahmen bestmöglichst sicher zu stellen und nach Kräften zu erhöhen und alles zu vermeiden, was etwa zur Verringerung derselben führen könnte. Weiter müßt ihr wissen, daß zur Zeit des jüdischen Passahfestes durch die Steuern mehrere hunderttausend Sesterzen für die Taschen des Kaisers extra abfallen.

Bereits vor dem Feste wurde mir nach Cäsarea gemeldet, daß in Jerusalem große Gährung im Volke herrsche und daß man, infolge der Agitation eines gewissen Rabbi, eine Störung des Festes befürchte. Eine Volksrevolte hätte den Zufluß der Fremden nach Jerusalem abgehalten, dem Handel

und Wandel unersetzbare Verluste beigebracht und die Staatseinnahmen verringert. Durch die Aktion des Rabbi Jeschua war im Volke ein enormer Zündstoff angesammelt, zu dessen Entflammung es nur eines kleinen Anstoßes bedurfte. In solchem Falle hätten die finanziellen Interessen des Kaisers schwer gelitten. Sollte ich nun eines jüdischen Menschenlebens wegen die Kasse des Kaisers leer lassen? Hunderttausende standen hier auf dem Spiele, Rom aber braucht viel Geld, was ihr selber wißt.

So stand ich also vor der Alternative: Rettung eines Juden und Ausfall der Staatseinnahmen, oder Füllung der Staatskasse und Aufopferung eines jüdischen Schwärmers! Was aber in aller Welt kann einem Römer an der längeren oder kürzeren Lebensdauer eines schlichten jüdischen Arbeiters liegen!! .. Ich denke, ihr werdet es billigen, daß ich die wirtschaftlichen Interessen Roms höher anschlug als das Leben eines Juden!

Ich will euch das Resultat meiner Handlungsweise nicht vorenthalten: dank der schnellen Beseitigung des Agitators haben wir an diesem Passahfeste 450 000 Sesterzen mehr als im vorigen Jahre eingenommen.

Die vollständig erlogene Mitteilung des Pontius, die von keinem der Anwesenden auf ihre Wahrheit kontrolliert werden konnte, verfehlte nicht, einen vorzüglichen Eindruck zu machen.

— Ich gestehe, umsichtiger Pontius, sprach der Tribun, daß du eher den Dank des Kaisers als unsere abfällige Kritik verdient hast.

— Auf Dank, tapferer Marcus, mache ich nie Anspruch, suche aber stets meine Pflicht als kaiserlicher Beamter in allen Lagen mit möglichster Treue zu erfüllen.

Wenn ihr, hoffnungsreiche Männer, das Unglück haben solltet, lange Zeit in der Provinz bleiben zu müssen, dann

werdet ihr selbst es erfahren, daß jeder römische Beamte, je ernster und tüchtiger er seine Dienstpflicht erfüllt, desto mehr gehässigen Anfeindungen ausgesetzt ist und daß die eingeborene Bevölkerung, in ihrem still gährenden Hasse gegen die Römer, die verlogensten Verleumdungen über Bedrückung und Erpressung, ungerechtes Gericht, Mordsucht u. s. w. seitens der römischen Beamtenwelt auszusprengen pflegt. Auch ich werde von den Juden bitter gehaßt und schimpflichst verleumdet, weil alle meine Diensthandlungen nur von der Rücksicht auf die Staatsinteressen geleitet werden.

Vitellius äußerte sich nun mit aller Offenheit:

— Wir gestehen bereitwillig zu, teurer Prokurator, daß unser Urteil über die Bestätigung eines Todesurteils ein voreiliges und einseitiges war. Jetzt aber zollen wir deiner Administration die vollste Bewunderung.

Aber beim Zeus! Was sollen wir uns noch länger mit solchen ernsten Dingen abgeben! Wir haben die Reise noch vor uns. Wie wärs, wenn wir zum Abschied noch schnell ein kleines Spielchen machten?

— Gewiß, vorher aber — fügte Gajus hinzu — wollen wir dir, schöne Procula und dir, staatskluger Pontius, nochmals unseren wärmsten Dank für eure liebenswürdige Gastlichkeit sagen. Mögen die Götter, wenn sie wirklich existieren, ihre Fittiche stets schirmend über euren Häuptern halten. Führt euch der Weg nach Alexandria oder, besser noch, nach Rom, so vergeßt nicht, daß unser Haus das eurige ist. Wir trinken auf euer Wohl.

Procula verabschiedete sich in liebenswürdigster Weise von ihren Landsleuten, denen sie kunstvoll gearbeitete Siegelringe als „Andenken an Jerusalem“ übergab. Die Gastfreunde hatten sie beim Abschied versichert, sie würden die Erinnerung

an den Aufenthalt in Jerusalem und an die holde Hausfrau zeitlebens bis an die Schwellen des Hades mit sich tragen und die römischen Kavaliere begaben sich nunmehr in ein hochgebautes luftiges Gemach, wo sie sich mit voller Leidenschaftlichkeit dem Würfelspiel hingaben, mit dem zu damaliger Zeit fast jedes Gelage der vornehmen Welt zu enden pflegte.

Pontius suchte seine innere Aufregung zu übertäuben und spielte daher mit sehr hohen Einsätzen. Er handhabte heute den Würfelbecher nicht mit gewohnter Sicherheit und verlor hohe Summen.

Die geschirrten Reit- und Saumtiere und die Dienerschaft harrten die ganze Nacht hindurch schlaflos des Aufbruchs, die Herren konnten sich nicht vom Würfeltische fortreißen und spielten bis zum Anbruch des jungen Tages. Dann erst kam es zur Abreise.

Nach verhältnismäßig kurzer Reise langten sie wohlbehalten in der Hauptstadt Ägyptens an. Ihre Karawane war die erste, welche die sensationelle Nachricht von der Hinrichtung Jeschuas und seinem Auferstehen aus dem Tode nach Alexandria brachte, wo man sich bereits längst für den jüdischen Wunderthäter interessierte. Dieses neue Wunder veranlaßte viele, zum nächstbevorstehenden religiösen Feste (Pfingstfeste) eine Reise nach Jerusalem zu planen.

Die jungen Edelleute hatten Gelegenheit gehabt, persönlich Jeschua zu sehen und die Grundzüge seiner Lehre zu hören. Mit Frivolitäten hatten sie letztere von sich gewiesen. Dafür war aber manches Saatkorn christlicher Lehre in die Herzen ihrer Dienerschaft gedrungen, wo es in späterer Zeit üppig aufkeimte.

Die Nachrichten über die Ereignisse der Passahzeit, die in Jerusalem vorgefallen, riefen nicht allein im Judenviertel Alexandrias große Aufregung hervor, sondern fanden auch

Eingang in die gebildeten Schichten der heidnischen Bevölkerung der Stadt, welche bereits empfanden, daß der religiöse Dienst in den heidnischen Tempeln zur Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses nicht mehr genügte. Lebhafter, als selbst in Jerusalem besprach man in Alexandria die Christenlehre, für welche die Stadt in Zukunft sogar ein Zentralsitz werden sollte.

Am Abend desselben Tages, da seine Gäste abgezogen waren, verließ auch Pontius Jerusalem.

In letzter Stunde war eine Deputation des Senats erschienen, um dem Prokurator für seine Mühe und Sorge um die Landesruhe während der Festzeit zu danken und ihm ein Blumenkörbchen zu überreichen, dessen Blumenduft, wie Joseph artig sagte, ihn und seine Gemahlin bis nach Cäsarea geleiten sollte. An der Schwere des Körbchens merkte Pontius, daß er ein freundliches Gesicht machen dürfe. Mit den liebenswürdigsten Mienen, dem freundlichsten Lächeln und den herzlichsten Worten, aber mit tiefem Haß im Herzen, nahmen Prokurator und Senatoren von einander Abschied.

In orientalisch-schwülstiger Redeweise riefen die Priester Gottes reichsten Segen auf die Person des Statthalters und seinen Weg nach Cäsarea herab; im Herzen wünschte jeder von ihnen, Pontius Pilatus möchte auf diesem „gottgesegneten" Wege sich baldmöglichst den Hals brechen.

Pontius seinerseits sagte den Senatoren viel Angenehmes und Schmeichelhaftes und dachte dabei, wie es ihm erwünscht wäre, wenn sich bald eine günstige Gelegenheit darböte, unter diesen lieben Leuten ein kleines Blutbad zu veranstalten.

Als der römische Statthalter fort war, atmeten die Landesräte freier auf. Sie konnten ja vergnügt und guter Dinge sein, stand doch in Judäa alles vortrefflich, auch ohne Römerhilfe. Das Fest war ohne Störung verlaufen, der

Tempelschatz hatte reichen Zuwachs erhalten, in Aussicht stand eine vorzügliche gute Ernte, also auch eine gute Einnahme des „Zehnten“.

Nur eins trübte die sonnige Lage — es war das Wiederaufleben Jeschuas, des religiösen Agitators. Zwar war er nach der Auferstehung nicht mehr öffentlich aufgetreten, dennoch sahen die Senatoren besorgt in die Zukunft und hatten so manche sorgenvolle, schlaflose Nächte. Quälend ward vom Landesrate die Ungewißheit empfunden, ob und wann der Auferstandene wieder in öffentliche Aktion treten und wie er sich zur Landesverwaltung stellen werde!

In Cäsarea offenbarte es sich bald, daß seit der letzten Reise nach Jerusalem in dem Charakter des Prokurators eine große Veränderung vor sich gegangen. Pontius befand sich in einer chronischen Mißstimmung, niemand konnte es ihm recht machen, so daß der Dienst unter ihm den Leuten zur Qual wurde. Wenn er abends auf dem vom Seewinde gekühlten Dache seines Palastes, in Gedanken vertieft auf und abging, fuhr er nicht selten zornig auf und sprach laut vor sich hin. Dabei wiederholte sich gar häufig ein und dieselbe Phrase: „Wie durfte das Synedrium es nur wagen, mich zum Werkzeug seiner Ränke zu machen.“

Das Passahfest hatte dazu beigetragen, den Haß des Prokurators gegen Juden und Judentum beträchtlich zu verstärken. Die Erbitterung gegen das Synedrium war dazu gekommen und hatte die Absicht gezeitigt, fortan die Juden in aller nur denkbaren und möglichen Weise zu schädigen.

Und so war die jüdische Bevölkerung zweier starkbevölkerten Provinzen, Judäa und Samaria, der Tyrannei und Willkür eines römischen Beamten überliefert, welcher, mehr denn je, zu jeglicher Ungerechtigkeit geneigt war und von Herzen wünschte, es möchte zu einer Volksrevolte

kommen, damit er, bei solcher Gelegenheit, die Judenschaft auf das blutigste strafen könnte. Ein Krieg mit Rom mußte das Volk zur Selbstvernichtung treiben.

Die Administrationspolitik des Pontius wurde von den Nachfolgern im Amte des Prokurators in verstärktem Maße betrieben und führte schließlich auch zum gewünschten Resultate, zum Kriege mit Rom. Die vom Volke verlangte Hinrichtung Jeschuas ben Joseph hatte eine lange Kette von Folgen, die mit der politischen Hinrichtung des Volkes selbst immer noch nicht ihr Ende fanden.



XVI. Kapitel.

Beginn einer neuen Weltzeit.

Wie wir an einer früheren Stelle bereits angeführt haben, behauptet ein jüdischer Schriftsteller, der zur Zeit unserer Erzählung lebte, daß sich zur Passahzeit nicht selten bis zu einer Million Menschen in Jerusalem angesammelt hätten. Äußerst zahlreich war der Fremdenbesuch auch während des Passahfestes des Jahres 30. Viele Tausende von Fremden hatten den feierlichen Einzug Jeschuas in Jerusalem miterlebt. Doch nur ein geringer Teil dieser fremdländischen Juden befand sich in der Volksmasse, die lärmend und schreiend hinter dem Hohenpriester zum Hügel Golgatha dahinzog, um sich an dem Schauspiel einer Kreuzigung zu vergnügen. Die meisten der Fremden suchten eben in jenen Stunden ihre Privatgeschäfte abzuwickeln und die letzten Einkäufe zu machen, um desto unbehinderter sich dem Jubel der Festwoche hingeben zu können.

Die tragische Hinrichtung des großen Propheten, Lehrers und Messias war daher, im Verhältnis zur ungeheuren Menge von Menschen, die zur Zeit in Jerusalem weilten,

nur wenigen Tausenden bekannt. Die große Ausdehnung der Stadt brachte es mit sich, daß man nicht so schnell an einem Ende derselben erfuhr, was am anderen vorgefallen war. Am besten informiert zeigten sich die Galiläer, denn sie besonders hatten, nach Ankunft in Jerusalem, nach ihrem berühmten Landsmanne geforscht und hatten alles Wesentliche, was den wunderbaren Mann betraf, in Erfahrung gebracht. Bei vielen, die selbst Zeugen der Hinrichtung gewesen waren und nachher von der Auferstehung des Gekreuzigten hörten, verwischte sich das Bild der Kreuzigung, und Hinrichtung und Auferstehung verschwammen zu einer kurzen Episode aus dem Leben des wunderthätigen Rabbi.

In den Provinzen Palästinas verbreitete sich ein dunkles Gerücht, die Priester hätten den heiligen Propheten Jeschua in Jerusalem umgebracht, er aber sei wieder ins Leben eingetreten. Das Gerücht vom Tode fand jedoch wenig Glauben. „Wie sollte der umgebracht werden können, der selbst Menschen vom Tode zum Leben geführt hatte!“ wandte man ein.

Auch nicht jeder vom Feste zurückkehrende Pilger konnte obiges Gerücht bestätigen. „Wir sind in jenen Tagen auch in Jerusalem gewesen, haben aber von dem Allen, was hier erzählt wird, weder etwas gehört, noch gesehen“, gab mancher zur Antwort.

So kam es, daß Kreuzestod und Auferstehung des Sohnes Gottes sich im Volksbewußtsein als etwas Nebensächliches in den Hintergrund schob und daß die erhabene Persönlichkeit des Lehrers und Propheten mit ihren Wundergaben stärker in den Vordergrund trat. Daher hatten die Apostel nachher viel Mühe, das Verständnis für den Sühnopfertod Christi im Volke wachzurufen.

Als nach Schluß des Festes lange Karawanenreihen

aus Jerusalem nach allen Richtungen fortzogen, begaben sich auch die Jünger in einer zahlreichen Gruppe von Landsleuten in ihre galiläische Heimat, von der sie mehr denn ein halbes Jahr fern gewesen waren. Voll freudiger Zuversicht zogen sie ihres Weges dahin, wußten sie doch, daß sie an den Gestaden ihres schönen heimatlichen Sees ihren verklärten Herrn wiedersehen würden.

Zu den Rastplätzen von Karawanen und Pilgerscharen pflegten die Bewohner der nächstgelegenen Ansiedlungen heranzueilen, um Nahrungsmittel feilzubieten oder wenigstens Neuigkeiten aus der Hauptstadt des Landes zu erfahren. Solches benutzten die Jünger, um der örtlichen Landbevölkerung von den Ereignissen, die sich in Jerusalem vollzogen hatten, zu erzählen und das Volk über ihre religiöse Bedeutung aufzuklären.

Während die Jünger an ihrem Heimatsorte der früheren, wieder aufgenommenen Lebensbeschäftigung nachgehen, haben sie wiederholt das Glück, ihren Herrn und Meister zu sehen und den Verklärten reden zu hören. Der ehemalige Verkehr irdisch-sinnlicher Natur hatte freilich aufgehört, da er sich nicht mit der über Zeit und Raum erhabenen, verklärten Leiblichkeit des Herrn deckte. Aber desto tiefer grub sich die göttliche Lehrthätigkeit in Herz und Geist der Jünger ein und förderte die Erkenntnis der christlichen Wahrheiten, so daß innerhalb des Zeitraums eines Monats die Vorbereitung der Jüngerschar zum apostolischen Beruf ihren vollen Abschluß finden konnte.

In Kapernaum und den anderen Städten und Flecken, welche den Bergsee von Genezareth umgaben, hatte Jeschuas Lehre die größte Anhängerzahl gehabt. Die der Lehre treugebliebenen Anhänger scharten sich um die zurückgekehrten Jünger und stärkten ihren Glauben an den Mitteilungen über

die wiederholt stattgefundenen Erscheinungen des Herrn. O, wie sehnten sie sich danach, einmal wenigstens des seligen Glücks, den verklärten Herrn zu sehen, teilhaftig zu werden.

Es war natürlich, daß die Schar der gläubigen Anhänger sich zu gemeinsamen religiösen Gesprächen zusammenthat, daß sie sich dazu aus dem lebhaften irdischen Getriebe der Außenwelt zurückzogen und an den stillen Plätzen weilten, welche ihnen durch frühere Anwesenheit des heiligen Lehrers geweiht erschienen.

Mit Vorliebe suchten sie die öden Berge am Ostufer des Sees auf, wo einst die bedeutsamen „Bergpredigten“ gehalten worden waren und wo das enthusiasmierte Volk in aufwallender Begeisterung Jeschua zu seinem König ausgerufen hatte.

Dort saßen sie auch eines Tages zu gemeinsamer Andacht und gemeinsamem Gebete versammelt. Die Berge hatten bereits ihren herrlichen bunten Frühlingsschmuck verloren und nahmen sich in ihrer sommerlichen, dürren, mattgelblichen Färbung gar öde aus.

Eine solche Umgebung harmonierte mit der wehmutsvollen Stimmung der Anwesenden, denen der Kontrast zwischen einst und jetzt gar lebhaft vor die Seele trat und von neuem die Sehnsucht nach dem Herrn weckte. Da plötzlich wird unter ihnen die bekannte liebevolle Stimme des Herrn mit seinem üblichen Segensgruß laut. Freudig überrascht rafft sich alles aus dem wehmutsvollen Sinnen auf und erschaut den Herrn, wie er in seiner hehren Lichtgestalt mitten unter ihnen dasteht!

Jeder erkennt mit seinen leiblichen Sinnen den Herrn, blickt in seine mildleuchtenden Augen, hört seine sanft klingende Stimme, die den Versammelten zuspricht „zweifelt nicht! Ich bins, euer Herr und Gott, euer Freund und Bruder.“

Der Gekreuzigte steht da, nicht wie ein irdischer König, nein, wie ein Gott. Und die 500 Gläubigen, andächtig knieend, neigen das Haupt zur Erde, und berühren mit der Stirn wiederholt den Boden.

Und weiter spricht der Herr: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden! Darum gehet hin und machet alle Völker zu meiner Jüngerschaft, indem ihr sie taufet im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, und sie alles halten lehret, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Die Blicke der Anwesenden hängen an der Lichtgestalt, bohren sich in sie hinein, um ihr Bild auf Lebenszeit tief im eigenen Herzen einzugraben.

Sie alle sind begierig, noch weitere kostbare Worte vom Göttlichen zu hören, doch mittlerweile ist die Lichtgestalt verschwunden und blöden Blicks starren die Augen der Gläubigen in die Bergluft hinein.

Die also Verlassenen sind verwirrt und verharren in tiefem Schweigen. Endlich ringt sich aus der Brust eines der Gläubigen der laute Ausruf: „Ja, fürwahr, Jeschua, der Heilige, ist der wahre Messias, der Christus, unser Gott!“

Die anderen rufen das Wort nach und nun singt die ganze Versammlung helle Lob- und Jubelhymnen auf den Herrn.

Ein Geist frömmster Brüderlichkeit erfaßt die Versammelten; gegenseitig reichen sie sich die Hand und geloben einander treueste und hingebendste Bruderliebe.

Außer den elf Jüngern und wenigen andern Personen in Jerusalem, sind nun noch 500 Gläubige historische Zeugen dessen geworden, daß der gekreuzigte Jeschua auferstanden und vor ihnen in gewisser, sinnlich wahrzunehmender

Leiblichkeit erschienen ist. Jetzt, wo sie den Auferstandenen selbst persönlich gesehen, können sie getrost und zuversichtlich dem vom Herrn ihnen aufgelegten Berufe nachgehen, unter den Völkern der Erde als Sendboten seiner Gotteslehre zu dienen.

Galiläa, das nun so reich an Zeugen für den lebendigen Christus geworden, konnte sich selbst überlassen werden, d. h. der Mission der 500 Gläubigen. Der Jünger Gegenwart aber bedurfte ein anderer Ort — das große, weite Jerusalem, das Zentrum des israelitischen religiösen Formenwesens, orthodoxer Starrheit, atheistischer Frivolität und fanatischer, engherziger geistiger Beschränktheit. Hier gerade sollte sich ein Zentralsitz des christlich-apostolischen Amtes bilden, von dem aus die Strahlen des aufgehenden Christentums in die Finsternis heidnischer Länder hineinleuchten konnten.

So wurden denn die Jünger angewiesen, nach der jüdischen Metropole zu ziehen, um dort des Herrn weitere Weisung abzuwarten.

Bald finden wir sie auch in Jerusalem im engsten und innigsten Verkehr mit der Schar der dortigen Christgläubigen, die sich täglich zu gemeinsamer religiöser Übung zu versammeln pflegte.

Seit der Auferstehung Christi waren 40 Tage vergangen. Im luftigen großen Saale des Oberstockes im Hause des Marcus haben sich die Christgläubigen der gemeinsamen Andacht hingegeben und sprechen nun von dem, dessen Bild sie unabänderlich treu im Herzen pflegen. Da plötzlich ist der Herr mitten unter ihnen und ruft durch sein Erscheinen nicht mehr scheue Ehrfurcht und Bewunderung, sondern innige Freude hervor. Noch einmal spricht er zu ihnen Worte göttlicher Weisheit, dann heißt er alle mit ihm kommen und ihn zum Ölberg geleiten. Er führt

sie denselben Weg, den er zuletzt nach Stiftung des Abendmahles mit den Jüngern gegangen. Damals hatte er vom Sterben und Scheiden gesprochen und sie waren ihm tiefbetrübten Herzens und befangen von dem Angstgefühl vor etwas Unbestimmt-Schrecklichem gefolgt. Auch heute wissen sie, daß es zum Scheiden geht, aber sie sind guten Muts und bester Zuversicht: sie wissen, daß er, der Heilige, überall, wenn auch nicht in sinnlich-sichtbarer Weise, bei ihnen ist, und daß er bei ihnen bleiben wird alle Tage bis an der Welt Ende.

Auf einer der Kuppen des Ölbergs, unweit des Gartens von Gethsemane, wo er siegreich den schwersten Kampf mit den bösen Mächten der übersinnlichen Welt bestanden, bleibt der Herr stehen, umringt von der kleinen Gemeinde seiner Anhänger. Hier redet er tröstende und beseligende Abschiedsworte, verheißt den Gläubigen den Heiligen Geist zu senden, segnet sodann die kleine Schar und wird, von einer Wolke umhüllt, in die Höhe getragen.

Jeschua ben Joseph aus Nazareth, der verheißene Messias der Juden, der Christus, hatte die irdisch-sinnliche Daseinsform verlassen und war in die übersinnliche, himmlische Daseinssphäre zurückgetreten!

Die zurückgebliebenen Sterblichen verfolgen mit festen Blicken die Wolke, die ihren Herrn und Gott, Freund und Bruder trägt, bis sie im Luftmeere verschwunden ist. Dann wendet sich der Jünger Blick zur Erde zurück und wird zweier Engelsgestalten gewahr, der ersten übersinnlichen Sendboten des himmlischen Herrn. Diese Boten rufen der verwaisten Schar zu: „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr da und sehet gen Himmel! Dieser Jeschua, welcher von euch gen Himmel aufgenommen ist, wird einst wiederkommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren.“

Nach diesen Worten sind die Engel nicht weiter sichtbar. Voll Trostes darüber, daß der Herr einst, vielleicht gar bald, aus seinem himmlischen messianischen Königreiche zu ihnen zurückkehren werde, wandeln die Jünger zur Stadt zurück. Vor ihren Augen, auf gegenüberliegender Höhe, steht der stolze Jahvetempel.

Doch wie bedeutungslos, wie verblaßt trotz seines strahlenden und blendenden Glanzes erscheint ihnen jetzt dieser Tempel mit all seinem symbolischen gottesdienstlichen Gepränge!! Sie haben einen anderen, einen neuen Tempel — Christum, in dessen Allerheiligstes jedem einzutreten gestattet ist, unter Buße und Glauben und frommem Genusse des geheimnisvollen, wunderbaren, heiligen Abendmahls!!

Die Erntezeit des Jahres 30 n. Chr. war herangerückt. Das Getreide, von dem erst ein geringer Teil geschnitten war, wogte in schweren, goldgelben Ähren; in den Weingärten waren die Weinstöcke mit Trauben schwer belastet. Alles deutete auf eine reiche Ernte, doch konnte sie unter irgend einem Naturereignisse noch in letzter Minute in Frage gestellt werden, daher rüsteten sich Wein- und Getreidebauer zur Wallfahrt nach Jerusalem, um sich Jahves Segen durch reichlichere Opferdarbringung im Tempel zu sichern.

Es sollte eben das Erntedankfest gefeiert werden. Dieses fiel zusammen mit dem Erinnerungsfeste an die sinaitische Gesetzgebung, welches Fest von orthodoxen Juden als das wichtigste und vornehmste des ganzen Jahres angesehen wurde. Da Seereisende zu dieser sommerlichen Zeit weniger, als zu einer anderen Jahreszeit, Fährlichkeiten ausgesetzt waren, so war der Konflux von Pilgern zu diesem Doppelfeste gerade aus den weit entfernten Gegenden des Erdkreises ein sehr

bedeutender. Ganz besonders an diesem Feste konnte man Pilger von den Gestaden des Pontus Euxinus, des indischen und persischen Meeres, von Hispanien, ja selbst aus Gegenden hinter den Säulen des Herkules in Jerusalem vorfinden. Das waren alles jüdische Abkömmlinge, Leute von jüdischem Typus, aber gar sehr verschieden in Sprache und Tracht, Haltung und Benehmen. Sie alle suchten der Verpflichtung nachzukommen, wenigstens einmal im Leben einem feierlichen Gottesdienste im einzigen Tempel, den die mosaische Religion besaß, beizuwohnen.

Selbstverständlich ists, daß neben dem Religiösen das Geschäftliche einherging und daß, eben infolge leichterer Seereise, der Austausch orientalischer und occidentalischer Waren während obigen Doppelfestes ein viel lebhafterer war, als zum Passahfeste und daß man auch zu Jerusalem vielmehr heidnische Touristen und Geschäftsleute sah aus Gallien und Illyrien, Mauretanien und Nubien, Indien und Arabien und wie sonst die damaligen fernen Länder hießen. Sie alle waren gern gesehene Opfer des Übervorteilungssystems, welches den Bewohnern von Jerusalem die Mittel zu einem behaglichen Leben verschaffte.

Die Feststimmung des Volkes von Jerusalem teilte dieses Mal auch der Senat. Der religiöse Himmel war ungetrübt, die Sorge um den Reformler oder Neuerer, den Rabbi Jeschua, war geschwunden. Beruhigend hatte auf den Senat das Gerücht gewirkt, der heilige Rabbi sei gen Himmel gefahren. Von da kommt er nicht so leicht zurück, wie damals aus den phönikischen Landen sagten die Senatoren und waren guter Dinge. Sie nahmen an, daß die Jüngerschaft des Rabbi sich in alle Welt zerstreut habe und daß nun mit dem Verschwinden des Gründers auch sein ganzes Religionssystem zu Grabe getragen sei. Von keiner Seite her war

ein Berennen des starken Horts mosaischer Satzungen zu erwarten oder zu befürchten.

Die Jünger des himmlischen Meisters hatten sich indessen in Jerusalem selbst gar still verhalten, voller Erwartung der Ausgießung des Heiligen Geistes. Statt des unselig dahingegangenen Juda hatten sie ihre Zwölfzahl durch Wahl des Matthias ergänzt. Sie versammelten sich täglich zum gemeinsamen Gebet und frischten dabei die Thaten und Worte ihres göttlichen Meisters in ihrer Erinnerung auf.

Der große Festtag der religiösen Doppelfeier war gekommen. Dicht gedrängt stand das Volk, meist nur Pilger, in den Vorhöfen des Tempels und folgte in ehrfurchtsvoller Andacht den ritualen Handlungen des üblichen hohenpriesterlichen Festgottesdienstes, welcher mit besonders glanzvollem Pomp und feierlichem Gepränge vollzogen wurde. Alles das rief Staunen und Bewunderung der Fremden hervor. Ganz besonders tiefen Eindruck machte dabei die heilige, vorzüglich ausgeführte Festmusik, deren Tonwellen in vollen, breiten Strömen über Stadt und Berg und Thal dahin rauschten. Eine solche Tempelmusik existierte nirgends sonst auf der Welt; kein Wunder, daß viele Zuhörer von ihr tief ergriffen wurden.

Der zu früher Morgenstunde begonnene Gottesdienst war etwa um 7 Uhr morgens beendet. Doch leerte sich der Tempelplatz nur wenig. Viele der fremden Pilger blieben noch, um an geweihter Stätte solang als möglich zu weilen oder in aller Ruhe die herrlichen Bauten des Tempelplatzes in Augenschein zu nehmen, und das Bild des Tempels auf alle Lebenszeit sich ins Gedächtnis zu prägen. Ein anderer Teil, meist strenggläubige Israeliten aus der örtlichen Bevölkerung, blieb, um auf die übliche „zweite“ Gebetsstunde zu warten, welche etwa um 9 Uhr vormittags abgehalten

wurde. Diese frommen Leute verteilten sich in den vielen luftigen Säulenhallen, von welchen die Vorhöfe umringt waren und in denen die Tempelbesucher sich bestens vor der Hitze schützen konnten.

Auch die wenig zahlreichen Christgläubigen — es waren ihrer kaum mehr als 120 Personen — beabsichtigten an der zweiten Gebetsstunde teil zu nehmen, pflegten sie doch alle Gottesdienste im Tempel regelmäßig zu besuchen und daselbst, mosaische Satzungen gemäß, die üblichen Gebetsstunden abzuhalten, was sie indessen stets in gemeinschaftlicher Versammlung thaten.

An diesem Tage hatten sie sich, nach Schluß des hohenpriesterlichen Dienstes, in einer offenen Halle versammelt und lagerten da in stiller Andacht und in Erwartung der Gebetsstunde.

Während die Luft von der Sonne mit heißer Glut erfüllt ist, erhebt sich plötzlich, ganz allein auf dem Tempelplatze, ein starker Wind, der unter vielem Getöse und Gebrause dahinzieht.

Die Jerusalemer äußern offen ihre Verwunderung über diese noch nie dagewesene Naturerscheinung, denn in den Vormittagsstunden pflegte nie, selbst nicht das leiseste Lüftchen zu wehen.

Petrus wirft dem Johannes einen freudigen Blick zu und ruft leise aus: Der Herr naht uns, wie er sich den Propheten anzukünden pflegte!

Jakobus aber spricht laut zu den Genossen:

— Lieben Brüder. Führwahr! der Herr sendet seine Boten. Laßt uns knieen vor dem Heiligen.

Frauen und Männer liegen knieend da. Manche von ihnen haben den Auferstandenen in seiner verklärten Leiblichkeit noch nicht gesehen. Diesen schlägt lebhaft das Herz, sie

hoffen auf die Erscheinung des Herrn selbst und sind voll wonnevollen Schauers. Das Windgetöse verstärkt sich. Alle schauen auf und gewahren mit Bestürzung, wie glühend strahlende Feuerflämmchen sich auf das Haupt jedes einzelnen unter ihnen herablassen. Tausende von Fremden, die im Vorhofe weilen, haben die seltsame Naturerscheinung ebenfalls bemerkt; sie bleiben stehen und schauen neugierig in die offene Halle. Andere Neugierige laufen herzu und bald steht eine große Menschenmenge vor der Halle.

— Sind das Menschen oder Heilige, daß Feuerflammen sich auf ihre Häupter niederlassen? fragt jemand verwundert.

— Noch nie haben wir es erlebt, daß ein Sturmwind mit Feuerflammen einhergezogen ist. Das ist ein offenbares Wunder! ruft ein Galiläer aus.

Der Wind der plötzlich sich erhoben hatte, legt sich ebenso plötzlich. Die Feuerflammen verglimmen langsam und sind bald ebenfalls verschwunden.

Das wunderbare Ereignis hatte eine ebenso wunderbare Wirkung: Das Aussehen der Jünger war ein ganz verändertes, ihr Antlitz strahlte wie verklärt, in den Augen lag freudige Glut, das sonst schlichtbescheidene, demutsvolle Wesen zeigte eine thatenmutige, freudige Erregung.

Die versammelten Christgläubigen fühlen in sich selbst, daß sie andere Menschen geworden, sie fühlen, daß eine seltsame Kraft durch ihre Adern fließt, durch Geist und Seele rauscht. Sie fühlen sich aus dem Rahmen des natürlichen Menschen gleichsam herausgehoben und wissen es jetzt, daß sie soeben unter Sturmesbrausen und Feuerflammen die verheißene Taufe mit dem Heiligen Geiste empfangen haben.

Es drängt sie mit dem, was sie bewegt, vor das Volk zu treten. Trotz früherer Schüchternheit und Redeunbeholfen-

heit sprechen sie laut in wohlgesetzten feurigen Worten das Volk an und preisen Christum, den Erlöser der Welt.

Die, welche in der Schar der Begeisterten Jünger oder ehemalige Schüler des Rabbi Jeschua wiedererkennen, vermögen es nicht zu begreifen, wie die schlichten, galiläischen Fischer plötzlich mit der Feuerkraft eines Elia zu reden verstehen.

Die wunderbaren Geisteskräfte strömten aber auch auf viele der Zuschauer und Zuhörer aus, so letztere nur ein empfängliches Herz hatten; auch an ihnen, an ihrem Gehörorgan, offenbarte sich ein Wunder: in den Worten der Jünger glaubten sie die eigene Heimatssprache zu hören. Die am Herzen Verstockten aber konnten nur lachen oder spötteln, da ihnen das Reden der Begeisterten wie sinnloses Lallen und Stammeln vorkam, wie solches sich bei Leuten nach übermäßigem Genusse süßen Weins manchesmal einstellt. Mit höhnischen Bemerkungen gingen diese Leute vorüber.

Petrus hatte die spöttischen Bemerkungen vernommen. Sie veranlaßten ihn, aus der Halle hinaus auf den großen Platz zu treten. Auf demselben Platze, wo sein Herr und Meister seine erste messianische Predigt gehalten hatte, tritt er mit seiner ersten apostolischen hervor.

Den Vorwurf des Rausches energisch zurückweisend, weist Petrus auf die Schrift des Propheten Joel hin, welche das vor aller Augen geschehene Wunder der Taufe mit dem Heiligen Geiste vorhergesagt hat. Bei seiner Rede wiederholt auf einschlägige Stellen der heiligen Bücher hinweisend, rollt er vor dem Verständnis der staunenden Fremden und Einheimischen die Heilslehre auf, spricht von dem Erscheinen Christi in der menschlichen Gestalt des Jeschua ben Joseph aus Nazareth, des wahren und wirklichen Messias, der vom Himmel herabgekommen sei, um sich als Sühnopfer dem Tode hinzugeben, und dadurch Gott mit der sündigen, schuldbelasteten

Menschheit auszusöhnen und auf Erden ein neues, geistiges Reich zu stiften. Derselbe Christus, nachdem er den Tod erlitten und wieder zum Leben auferstanden, sei sodann gen Himmel gefahren, und in sein geistiges, messianisches Himmelreich eingezogen, aus welchem er dereinst als Himmelskönig und Weltbeherrscher wieder zur Erde herabkommen werde!

Die Meisten der Zuhörer waren tief ergriffen, viele tief erschüttert, manche durch die plötzliche Erkenntnis ihrer Sündenschuld sogar so überwältigt, daß sie laut darüber jammerten, daß sie nicht wüßten, ob es noch möglich sei, Sühnung ihrer Sündenschuld zu finden.

Nun läßt der Apostel von neuem seine Stimme erschallen, um den Erschütterten kräftigen Trost zuzusprechen.

Wer Buße thue — kündet er der Menge —, wer seine Schuld erkenne, wer aus dem alten Leben ausscheide, seine Gesinnung ändere und dabei den gekreuzigten Jeschua als seinen Herrn, Erlöser und Heiland anerkenne und sich auf den Namen desselben taufen lasse — der könne selig, d. h. in der Zukunft ein Glied des himmlischen Geistesreiches werden.

Die Wirkung dieser Reden auf die Zuhörer war eine ganz gewaltige. Manche, welche durch die Ereignisse des Karfreitags im Glauben schwankend geworden waren, oder welche an Christum als an einen frommen Rabbi, an einen mit Prophetengaben ausgerüsteten Lehrer glaubten, kamen zur rechten Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Opfertodes Christi. Sie wurden nun gar frohen Mutes infolge der Versicherung des Apostels, daß der Herr zwar in seine Himmelssphäre zurückgekehrt sei, jedoch von da aus seine Gläubigen leiten, erleuchten und schützen werde.

Der größte Teil der anwesenden Fremden hatte gar nichts oder nur verschwommene Gerüchte über Jeschua gehört. Bei diesen begann zunächst der Gedanke Wurzel

zu fassen, wie tröstlich und erhaben das Bewußtsein sein müßte, einen persönlichen Gott zu haben, der selbst das Elend des menschlichen Lebens durchkostet habe, und nun, über Raum und Zeit erhaben, unsichtbar zur Seite einem jeden stehe, der bußfertigen Sinnes ihn anruft. Mit diesem Gedanken erhob sich, unter der feurigen Rede des Apostels, der Wunsch, fortan auch zu den Jüngern dieses Gottes zu gehören. Die kleine Christengemeinde aber nahm alle Heilsverlangende liebevoll auf.

An diesem einen Vormittage bekannten sich gegen 3000 Menschen zu Anhängern Christi und seiner Lehre. So ward der Stiftungstag der sinaitischen Gesetzgebung zum Stiftungstag der christlichen Gemeinde, und das jüdische Erntefest zum Erntefeste des jungen Christentums.

Diese Ereignisse, die plötzliche Redebegeisterung ungebildeter, schlichter Leute, die Aufforderung derselben zur Buße und zur Taufe auf den Namen Jeschuas von Nazareth und der offene Übertritt Tausender, unter denen selbst Priester waren, zum Christentume — all das entging nicht der Aufmerksamkeit der Tempelwache, die sich beeilte, dem Verwaltungsrate des Senats Meldung von allem zu machen. Dieser wollte es gar nicht glauben, daß dort im Tempel, welcher der Aufsicht des Senats unterlag, Anhänger des gerichteten Jeschua es gewagt hätten, sich zu versammeln und die geistliche Arbeit auf sich zu nehmen, welche der Gekreuzigte begonnen hatte. Allem Anscheine nach fahre der letztere, trotz seines Verschwindens, fort, innerhalb des geweihten, heiligen Tempelbezirks, Wunder zu wirken.

Nachdem der Polizeioberste dem Hohenpriester über die Ereignisse des Vormittags genau berichtet hatte und davongegangen war, sank Joseph-Kaiaphas laut stöhnend auf seine Polster zurück.

— So haben wir nicht einmal vor dem Schatten dieses schrecklichen Nazareners Ruhe! rief er in bitterem, verzweifelten Tone aus.

Vollständig ratlos lag der sonst so findige, geistliche Herrscher von Judäa da. Er mußte sich gestehen, daß seine Sorge und Mühe, den messianischen Irrglauben des Nazareners und seiner Anhänger auszutilgen, vergebens gewesen sei.

Zu diesem niederdrückenden Gefühl kam noch etwas Schwereres hinzu. Gleichwie die Schlange sich allmählich um die Glieder eines schlafenden Menschen ringelt, so ward das Herz des Hohenpriesters mehr und mehr vom Zweifel umstrickt, ob am Ende nicht doch etwas Wahres in der Gottheit des Nazareners liege?

Joseph rang mit allen geistigen Kräften gegen diesen Zweifel und schalt sich selbst, daß er ihn zugelassen.

Er war im Zwiespalt mit sich selbst.

Mit aller Energie suchte der Hohepriester sein Herz zu verhärten, sich selbst davon zu überreden, daß alles Gehörte nur ein Betrug der verruchten Galiläer sei. Er suchte andere Gedankenkreise auf und fand gewissermaßen Trost in der Annahme, es könnte vielleicht der hinterlistige Antipas diesen ganzen galiläischen Betrug in Szene gesetzt haben. Und Joseph fand eine gewisse geistige Ablenkung, während er bedachte, wie er List gegen List wider Antipas ins Feld führen könnte. Es war das eine Kunst, in welcher Joseph nicht geringe Erfahrung besaß. Doch alle diese Nebengedanken halfen nicht: Der Zweifel, ob der Nazarener am Ende doch göttlicher Herkunft sei, schlich sich an die hohepriesterliche Seele heran und kam, fortgescheucht, wieder, wie die Stechfliege, die fortgetrieben, immer wieder ins Gesicht fliegt.

Joseph gelang es durchaus nicht, Herr über diesen Zweifel zu werden. Er hätte deshalb sich selbst martern mögen. Er erhob sich und lief unruhig im Gemache auf und ab, wobei er den Kopf mit fest angedrückten Händen umfaßt hielt, als ob er alle bösen Gedanken vom Gehirne abhalten wollte. Dazwischen raste er fast wie ein Irrsinniger, mit lauten Worten den „Nazarener“ und den galiläischen Betrug verwünschend.

Erschöpft fiel er endlich auf seinen seidenen Divan und schloß die Augen. Vor seine Seele aber trat wiederum das Bild von Golgatha mit den drei Kreuzen, an deren einem der Nazarener hing.

— O, über diesen Nazarener! Er gibt mir keine Ruhe!

Möge er verdammt sein! schrie er laut auf, daß der dienstthuende Sklave in der Meinung, er sei gerufen, ins Gemach trat.

Joseph war von einem tiefen Angstgefühl erfüllt. Der Gedanke, Jeschua könnte wirklich Gott selbst gewesen sein, hielt sein Herz, trotz allen Sträubens, Ringens und Fluchens, krampfhaft umklammert.

Kalter Schweiß bedeckte ihn, an allen Gliedern zitterte er. Er fürchtete allein zu sein und stürzte hinaus, um Beruhigung bei Ananos zu suchen. Doch Ananos vermochte nicht, ihn von den Zweifeln zu befreien und dadurch zu beruhigen.

Von dieser Zeit an blieb Joseph bis an das Ende seiner Tage ein ruheloser, von ewigen Zweifeln gemarterter Mann.

Die 120 Christgläubigen aber lobten und priesen fortan ihren Herrn ohne Unterlaß.

Niemand konnte es ahnen, daß die Ausgießung des Heiligen Geistes die letzte Gnadenthat Gottes war, welcher Jerusalem, die alte Davidsstadt, teilhaftig werden sollte!

Die fremden Pilger, Juden wie heidnische Proselyten, brachten vom Feste die Nachricht in alle Weltgegenden, daß in Jerusalem eine neue, die Menschheit tröstende, erhebende und beseligende Religion, die christliche, gestiftet worden sei.

In Jerusalem vollzog sich die Entwickelung der neuen christlichen Gemeinde in aller Stille, gleichsam unbewußt. Die ersten Glieder derselben hatten noch nicht das volle Bewußtsein, daß sie eine neue Kirche bildeten. Sie standen äußerlich noch fest auf dem Boden des Mosaismus, wohnten den ritualen Handlungen im Tempel bei, brachten daselbst ihre Opfer dar und hielten im Tempel, gleich allem anderen Volke, die üblichen Andachtsstunden ab. Nur im häuslichen Leben machte sich eine gewisse Abweichung von anderen rechtgläubigen Israeliten bemerkbar: an die gemeinsam genossenen Mahlzeiten der christgläubigen Brüder schloß sich täglich das Abendmahl an, wie es von dem Herrn eingesetzt war.

Von einer Abschließung vom übrigen Volke konnte nicht die Rede sein, im Gegenteile, im Verlangen, die erhaltenen Kräfte des Heiligen Geistes zu bethätigen und auch anderen Menschen die Wahrheit und das Heil zu bringen, suchten sie neue Mitglieder durch eifrige apostolische Thätigkeit der christlichen Gemeinde zuzuführen.

Die Seele dieser Missionsthätigkeit waren die Apostel selbst, die den Auftrag erhalten hatten, 12 Jahre in Jerusalem zu weilen, dann aber nach Belieben und dem inneren Drange gemäß in andere Lande zu ziehen.

Die apostolische Arbeit hatte Erfolg. Nach Verlauf verhältnismäßig kurzer Zeit zählte die christliche Gemeinde bereits 5000 Seelen. Irdisches Hab und Gut betrachteten die Christgläubigen als nichtig; die Reichen, wie Simon, entäußerten sich, voller begeisterter Hingabe für die Sache des

Christentums, ihres Reichtums zum Besten der Gesamtgemeinde und bahnten damit eine thatsächliche Gütergemeinschaft an.

Es war eine herrliche, erhebende Zeit, diese Zeit der jungen Blüte brüderlichster Gesinnung unter den einzelnen Gliedern der Gesamtgemeinde.

Dazu kam die Wirkung der Wunderkräfte, welche den 120 ersten Gläubigen bei Ausgießung des heiligen Geistes verliehen worden waren: sie konnten in fremden Sprachen reden, von zukünftigen Ereignissen weissagen und wunderbare Heilungen zuwege bringen, wie es einst Rabbi Jeschua gethan.

Diese Kräfte der 120 Erstlinge der Christengemeinde konnten auf neu aufgenommene christgläubige Glieder übertragen werden und wirkten in den ersten zwei Jahrhunderten in aller Frische, um erst im 3. Jahrhundert nach Christi Geburt zu erlahmen.

Das christlich-fromme Wesen, die eifrige Ausübung einer innigen, hilfsbereiten, thätigen Nächstenliebe verschafften der jungen christlichen Gemeinde gar bald Achtung und Gunst seitens der übrigen Bevölkerung; gab die Gemeinde doch um so weniger Anstoß zu Vorwürfen, als sie äußerlich aus dem Verbande des Gesamtvolks nicht ausschied.

Die Landesadministration hatte lange Zeit nicht den geringsten Anlaß gehabt, gegen die Gemeinde vorzugehen. Schließlich kam es aber doch zu einer Kollision infolge der Heilung eines lahmen Bettlers, der seit 40 Jahren seinen Stand an dem „korinthischen" Thore des Tempels hatte und allen Jerusalemern gut bekannt war. Als nämlich die Heilung des Gebrechlichen durch Petrus und Johannes in Gegenwart vieler Menschen vollzogen war und der Geheilte Gott mit lauter Stimme pries und die Volksmenge sich des allen gar wunderte, trat Petrus vor die Menge und hielt eine feurige Rede, in welcher er die Heilung als Werk Je-

schuas erklärte, des vom Synedrium wegen „Gotteslästerung“ hingerichteten und sodann vom Tode auferstandenen und zum Himmel aufgestiegenen Sohnes Gottes. Zugleich rief der Apostel die Zuhörer zur Buße und zum Glauben an diesen Jeschua auf.

Einige wenige Pharisäer und Schriftgelehrte, die zufällig die Rede vernommen hatten, beschwerten sich beim Senate, daß man die Anhänger des verhaßten falschen Messias im Tempel ihr Wesen treiben lasse, und beantragten eine Verhaftung der Jünger und Einleitung eines Kriminalprozesses auf Grundlage des Satzes des mosaischen Gesetzes, nach welchem falsche Propheten, welche mittelst Wunderhandlungen das Volk vom Gesetze abtrünnig zu machen suchen, getötet werden müßten.

Der Senat leistete diesem Antrage Folge und die festgenommenen Jünger hatten sich vor der Plenarversammluug der Senatoren zu verantworten.

Den Vorsitz führte der Hohepriester Joseph,[1]) ein schon halbgebrochener Mann, der seine Leibesruhe und seinen Seelenfrieden auf immer verloren hatte. Die Vorstellung, vom Schatten des Nazareners verfolgt zu werden, hatte sich bei ihm zur fixen Idee ausgebildet; schon die bloße Nennung des Namens Jeschua brachte ihn in quälende Unruhe.

Von Tempelsoldaten in den Gerichtssaal geführt, wurden die Jünger befragt, wie sie dazu gekommen seien, die Wunderheilung zu verrichten?

Petrus antwortete freimütig und unerschrocken, die Heilung sei kraft des Namens Jeschuas von Nazareth vollzogen.

---

1) Etwa 5 Jahre später starb er. Er und sein Geschlecht sind für das Land Judäa verhängnisvoll gewesen. Söhne und Enkel, von denen einige in blutigen, wirren Zeiten ebenfalls die hohepriesterliche Würde bekleideten, haben sich durch einen wilden und blinden Fanatismus ausgezeichnet, welcher wesentlich dazu beitrug, den Untergang Jerusalems zu beschleunigen.

Sodann hält der Apostel, vom heiligen Geiste beseelt, eine kühne, hinreißende Rede, in der er, nicht wie ein Verteidiger, sondern wie ein Richter, dem Senat die große Schuld vorwirft, den Messias hingerichtet zu haben, und den bestürzten Landesvätern durch citierte Stellen aus der heiligen Schrift beweist, daß Christi Kreuzestod und Auferstehung in den heiligen Büchern geweissagt seien.

Zum Schlusse erklärt er den hohen Landesräten, daß die ewige Seligkeit, nach der jeder Mensch strebe, nur durch Christum zu erlangen sei.

Die Beredsamkeit und große Schriftkenntnis des ungelehrten galiläischen Fischers machen auf die Senatoren einen tiefen Eindruck, nicht minder verwirrt sie der Inhalt der Rede. Wenn nun wirklich das alles wahr ist, was der Schüler Jeschuas gesprochen? — dachte mancher bei sich und fühlte ein gewisses Unbehagen.

Die Räte sind ratlos. Was sollen sie nun mit diesen redebegeisterten Schwärmern beginnen?

Finsterer Miene, gesenkten Hauptes sitzt Joseph da. Er befiehlt endlich die Gefangenen abzuführen und fragt die Senatoren um ihre Meinung.

Das Volk, das darüber empört war, daß man die Jünger, welche nichts Böses gethan, gefangen genommen, lärmt tumultuarisch vor dem Palaste; sein Geschrei dringt zu den Ohren der Räte. Einem derselben gibt es den Vorwand, den Vorschlag zu machen, des Volkes wegen nicht gegen die Jünger vorzugehen.

— In der That, wir müssen schonend verfahren, stimmen einige andere dem Vorschlage bei.

— Man müßte jedenfalls die Angeklagten einschüchtern, auf daß sie ihr Lehrhandwerk einstellen, meint ein Senator aus dem Stande der Pharisäer.

Und alle sind damit einverstanden. Die Angeklagten werden wieder vorgeführt und Joseph eröffnet dem Petrus und Johannes die diesmalige straflose Entlassung, verbietet ihnen aber, unter Androhung sehr schwerer Strafe, öffentlich predigend und lehrend aufzutreten.

Petrus und Johannes protestieren kühn gegen das Verbot.

Ihrer Pflicht, das Volk zu lehren — sagten sie überzeugungsfest — könnten sie nicht entsagen, da eine höhere Macht sie zum Lehren treibe.

Der Hohepriester vermag nur das Verbot in noch schärferer Weise zu wiederholen und beeilt sich dann, den Befehl zur Freilassung der Jünger zu geben.

Letztere werden, zu den Ihrigen zurückgekehrt, unter Lobpreisung Gottes und mit Freudenthränen von der Gemeinde empfangen, welche ernste Befürchtungen um das Schicksal der Apostel gehegt hatte.

In der nächsten Zeit, in welcher die Apostel ihre Hauptaufmerksamkeit auf die Heranbildung von Gehilfen oder Schülern zum Apostelberuf verwandten, fand das Synedrium keine weitere Veranlassung, gegen die Jünger oder die christliche Gemeinde vorzugehen. Man konnte diese Gemeinde für eine der vielen religiösen Sekten halten, welche in Jerusalem und der Provinz sich vielfach bildeten, um bald wieder zu verschwinden; höchstens konnte man ihr den Vorwurf machen, daß sie den Rabbi Jeschua als wahren Messias verehrte und anbetete.

Unterdessen entwickelte sich diese Gemeinde weiter. Dank ihrer Ausbreitung nahm die Bedeutung der Apostelschüler als Gehilfen des lehrenden und predigenden Personals zu; nebenbei organisierte sich das Amt der Armenfleger, denn eine geregelte Armenpflege wurde zuletzt zur Notwendigkeit und ward durch folgenden Tendenzfall veranlaßt. Ein reiches Ehepaar gedachte, die Gabe des heiligen Geistes und die mit

ihr verbundenen wunderbaren Kräfte, nicht durch Tugend des Geistes und der Seele, aber mittelst Geld zu erlangen; es opferte einen kleinen Teil des Vermögens zum Besten der Gemeinde und gab heuchlerisch vor, es hätte sein ganzes Gut und Vermögen den Armen geopfert. Der plötzliche Tod des Ehepaars brachte die Gemeinde in nicht geringen Schrecken und schaffte ihr nicht wenig Arbeit und Verdruß.

Nach dem Inslebentreten einer gewissen inneren Organisation der christlichen Gemeinde konnte die Missionsthätigkeit, die trotz allen Verbots des Senats fortgeführt worden war, nach außen erstarken. Neben den Aposteln lehren und predigen, heilen Kranke und Besessene bereits die Apostelschüler und andere Glieder der Gemeinde. Solches wird in der Provinz bekannt, und wie zu Jeschuas Zeit, sammeln sich Scharen hilfsbedürftiger Menschen in Jerusalem an. Das gibt dem Hasse gegen das Christentum neue Nahrung, und neue Veranlassung, die Jünger Johannes und Petrus, die Hauptrepräsentanten der christlichen Partei, gefänglich einzuziehen und gerichtlich zu belangen. Doch in der Gerichtssitzung warnt vor übereiltem Urteilsspruche der sehr einflußreiche Senator Gamaliel[1]), der seine Meinung in die Worte formuliert:

— Ist die religiöse Bewegung von Menschen ausgegangen, so wird sie von selbst verlaufen, untergehen. Ist sie von Gott veranlaßt, so sind Menschen nicht im stande, sie zu dämpfen. Thun wir vorläufig nichts und warten wir das weitere ab.

Diesem Rate gemäß stand der Senat auch dieses Mal von einem Vernichtungsplan der christlichen Sekte und ihrer

---

1) Er war ein Enkel des berühmten liberal-pharisäischen Schriftkundigen Hillel. Seinen Vorträgen und Schrifterläuterungen hat Paulus einige Zeit mit großer Begeisterung zugehört.

Führer ab, und entließ die Gefangenen, indessen nicht ohne sie einer empfindlichen Züchtigung unterworfen zu haben.

Die Züchtigungsstrafe konnte natürlich weder die Apostel, noch deren Schüler abhalten, Christi Lehre weiter zu verbreiten.

Drei Jahre nach der Gründung der christlichen Gemeinde betrug die Zahl ihrer Mitglieder bereits viele Tausende. Die Gemeinde bildete bereits sozusagen ein eigenes starkes Volk. Doch ein großer Teil desselben bestand aus hellenistischen Juden und hellenistischen Proselyten des Judentums, unter denen Stephanus, Philippus, Barnabas-Joses u. a. hervortraten.

Durch diese hellenistischen Elemente wurde indessen die ursprüngliche Gleichartigkeit der Gemeinde allmählich aufgehoben, zunächst freilich nur hinsichtlich der Sprache. Die palästinensischen Juden („Hebräer") hielten ihre Versammlungen in aramäischer Sprache ab, die Hellenisten in griechischer. In letzterer Sprache existierte bereits eine vortreffliche Übersetzung des Alten Testaments. Somit bildeten sich in der Gesamtgemeinde zwei Gruppen. Diese traten im Laufe der Zeit zu einander in ein gespanntes Verhältnis, was naturgemäß einen sehr merkbaren Einfluß auf die Weiterentwicklung der christlichen Urgemeinde ausüben mußte. Bald kam es auch zu einer zwar unerwarteten, aber doch folgewichtigen Kollision.

Die fremdländischen, d. h. außerpalästinensischen Juden, welche in Jerusalem sich nur zeitweise oder auch beständig aufhielten, besaßen ihre eigenen landsmannschaftlichen Synagogen. Es lag in der Natur der Sache, daß die hellenistischen Apostelschüler, welche das Lehr- und Predigtamt versahen, gerade in ihren landsmannschaftlichen Synagogen, wo die griechische Sprache die gebräuchliche war, thätig

waren. Ebenso natürlich war es, daß diese in ihren Lehrvorträgen ganz besonders den messianischen Charakter Christi betonten, wobei es mitunter zu einer Herabsetzung oder gar teilweisen Verneinung der Bedeutung des mosaischen Gesetzes, des Tempels und Tempeldienstes kam. Hierin lag nun eine Quelle häufiger, oft recht heftiger Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Landsmannschaften der Gemeinde. In einem Falle spitzten sich die statthabenden Kontroversen dermaßen zu, daß die Glieder der cilicischen Synagoge, auf Anstiften des Ciliciers Saulus, speziell gegen Stephanus auftraten und diesen vor dem Senate wegen Lästerung Gottes, des mosaischen Gesetzes und Kultusdienstes verklagten.

Vor den Senat zur Verantwortung gezogen, gestand Stephanus überzeugungstreu ein, daß er Jeschua für den vom Propheten Daniel geweissagten Sohn Gottes halte, und daß er solchen Glauben in Lehre und Predigt beständig verbreitet habe.

Empört über solche „Lästerung“, fand es der Senat dieses Mal für notwendig, ein Todesurteil über Stephanus auszusprechen, und diesen der Lynchjustiz des aufgehetzten Pöbels zu überlassen. Von der tumultuierenden Volksmenge ward der Zeuge christlicher Wahrheit vor ein Thor geschleppt und dort gesteinigt. Das war der erste Märtyrertod Christgläubiger um des Glaubens willen. An der Steinigung des Stephanus beteiligte sich mit fanatischem Eifer Saulus, der damals bei seiner Schwester in Jerusalem lebte und pharisäischen Studien oblag. Hingerissen von seinem Gesetzeseifer wurde er zum ersten thatkräftigen Verfolger der Christen, um nachher, als Paulus, der thatkräftigste Verfechter des Christentums zu werden.

Der Prozeß des Stephanus führte den judäischen Senat zum vollen Bewußtsein, daß das Christentum zu einer gefährlichen Macht herangewachsen war, welche die Grund-

pfeiler des mosaischen Judentums zu erschüttern drohe. Allein der Senat konnte nicht sofort gegen diese Macht in Aktion treten und mußte erst einen günstigen Zeitpunkt abwarten. Dieser Zeitpunkt kam, als der Prokurator Pontius Pilatus zum Gericht nach Rom abgeführt, der neu ernannte Prokurator aber noch nicht in Palästina angelangt war. In der Zeit dieses Interregnums wurde die Volkshefe gegen die angeblichen „Gottesleugner und Tempellästerer“ gehetzt und eine regelrechte Christenverfolgung inszeniert, um das Christentum vollständig auszurotten. Bei dieser Verfolgung spielte eine hervorragende Rolle Saulus, der mit Tempelsoldaten in Privathäuser eindrang und die Bewohner zwang, Verwünschungen und Verdammungen gegen Jeschua, den falschen Messias, auszusprechen. Wer es nicht that, dadurch sich als Christ bekennend, wurde zur Bestrafung abgeführt.

Diejenigen Christen, welchen es bei dieser Verfolgung gelungen war, dem Schwerte oder der Steinigung zu entgehen, flohen aus Jerusalem, wo nur die Apostel, die sich in stillster Verborgenheit halten mußten, zurückblieben.

Die sich zerstreuende Gemeinde nahm aber ihr teures Evangelium in die Fremde mit. Dadurch trug die vom Senat veranlaßte Christenverfolgung wesentlich zur weiteren Verbreitung des Christentums bei.

Jerusalem aber hatte seine besten Kinder entweder getötet oder in die Fremde getrieben.

Das Heil, das ihm geboten wurde, hatte es endgültig von sich gewiesen!

Diese sehr bedeutsame Christenverfolgung leitete den Übergang des Christentums zu den Heiden ein.

Waren auch viele Einzelpersonen zum Opfer gefallen, so war doch die Verfolgung für das Christentum selbst von sehr gesegneten Folgen. Einerseits beugte sie der Gefahr vor,

daß die christliche Kirche, welche in Jerusalem auf dem Standpunkte des Alten Testaments beharren wollte — zu einer jüdisch-partikularistischen Religionssekte verkümmerte, andrerseits beförderte sie die Universalität der christlichen Idee, die von nun an mehr und mehr Boden in heidnischen Landen gewann.

Den Anfang einer Hineintragung christlicher Lehre in heidnische Lande machte die Missionsthätigkeit des Diakonus Philippus, der vom Heidentum zum Judentum übergetreten und sodann Christ geworden war. Seine Missionsthätigkeit führt zur Bildung einer samaritisch-christlichen Gemeinde. Als Petrus und Johannes letztere in Samaria besuchen, überzeugen sie sich davon, daß wirklich Gottes Geist in dieser neuen Christengemeinde waltet, daher beginnen sie selbst, auf ihrer Rückreise nach Jerusalem, in einigen Ortschaften der Provinz Samaria zu predigen.

Der Diakonus Philippus durchstreift nun die Küstengebiete, tauft alle Gläubiggewordenen, ohne Unterschied ob sie Heiden oder Juden sind, und legt zuletzt in Cäsarea, dem Sitze der Prokuratur, eine Missionsstation an, welcher er schließlich mehr denn 20 Jahre vorsteht. Gleich den Aposteln besitzt er die göttliche Gabe der Krankenheilung und bethätigt sie des öfteren. Das Volk sieht darin ein Zeichen, daß der Mann ein Himmelsbote sei und wirft sich ihm vertrauensvoll und gläubig in die Arme, läßt sich in der christlichen Lehre unterweisen und taufen.

In einer zweiten Küstenstadt, in Joppe, bildet sich ein andres Zentrum des jungen Christentums. Gehässigkeiten und beständige verletzende Anfeindungen der Christlichgesinnten seitens der fanatischen Pharisäerpartei im Senat, veranlaßten Simon, die Würde eines Senators niederzulegen und aus dem Vorstande der höchsten Landesbehörde auszutreten. Seine Güter in Judäa hatte er der christlichen Gemeinde von

Jerusalem geschenkt. Diese Stadt verließ er auf immer, als sein in Joppe verstorbener Bruder ihm sein sehr bedeutendes Gerbereigeschäft testamentarisch hinterlassen hatte. Nach mosaischen Gesetzen galt Gerberei für ein unreines Gewerbe. Als Christ stieß Simon sich nicht daran und leitete, nach Joppe übergesiedelt, das Geschäft mit großer Energie fort. Er und Thamar, die beide ein äußerst glückliches Eheleben führten, wurden bald der Mittelpunkt für die örtliche christliche Gemeinde. Sie zeigten sich stets bereit, Glaubensgenossen zu unterstützen und zu beherbergen. Als das Ehepaar hochbetagt starb, war ihr Sohn Joil einer der angesehensten Ältesten der Joppeschen Christengemeinde. Auch Petrus hat gastliche Aufnahme in Simons Hause gefunden, als er einmal auf einer Visitationsreise Joppe besucht. Hier wird dem Apostel eine besondere höhere Offenbarung zu teil, des Inhalts, daß die Scheidewand, welche bisher Juden und Heiden getrennt gehalten hatte, gefallen sei, und daß die Heiden Christen werden könnten, auch ohne zuvor in die Ordnungen des alten Bundes hineingetreten zu sein. Nach dieser Offenbarung erhält der Apostel einen Ruf nach Cäsarea zum heidnischen Garnisonoffizier Cornelius. Mit 6 Glaubensgenossen aus Joppe macht er sich auf die Fahrt und nimmt den Offizier nebst seiner Familie in die christliche Gemeinschaft auf, wobei ihm die 6 Genossen aus Joppe assistieren.

In Jerusalem, wo man von dieser That erfährt, ist man höchst aufgebracht.

Nach Jerusalem zurückgekehrt muß Petrus sich vor der örtlichen großen Gemeinde wegen des mit Heiden gepflogenen Verkehrs rechtfertigen. Bei seiner Rechtfertigungsrede dienen ihm die aus Joppe mitgenommenen 6 Christen als Zeugen. Erst nach längerer Verhandlung entschließt sich die Gemeinde, ihre Zustimmung zur direkten Aufnahme von Heiden in die

christliche Gemeinschaft zu geben. Den jüdisch-jerusalemischen Christen hatte es viel Überwindung gekostet, sich von den Anschauungen des spezifischen Mosaismus loszulösen und den außerordentlichen Schritt des Petrus zu sanktionieren.

Inzwischen hatte sich ein anderes, folgereiches Ereignis abgespielt, welches für die Entwickelung des Christentums von enormer Bedeutung wurde: Saulus, der Eiferer gegen die christliche Idee, war, infolge einer Erscheinung des Welterlösers selbst, in einen streitbaren Verfechter dieser Idee umgewandelt worden.

Mit der Berufung des Paulus zum Heidenapostel zieht sich das Christentum noch weiter von Jerusalem fort.

Als nach Verlauf von 12 Jahren die meisten Apostel, einer nach dem andern, die Davidsstadt verlassen hatten, um anderwärts das Evangelium zu verkünden, trat die Bedeutung Jerusalems für das Christentum endgültig in den Hintergrund, obwohl die jerusalemer Juden-Christen fortfuhren, für sich eine angesehenere Stellung in der Gesamtchristenheit zu beanspruchen. Sie waren auch die Ursache der häufigen religiösen Streitigkeiten zwischen Juden- und Heidenchristentum.

Die Judenchristen blieben stolz auf ihre Abstammung als Glieder des von Gott auserwählten Volkes; als solche glaubten sie eines besonderen Vorzugs bei Gott gewiß sein zu dürfen und waren mitunter der Meinung, es geschehe ihnen ein Unrecht, wenn Gott den Heiden ein gleiches Recht am Himmelreiche wie ihnen einräume!

Dieser Überhebung gegenüber erklärten die Heidenchristen, daß die alten mosaischen symbolischen Satzungen und die Abstammung von Abraham für Christen keine Bedeutung hätten.

Solche theologische Streitigkeiten vermochten indessen nicht die Ausbreitung des Heidenchristentums zu behindern; die neue Christenreligion drang unaufhaltsam vorwärts, ja selbst bis

in das innerste politische Herz der damaligen Welt, in die Kaiserstadt Rom.

Die einstige religiöse Metropole des Judentums, Jerusalem, mußte dabei mehr und mehr veröden. Die Stadt verfiel von Jahr zu Jahr. Der Fremdenverkehr verminderte sich zu den Festzeiten mehr und mehr und damit ging Hand in Hand eine empfindliche Verminderung der früher so reichlich fließenden Einnahmequelle für die örtliche Bevölkerung. Auch dem Tempel erwuchs ein Ausfall der Einnahmen: die früher reichen Schenkungen von Juden, die in fernen Ländern wohnten, flossen seltener in den Tempelschatz und blieben zuletzt ganz aus, auch verringerten sich die Opferdarbringungen im Tempel ganz beträchtlich.

Dieser Ausfall wurde von Volk und Priesterschaft gleich schwer empfunden und nährte in beiden Teilen gegen die Urheber des Verfalls, die Christen, einen unversöhnlichen Haß, welcher sich von Zeit zu Zeit in blutiger Verfolgung derselben austobte.

Der König Herodes-Agrippa, von dem weiter unten die Rede sein wird, ward einst von den Jerusalemern als Triumphator jubelnd begrüßt und unter festlichem Pompe in die Stadt geleitet, nur dafür, daß er unter den Christen seines Ländchens ein entsetzliches Blutbad hatte anrichten lassen.

Jerusalem hatte sich eben von Christo und der Christenheit ganz losgelöst. Es waren das alles weitere Folgen des ungerechten Gerichts auf Golgatha.

Von nun stand über der Stadt Davids das Zeichen des herannahenden göttlichen Strafgerichts.

Schlußkapitel.

Jeschuas Prophezeiung erfüllt sich. Gottesgericht über Jerusalem und das jüdische Land.

Jeschua hatte seine messianische Aufgabe erfüllt: er hatte ein neues Reich auf Erden gegründet, nur war dieses Reich nicht politischer, sondern rein geistiger Natur.

Es war keine Zufälligkeit, daß im Momente des Verscheidens des Herrn am Kreuz der Vorhang im Heiligtum des jüdischen Tempels zerriß, so daß der Raum den Blicken aller offen lag, welchen der Hohepriester allein, nur unter ehrfurchtsvollem Zittern und weihevollem Bangen, zu betreten wagte. Dieser Riß war das äußere Zeichen zwischen neu sich gestaltender Gegenwart und alter religiöser Vergangenheit.

Mit Christi Grablegung war auch das alte theokratische Regime zu Grabe getragen worden, denn mit der Errichtung eines neuen Bundes zwischen Gott und Menschheit, des christlichen, waren die Existenzbedingungen des alten, des mosaischen, aufgehoben worden. Es bedurfte nicht mehr der

theokratischen Verfassung und ihrer Funktionsorgane oder -apparate, nicht des levitischen Priestertums, des Tempels und seiner symbolischen Kultusordnungen, der Opferungen u. s. w. An Stelle der Symbolik hatte der neue Bund die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit gesetzt.

Mit dem Erscheinen des wirklichen wahren Messias auf Erden, mit seiner Himmelfahrt und Stiftung des neuen geistigen Gottesreichs hatte der Mosaismus seinen Daseinsgrund verloren, hatte die alttestamentliche Theokratie aufgehört zu existieren.

Das nicht christgläubig gewordene Judentum, hartnäckig am Aberglauben vom Erscheinen eines politischen Messias festhaltend und bei seinem überlebten Mosaismus kleben bleibend, suchte die mosaische Theokratie weiter zu führen, gleichsam auf eigene Rechnung und Gefahr.

Das Judentum konnte es nur thun, indem es dem national-religiösen Gedanken mehr und mehr einen national-politischen Charakter verlieh, welcher stark und stärker in den Vordergrund trat und schließlich das ganze Sein und Wesen des Judentums beherrschte. Die natürliche Folge solcher Entwickelung der Dinge war die Kollision des winzigen jüdischen Ländchens mit der Weltmacht Roms und daß das politische Judentum am harten Felsen des Römertums jämmerlich zerschellte.

Die Hinrichtung des Rabbi Jeschua ben Joseph am Vortage des Passahfestes des Jahres 30 war für das jüdische Land und Volk verhängnisvoll, verhängnisvoll aber auch für einzelne Individuen, welche die tragische Hinrichtung veranlaßt oder gefördert hatten.

Wir haben oben erzählt, wie gerade die traurigen Karfreitagereignisse, in denen Pontius Pilatus eine so klägliche, miserable Rolle gespielt hatte, die Veranlassung waren, daß

sich des Prokurators Haß gegen die Juden steigerte, wobei sich in ihm ein nicht geringes Rachegefühl gegen den Senat ausbildete, welches Bethätigung nach außen heischte. Wo er konnte, suchte Pontius den Juden Unannehmlichkeiten zu bereiten, war stets zu Vergewaltigungen und Grausamkeiten bereit und verletzte, trotz aller Toleranzedikte Roms, das religiöse Gefühl der Juden auch dort, wo es in administrativer Hinsicht gar nicht zu rechtfertigen war.

Wir wissen, daß der mosaische Kultus unter kaiserlichem Schutze stand, daß die Ausübung des Kaiserkultus nur allein in Jerusalem von Rom nicht gefordert wurde, sonst aber im ganzen römischen Reiche, daß sogar in den römischen Münzstätten besondere, eigene Münzen ohne Kaiserbildnis für Palästina geprägt wurden, weil die mosaischen Gesetze alle plastischen Bildnisse im heiligen Lande verboten hatten. Trotzdem wagte es Pontius, nur um die Juden zu reizen, reichvergoldete Weiheschilder mit dem Bildnis des Kaisers in Jerusalem aufzustellen und zu gebieten, daß das Volk vor denselben anbetend niederkniee. Die Bevölkerung Jerusalems war höchst empört und sandte, unter Führung der Söhne des Antipas, eine Deputation nach Rom, die beim Kaiser selbst Klage gegen Pontius führte.

Letzterer hatte jedoch mittelst beträchtlicher Geldspenden sich einige Gönner in dem Kreise der einflußreichsten kaiserlichen Günstlinge erkauft, welche mit Erfolg für ihren Schützling eintraten. Kaiser Tiberius mißbilligte zwar die mutwillige Herausforderung des jüdischen Volks, befahl auch die Weiheschilder aus Jerusalem fortzuschaffen und im Augustustempel zu Cäsarea aufzustellen, beließ aber den Prokurator in seiner Stellung. Nun schwoll diesem vollends der Kamm und seine Verwaltung ward nur noch drückender und unerträglicher. Er legte sich weiter keinen Zwang auf, häufte

eine Blutthat auf die andere, bis schließlich das Maß seiner Unthaten erfüllt war. Das geschah im Jahre 35 n. Chr.

Ein falscher Prophet hatte dem samaritischen Volke vorgespiegelt, er würde an einem bestimmten Tage auf dem Berge Garizim die alten, echt mosaischen Tempelgeräte zeigen, die seit Josuas Zeiten daselbst vergraben seien. Zur angegebenen Zeit pilgerte das Volk, der damaligen Landessitte gemäß Waffen mit sich führend, aus allen Landesteilen zum heiligen Berge. Die Pilger sammelten sich am Fuße des Berges, um am nächsten Morgen in feierlicher Prozession zum Gipfel hinanzuziehen.

Ziel und Zweck der Versammlung sehr wohl kennend, bauschte Pontius sie zu einer politischen Revolte auf und ließ durch eine ausgesandte Cohorte seiner Soldaten die Pilger teils töten, teils, so sie reich und angesehen waren, als Gefangene nach Cäsarea abführen, wo sie zum Zweck öffentlichen Schauspiels theatralisch hingerichtet wurden.

Ein einziger gewaltiger Schrei tiefster Erbitterung gegen solche Frevelthat durchzitterte das ganze Land.

Heftige Klagen gingen nicht allein nach Antiochia zum Legaten von Syrien Vitellius, sondern auch nach Rom zum Kaiserhof. Durch letzteren Umstand war Vitellius, wider eigenen Wunsch und Willen, gezwungen, Pontius seiner Stellung zu entheben und unter militärischer Eskorte nach Rom zur Aburteilung durch den Kaiser selbst abführen zu lassen.

Procula, alle erworbenen Schätze und geraubten Reichtümer zusammenraffend, von ihrer großen Sklavenschar geleitet, eilte in eigens für sie gemietetem Schiffe nach Rom voraus, wo sie mittelst reicher Bestechungen die Gunst der einflußreichen Kreise erkaufte. Doch die Fahrt des Pontius selbst ging wider Erwarten nur sehr langsam von statten, und als dieser endlich

in Rom anlangte (im Jahre 37 n. Ch.), war Tiberius bereits gestorben und andere Leute an der Regierung, die neue größere Forderungen geltend machten; dem entsprechend wurden auch die Bestechungssummen, mit denen man zu gunsten des Angeklagten zu wirken hoffte, immer größer. Der Prozeß verzögerte sich, Pontius Reichtum schmolz dabei schnell zusammen bis zur endlichen Verarmung des Mannes. Procula unterlag diesem harten Wechsel des Geschickes und starb. Die letzten Sklaven mußten verkauft werden, um die gar schlichten und einfachen Funeralien zu besorgen.

Als Pontius nach langer Gefängnishaft mit einem Verweise für seine Vergehen und Verbrechen aus dem Gefängnisse entlassen wurde, stand er gebrochen vor der Schwelle des Elends, des Hungers. Einer solchen Perspektive zog er das Bett des Tiber vor, doch die Fluten des Flusses warfen den Leichnam wieder ans Land. Die 10jährige Arbeit, sich mittelst schimpflicher Thaten Reichtümer zu erwerben, war umsonst gewesen: die Reichtümer mußte er verwenden, um sich von der Strafe für jene Thaten loszukaufen; als Rest blieb nur das böse Gewissen zurück.

Nicht viel besser rollte sich das Geschick des listigen und tückischen Fürsten von Galiläa, des Herodes-Antipas ab. Diesem ward sein Weib Herodias zum Verhängnis. Ein Bruder dieses Weibes, Agrippa, lebte in Rom, wo er auch herangewachsen war. Nachdem er durch verschwenderisches und ausschweifendes Leben sein Vermögen vergeudet hatte, kam er, aller Mittel entblößt, nach Palästina. Auf Bitten der Schwester nahm Antipas sich des liederlichen und zügellosen Neffen an und machte ihn zum Stadthauptmann von Tiberias, mußte ihn aber gar bald wegen grober Ausschreitungen und schlechter Führung entlassen. Nun ging der Bursche nach Antiochia, wo er eine Stellung beim syrischen

Legaten fand, wurde aber auch hier gar bald grober Bestechungen bezichtigt und zur Verantwortung gezogen, der er sich wohlweislich durch die Flucht entzog. Er suchte Rom zu erreichen. Auf seiner sehr abenteuerlichen Fahrt dahin machte er als Enkel des berühmten Herodes betrügerische Geldanleihen bei den reichen Handelsjuden der griechischen Hafenstädte, die er berührte.

In Rom erhielt der zwar gewandte und lebenskluge, sittlich aber vollständig verkommene jüdische Prinz eine Stellung als Erzieher eines Enkels des Kaisers Tiberius. Diese Stellung suchte er auszubeuten, um gegen Antipas, seinen Schwager und zugleich Oheim zu intrigieren, hatte aber darin fürs erste keinen Erfolg. Das leichtfertige Leben hatte er wieder aufgenommen und machte große Schulden, um in die reichen Hofkreise hineinzudringen und die Gunst verschiedener kaiserlicher Günstlinge erwerben zu können. Seiner Schlauheit gelang es, in den engeren intimen Freundeskreis des Gajus, eines jungen cäsarischen Prinzen, der in Rom als Privatmann lebte und keine politische Rolle spielte, einzudringen. Allmählich verstand er es auch, die persönliche Zuneigung des Prinzen zu gewinnen.

Einst gab er, dem Prinzen zu Ehren, ein Festmahl und sagte den geehrten Gästen viel Artigkeiten. Zum Schluß seiner Ansprache erhob er theatralisch die Hände zum Himmel und betete laut, die Götter möchten ihm die Gunst gewähren, den Gajus, nach dem Tode des Tiberius, als Herrn der Welt begrüßen zu dürfen.

Gajus fühlte sich gar sehr geschmeichelt, der Kaiser aber, dem man die Szene denunziert hatte, ließ Agrippa einkerkern. Agrippas lange Gefängnishaft endete erst dann, als Gajus (Calligula) wirklich zum römischen Kaiser ausgerufen wurde. Dieser, der für Agrippa ein gewisses Gefühl des Wohl-

wollens bewahrt hatte, machte ihn zum Fürsten über die Lande des inzwischen verstorbenen Philippus. Dazu erhielt er als besonderes kaiserliches Gnadengeschenk den Königstitel. Von nun an war sein Glücksstern im Steigen begriffen.

Der verjagte Stadthauptmann von Tiberias kehrte in sein Vaterland als König von Nordostpalästina zurück, übrigens mit dem feindseligsten Herzen gegen Antipas.

Des Bruders Königstitel ließ Herodias nicht ruhen. Sie setzte dem Gemahl solange zu, bis er sich entschloß nach Rom zu gehen, um für sich ebenfalls eine Königskrone zu erwirken. Agrippa, der von diesem Vorhaben Wind bekommen hatte, eilte dem Oheim nach, überholte ihn, kam schneller in Rom an und intrigierte beim Kaiser mit solchem Erfolge, daß Antipas vom Kaiser, „zur Strafe für seine Ungenügsamkeit" seiner Lande verlustig erklärt und nach Lugdunum Convenarum, einem elenden Städtchen am Nordabhange der Pyrenäen, verbannt wurde. Dieses geschah anno 39 n. Chr. Galiläa und Peträa wurden zu dem Gebiete des Agrippa geschlagen, der nun als König in Tiberias einzog. Antipas und Herodias aber sahen ihre Heimat nie wieder und starben vereinsamt und verlassen in der Verbannung.

Ausschweifungen führten den Kaiser Gajus zu einer Geistesstörung, die unter den Symptomen des Größenwahns begann. Unter dem Eindrucke dieses Wahns befahl er seine Statuen überall im Reiche zur Anbetung aufzustellen, und zwar auch im jüdischen Tempel und in den Synagogen. Die Juden sträubten sich dagegen, was in Palästina zu vielen blutigen Konflikten mit der römischen Obrigkeit Anlaß gab. In Alexandria endete solch ein Konflikt mit einem schrecklichen Blutbade, in dem Tausende von Juden ihr Leben verloren. Hab und Gut derselben fiel der Plünderung anheim.

Um den Widerstand der Juden in Palästina zu brechen, wurde ein ganzes Armeekorps vom Euphrat in das jüdische Land dirigiert. Indessen kam es nicht zur Exekution, da Gajus anno 41 n. Chr. ermordet wurde. Aprippa war zur selben Zeit in Rom und verstand es, dermaßen thatkräftig bei der Wahl des Claudius zum Kaiser mitzuwirken, daß dieser ihm aus Dankbarkeit Judäa und Samaria zu den übrigen Ländern mit dem Titel „König von Palästina“ schenkte.

So war nun das gesamte jüdische Land wieder in eine gemeinsame Regentenhand gekommen, wie zur Zeit Herodes des Großen. Der Schenkungsakt wurde feierlichst im Senate vollzogen, wobei zugleich ein formelles „Bündnis“ zwischen dem römischen Senate und Volke und dem Aprippa geschlossen wurde. Die Schenkungsurkunde war in eherne Tafeln eingegraben, die, wie es Sitte war, auf dem Kapitole zur Aufstellung kamen.

Aprippas Glücksstern hatte die Höhe erreicht.

Der neue König von Gesamtpalästina nahm sich in manchen Dingen seinen Großvater zum Muster. Er förderte in den heidnischen Teilen seines Reiches griechische Kunst und Wissenschaft, baute Zirkusse und Theater und machte sich das Volk durch vielfache Schauspiele geneigt, die nur für die Befriedigung roher Sinnlichkeit berechnet waren. So gab er einmal dem Volke in einem neuerbauten Amphitheater das Schauspiel eines großartigen Gladiatorenkampfes, bei welchem 1400 Verbrecher sich gegenseitig abschlachten mußten. In Judäa aber spielte der moralisch verkommene Abenteurer sich als orthodox frommer Anhänger der mosaischen Religion auf. In Jerusalem lebte er streng nach den Satzungen der Väter wie der frommste Israelit. Die täglichen Tempelopfer brachte er persönlich dar und verkehrte viel mit Priestern und Pharisäern, die nun unter seinem Regimente goldne Tage

hatten. War die Religiosität des Königs auch geheuchelt, so wurde sie doch gleichsam Modesache und blieb nicht ohne Einfluß auf den national-religiösen Sinn der Bevölkerung, der sich wieder ein wenig belebte. Diese Belebung des religiösen Volkssinnes hatte aber auch eine Belebung des politischen zur Folge, dieser aber ließ den Wunsch einer Lösung des politischen Abhängigkeitsverhältnisses zu Rom wieder neu aufflackern.

Es bleibt ungewiß, ob Agrippa nur heuchlerisch solchen nationalen Wunsch förderte oder ob er selbst im Herzen Verrat nährte — er suchte aber Jerusalem so stark zu befestigen, daß die Stadt jedem feindlichen Angriff widerstehen konnte. Solches steigerte noch höher das politische Selbstgefühl der Jerusalemer.

Bei seiner erfolgreich zur Schau getragenen pharisäisch-religiösen Richtung, war Agrippa bald gezwungen, Stellung zum angefeindeten Christentum zu nehmen. Um Popularität zu gewinnen trat er feindlich gegen dieses auf. Es begannen nun ernste Verfolgungen der jungen Christengemeinden. Unter Agrippa hatten speziell die Apostel viel zu leiden.

Das Jahr 44 war gekommen. Kaiser Claudius war aus Britannien zurückgekehrt. Zur Feier dieser „ruhmgekrönten" Rückkehr veranstaltete Agrippa große Kampfspiele in Cäsarea. An einem der Festtage erschien er in silberglänzendem Gewande, so daß die Schmeichler ihn einen Gott nannten und um göttliche Gnaden anflehten. Während er die übertriebene Schmeichelei mit Wohlgefallen aufnahm, fiel sein Blick zufällig auf eine an einem Seile angebundene Eule. Heftig erschrak der König, denn einst hatte ihm ein Germane geweissagt, eine Eule würde sein Todesbote sein. Infolge des Schrecks verfiel er in eine schwere Krankheit, die ihn nach wenigen Tagen dahinraffte.

Da der Kaiser den 17jährigen Sohn des Königs (Agrippa II.) zu jung zum Regieren hielt, wurde das Königreich Palästina abermals römische Provinz und zur Arena, auf der sich die Habsucht und Willkür römischer Beamten frei tummeln konnte.

Da einerseits das religiös-politische Nationalbewußtsein durch Agrippa neu geweckt worden war, andrerseits die neuernannten Prokuratoren rücksichtslos und mit unzeitiger Härte auftraten, waren Konflikte unvermeidlich. Nach solchen Konflikten blieben die Juden, trotz ihres größeren Rechts, doch stets der leidende Teil. Ihr Haß gegen Rom und die Römer wurde dadurch mehr und mehr geschürt.

Eine besonders schwere Leidenszeit hatten die Juden unter dem Prokurator Felix, einem Manne von niedriger Herkunft,[1]) welcher, wie Tacitus schreibt „königliches Recht in aller Grausamkeit und Lüsternheit und mit sklavischer Sinnesart handhabte". Die Juden wurden von ihm der schimpflichsten Behandlung unterworfen. Das gab Veranlassung zur Bildung einer fanatisch-patriotischen Partei im Lande, welche auf eigene Rechnung und Gefahr den Kampf gegen Römerzwang und Römerdruck aufnahm. Die Parteigenossen suchten politische Widersacher durch Meuchelmord zu beseitigen, wozu sie sich kleiner Dolche bedienten, wie sie bei italienischen Banditen in Gebrauch waren. Deshalb nannte man die Anhänger dieser fanatischen Partei Sicarier. Es war natürlich, daß die politischen Morde eine allgemeine Unsicherheit der Lage im ganzen Lande zur Folge hatten.

Neben den politischen traten auch religiöse Fanatiker auf, welche die Volksmassen zu wilder Schwärmerei hinrissen und zu manchen ruchlosen Thaten verleiteten. Einer dieser

1) Er war Freigelassener der Mutter des Kaisers Claudius.

religiösen Fanatiker, der „Ägypter“ setzte sich mit 30000 Anhängern auf dem Ölberge fest und versuchte von da aus die Stadt einzunehmen. Römer und Jerusalemer suchten mit vereinten Kräften den Feind zu vernichten. Es gelang auch glücklich und dort, wo zwei Jahrzehnte vorher Hosiannahymnen gesungen waren, hörte man Wutgeschrei und Todesröcheln gewürgter und abgeschlachteter Menschen.

Infolge zunehmender Mißverwaltung des Felix vereinigten sich alle jüdisch-patriotischen Parteien zu einer gemeinsamen Aktion nicht allein gegen die Römer, sondern auch gegen römisch gesinnte Landsleute. Sie wiegelten das Volk gegen die Römerherrschaft in allen Landesteilen auf, plünderten unter dem Deckmantel des Patriotismus das flache Land, verheerten Dörfer und Villen, legten ganze Städte in Asche, kurz wüteten mit einem beispiellosen Terrorismus. Überall gährte es. Solche Gährung machte sich auch innerhalb der jüdischen Priesterschaft bemerkbar. Die niederen Priester empörten sich offen gegen die Aristokratie ihrer Korporation, welche die materiellen Vorteile, die aus dem Kultusdienste erwuchsen, für sich allein in Anspruch zu nehmen suchte.

Auch innerhalb der Stadtverwaltungen kam es zu allerlei Gährungen und Wirren. In Städten mit gemischter nationaler Bevölkerung führte der Streit um bürgerliche Gleichberechtigung zu vielfachen blutigen Zusammenstößen. Ein solcher blutiger Parteikampf spielte sich in Cäsarea gerade zu der Zeit ab, als der auf Befehl des Prokurators verhaftete Apostel Paulus im örtlichen Gefängnis saß. Erst im Sommer des Jahres 60 n. Chr. erfolgte die Abberufung des Felix. Im Herbste desselben Jahres wurde Paulus, der sich auf sein römisches Bürgerrecht berufen hatte, auf Befehl des neuen Pokurators Festus nach Rom abgeführt.

Festus starb schon nach 2 Jahren. In der Zwischen-

zeit bis zur Ankunft eines neuen Landeschefs führte in Judäa Eleasar, ein Sohn des Joseph-Kaiaphas, ein wahres Schreckensregiment. Volk und Synedrium gleicherweise terrorisierend, ließ er seine persönlichen Feinde durch Richtersprüche des Synedriums verurteilen. Auf seinen Befehl hin wurde auch Jakobus, der Bruder des Herrn, hingerichtet.

Dieses Schreckensregiment in Jerusalem dauerte fort auch während der Prokuratur des Albinus (62—64 n. Chr.), der sich vor den früheren Prokuratoren durch eine noch größere Habsucht auszeichnete. Öffentliche Gelder eignete er sich schamlos an, machte Erpressungen bei allen Parteien des Landes, gab gefangene Verbrecher gegen Lösegeld frei und führte zuletzt ein nichtsnutziges Bestechungssystem ganz offen ein. Das Land war zwischen zwei Feuern. Von Jerusalem aus ward es vom Sohne Josephs geplündert, von Cäsarea aus von dem Prokurator. Es herrschte die vollste Anarchie, bei der niemand sich um die wirkliche Verwaltung des Landes kümmerte. Wer dem Prokurator zahlte, durfte ungescheut Raub ausüben, ja Räubereien und Plünderungen waren geradezu in Pacht gegeben, und die Leute assoziierten sich zu gemeinsamer Raubarbeit. Sie zahlten dem Prokurator von der Beute Tribut und strichen straflos plündernd durchs Land.

Solcher Mißwirtschaft gegenüber erschien die Verwaltungszeit des Pontius Pilatus den älteren Leuten noch als eine goldene. War Albinus schon ein schlimmer Beamte, so war sein Nachfolger Gessius Florus[1]) (64—66) der schlimmste und verruchteste von allen Prokuratoren. Er betrieb Plünderungen in noch großartigerem Maßstabe: er plünderte nicht

1) Er hatte die Prokuratur auf Verwendung der berüchtigten Kaiserin Popea erhalten, mit welcher seine Frau befreundet war.

einzelne Ortschaften, sondern ganze Landstriche aus. „Durch des Gessius unersättliche Habsucht wurden ganze Bezirke entvölkert“ klagt ein zeitgenössischer Historiker.

Bei solchen Verhältnissen mußte Palästina unheilbar dahinsiechen.

In dieser Zeit kam ein kleiner Landesteil wieder unter die direkte Verwaltung eines jüdischen Fürsten. Als nämlich Agrippa II. mündig geworden war, beschenkte ihn der römische Kaiser mit dem Fürstentum Chalcis, verlieh ihm dazu auch den Königstitel. Später erhielt Agrippa das Land des Philippus in Nordostpalästina, zugleich auch das Recht die Hohenpriester in Judäa zu ernennen.

Dadurch ward die Lage in Jerusalem noch bunter und wirrer. Die Hohenpriester wurden von Agrippa willkürlich eingesetzt und abgesetzt, aber die Depossedierten gingen eben nicht gutwillig und kämpften, nicht selten in blutigen Straßenfehden, mit den Neuernannten um ihre Stellung.

Wer es irgend wie nur möglich machen konnte, verließ das Heimatland und siedelte in fremde Länder über. Die Zurückbleibenden entschlossen sich endlich beim Legaten von Syrien, wohin Palästina zählte, Klage über die Tyrannei des Gessius zu führen. Der Legat kam nach Jerusalem und beruhigte das Volk mit dem Versprechen, die Administration des Gessius einer strengen Untersuchung zu unterziehen.

Gessius sah ein, daß er, seiner zweijährigen Raubwirtschaft wegen, einer schweren Strafe unterliegen müsse, wenn es ihm nicht gelänge, die Juden zu einer Empörung gegen die Römer zu veranlassen. In solchem für ihn günstigen Falle, sagte er sich, würde seine Administration in den Augen des Kaisers ein anderes, besseres Kolorit erhalten, dürfte sogar den aufrührerischen, fanatischen und halsstarrigen Juden gegenüber gebilligt werden. Unter solchem Kalkül fachte Gessius selbst

mit Hilfe geheimer Agenten eine Revolution der Juden gegen die römische Herrschaft an. Besonders schwierig war dieses Vorhaben nicht, denn es war überall im Lande reichlich Brandstoff vorhanden, der sich seit langer Zeit angehäuft hatte und nur eines zündenden Funkens bedurfte, um sich zur hellsten Lohe zu entwickeln.

Dieser kleine Funke, der den römisch-jüdischen Krieg entzündete, entsprang in Cäsarea selbst, wo auch jetzt wie in früherer Zeit, der Sitz des Prokurators war.

Hier hatten sich Juden und Hellenen bereits lange schon um das Recht der Stadtverwaltung gestritten. Die eine Partei sah die Stadt für eine jüdische, die andere für eine hellenistische an, beide aber strebten gleicherweise nach dem Besitz des Stadtregiments. Nach wiederholten Klagen und Beschwerden der Städter erklärte der Kaiser die Stadt endgültig für eine hellenistische, so daß die Juden aus dem Stadtsenate ausscheiden mußten, da sie, dank der kaiserlichen Entscheidung, ihres Sitzes und ihrer Stimme verlustig gegangen waren. Über eine solche Vorenthaltung oder Vernichtung bürgerlicher Gleichberechtigung herrschte unter dem jüdischen Teile der Bevölkerung eine starke politische Verstimmung, welche noch durch religiöse Erbitterung verdoppelt wurde.

Die örtliche Synagoge war auf einem offenen Platze gebaut worden, welcher zum Besitztum eines Hellenen gehörte.

Wiederholt hatten die Juden sich erboten, den Platz für die zehnfache Wertsumme zu kaufen. Der Hellene aber trat nicht nur den Platz nicht ab, sondern errichtete rings um die Synagoge hohe Gebäude und ließ nur an einer Stelle einen engen, schmalen Durchgang zum jüdischen Schulhause frei. Die Juden petitionierten bei Gessius um die Niederlegung der ihre Synagoge einschließenden Gebäude, wobei sie ihre Bereitschaft erklärten, alle Kosten tragen zu

wollen. Als Bestechungssumme händigten sie dem Prokurator 8 Talente ein (über 12,000 Thaler). Gessius nahm das Geld, versprach alles, that aber nichts und reiste in die Provinz ab.

Während seiner Abwesenheit stellten die Hellenen an einem Sabbate, während die Juden in der Synagoge beteten, Töpfe mit geopferten Vögeln in die schmale Durchgangsgasse, was die Juden als eine Verunreinigung ihres heiligen Ortes ansehen mußten.

Als die Juden, beim Verlassen der Synagoge, auf die Objekte schimpflicher Verunreinigung stießen, wurden sie dermaßen erzürnt, daß sie sich bewaffneten und auf ihre Widersacher warfen, wobei es zu einem erbitterten Kampfe kam, dem die Garnisonsoldaten nur mit Mühe Einhalt thun konnten. Unterdessen war in Jerusalem ein anderes folgenreiches Ereignis geschehen. Gessius hatte sich aus dem Tempelschatze 17 Talente (ca. 26,000 Thaler) gewaltsam angeeignet und war mit ihnen aus Jerusalem davongezogen. Nach dem Abzuge hatten einige Personen, zur Verspottung des habgierigen Statthalters, es sich erlaubt, mit Körben von Haus zu Haus zu gehen und um „milde Gaben für den armen, unglücklichen Gessius Florus" zu betteln. Über solche Verhöhnung der höchsten römischen Amtsperson hatte man nach Cäsarea berichtet.

Höchst empört über solchen Schimpf, zog der Prokurator wutschnaubend mit einer auserlesenen Mannschaft gegen Jerusalem. Die Städter kamen ihm demutsvoll mit der Absicht entgegen, ihm einen ehrenvollen Empfang zu bereiten. Er ließ sie auseinandertreiben, rückte an der Spitze seiner Cohorten in die Stadt ein und verlangte vom Senate die Auslieferung der Schuldigen. Vergebens baten die Senatoren, er möchte der vielen Unschuldigen wegen einigen wenigen

Hitzköpfen verzeihen, er möchte die große gutgesinnte Masse der Bevölkerung nicht in Not bringen. Statt der Antwort befahl der Statthalter seinen Soldaten, einen Teil der Stadt auszuplündern und alles niederzumachen, was sich ihnen entgegenstelle. Raub und Mord wüteten nun in dem betroffenen Stadtteile und 3600 Menschen büßten ihr Leben ein. Ruhige Bürger, darunter sogar Männer, die zwar von jüdischer Abstammung waren, aber dem römischen Ritterstande zugehörten, wurden dabei ans Kreuz geschlagen. Das war des Gessius Rache für die Verhöhnung seiner Person. Doch sie genügte ihm noch nicht. Er ließ aus Cäsarea zwei Cohorten nachkommen und verlangte, die Stadt solle feierlichst die Mannschaft einholen. Dem kommandierenden Offizier hatte er den Befehl zukommen lassen, die Bürger, welche zur Begrüßung entgegenkommen würden, bei dem ersten besten, selbst unbedeutenden Anlaß empfindlich zu schädigen. Der Offizier verstand den Sinn des Befehls.

In feierlicher Prozession, festlich gekleidet, zogen die von dem Hohenpriester beauftragten Städter den Truppen entgegen und begrüßten sie mit freundlichem Gruße.

Der Gruß wird von den Soldaten nicht erwidert.

Dadurch beleidigt, schmähen einige Unbesonnene in lauten Worten den Prokurator.

Der kommandierende Offizier heißt die Soldaten blank ziehen und sich aufs Volk werfen. Letzteres wird von einer Panik ergriffen und flieht, verfolgt von den Soldaten, den Thoren zu. Der Durchgang des Thores verstopft sich durch Leute, welche beim unsinnigen Gedränge fallen. Mit elementarer Gewalt drängen neue Flüchtlinge die Vorstehenden nieder. Hunderte werden zertreten, die Rücken der Fliehenden bieten sich selbst dem Schwerte der Soldaten, von dem die wehrlosen Flüchtlinge auch getroffen werden. Ein Teil des

Volkes ermannt sich und wirft sich den Truppen entgegen, wird aber von diesen in die inneren Straßen zurückgetrieben, wobei das Militär in die Stadt eindringt. Der Straßenkampf wird heftiger. Auf die Köpfe der eindringenden römischen Söldner regnet es Steine von allen Dächern.

Einmal ausgebrochen wird der Aufstand in allen Stadtteilen allgemein und Gessius schließlich aus der Stadt gedrängt. Doch ist es ihm gelungen, die Garnison der Burg Antonia durch eine Cohorte zu verstärken. Mit dem ihm gebliebenen Rest der Mannschaft muß er sich nach Cäsarea zurückziehen.

Die offene Rebellion der Juden, die der Prokurator so sehnlichst erwünscht hatte, war nun da. Seine eigene Angelegenheit mußte dadurch eine günstigere Wendung nehmen.

Die Volkserregung in Jerusalem war eine so intensive, daß man den höchst thörichten und unsinnigen Beschluß faßte, die herkömmlichen, täglichen Opferdarbringungen für den Cäsar und das römische Volk vollständig einzustellen. Dieser unheilvolle Schritt mußte gleichbedeutend einer Deklaration des völligen Abfalles von Kaiser und Reich erscheinen.

Gessius hätte Freudenthränen vergießen mögen, als er nach Antiochia und Rom von diesem Schritt der Juden berichtete. In seinem Berichte war das Treiben der Städter in den denkbar schwärzesten Farben gezeichnet.

An die Spitze der ausgebrochenen revolutionären Bewegung in Jerusalem stellte sich Eleazar, ein Enkel des Hohenpriesters Joseph, ein fanatischer und tyrannischer Charakter.

Die Friedenspartei that alles Mögliche, um Herrin der Bewegung zu werden, mußte aber weichen und sich schließlich dem Terrorismus der Aufständischen fügen. Diese hatten sich in den Besitz des Tempelberges gesetzt und bestürmten von da aus die Burg Antonia, die ihnen schließlich auch in die

Hände fiel. Schritt vor Schritt kämpfend, zog sich die römische Garnison zur Königsburg zurück, die für sich, wie bereits erzählt worden, eine starke Veste vorstellte. Doch da die römische Mannschaft nach allen Verlusten bereits gering an Zahl geworden und nicht im stande war, die ausgedehnte Befestigungslinie der Veste mit ausreichenden Kräften zu bewachen, besetzte sie nur die drei festen und hochragenden Wachttürme, deren wir in früheren Kapiteln erwähnten, und suchte von da aus die Belagernden abzuwehren. Sie hielt sich wacker und tapferkämpfend, auf Ersatz leider vergeblich hoffend, bis es an Wasser und Proviant zu fehlen begann.

Eleazar versprach den römischen Kriegern freien Abzug nach Cäsarea, wenn sie die Waffen strecken und sich ergeben würden. Durch Hunger und Durst gezwungen, kapitulierte die Mannschaft.

Als aber die Soldaten, von den Türmen herabgestiegen, ihre Waffen übergaben, wurden sie umzingelt und bis auf den letzten Mann von den Rebellen treulos niedergemacht. Nach diesem ruchlosen Vertragsbruch flatterte frei über Stadt und Land das blutige Banner des Aufstandes.

Während dieser Zeit traf in Jerusalem König Agrippa II. ein, der auf der Reise nach seiner Residenz begriffen war. Er berief eine Volksversammlung, doch vergebens erschallte seine Friedensstimme auf dem schönen Markte der Oberstadt. In langer, vortrefflicher Rede, die uns erhalten geblieben, bewies er dem Volke die Unsinnigkeit und Hoffnungslosigkeit, mit der römischen Weltmacht einen Krieg mit glücklichem Ausgang zu führen.

„Wenn der Prokurator euch drückt — sprach er unter anderm — so thut es doch nicht der Kaiser, der nichts von solchem Drucke weiß. Weshalb wollt ihr denn den Krieg gegen den Kaiser?! . . . Wollt ihr euch die Freiheit er-

obern? Nun, eure Vorfahren waren mutiger und tüchtiger als ihr und konnten doch nicht den Römern widerstehen.

Athen besiegte zwar den Xerxes, erhält jetzt aber seine Befehle von Rom. Auch viele andere Völker, die von noch größerem Freiheitsdrange beseelt waren und sind, als ihr, fügen sich der Herrschaft Roms. Haltet ihr allein denn es für eine Schmach, der Macht unterworfen zu sein, zu deren Füßen die Welt liegt?!

Habt ihr denn keinen Maßstab für Roms Größe und eure eigene Schwäche?!

Während beinahe alle Völker unter der Sonne sich vor den Waffen der Römer beugen, wollt ihr allein mit ihnen Krieg führen! . . . Durch den Krieg werdet ihr die Verfolgung der Römer auch auf eure Landsleute ziehen, die friedlich in anderen Ländern wohnen. Die Römer aber werden die heilige Stadt Davids in Asche legen und euer ganzes Geschlecht vertilgen!"

Die Rede Agrippas war zutreffend und wahr. Das Volk antwortete mit einer rohen Beschimpfung des Königs. Kaum gelang es ihm lebend die Stadt zu verlassen. Hinter ihm loderte sein hasmonäischer Palast in Flammen auf, von dem wütenden Volke in Brand gesteckt.

Von der Kriegspartei fanatisiert blieb das Volk beim Entschlusse, mit der römischen Weltmacht um seine politisch-religiöse Freiheit Krieg zu führen.

Unterdessen hatte Gessius in Cäsarea, die Partei der Hellenen in Angelegenheit obenerwähnter Synagogenbeschimpfung nehmend, ein blutiges Strafgericht gehalten, dem 20000 Juden zum Opfer fielen.

Das Hinschlachten so vieler Unschuldiger hatte die blutigsten Repressalien zur Folge. Wo nur römische Söldlinge in Garnison lagen, wurden sie von Volksmassen um-

stellt und niedergemacht, wo nur ein Römer oder Römisch-gesinnter vereinzelt sich zeigte, fiel er dem tötlichen Mordstahl zum Opfer.

Andererseits rief die verräterische Abschlachtung der tapferen römischen Cohorte in Jerusalem eine unbeschreibliche Entrüstung in allen römischen Landen hervor. Wütende Rache flammte gegen die jüdische Nation auf und traf vollständig unschuldige Repräsentanten derselben. In vielen Städten außerhalb Palästinas und in den hellenistischen Städten innerhalb dieses Landes richtete man unter den Juden ein schreckliches Blutbad an. Den Anfang machte die Freistadt Skythopolis, wo 13000 Juden ihr Leben lassen mußten. Hiermit war gleichsam ein Signal für andere hellenistische Städte gegeben, gegen den jüdischen Teil der Bevölkerung vorzugehen. Maßgebend waren hierbei nicht allein Rachsucht und alter nationaler Haß, sondern vorzugsweise gemeine Raubsucht, da die jüdische Bevölkerung durch sparsame, nüchterne und thätige Lebensweise meist überall zu einem gewissen Wohlstande gekommen war.

In Alexandria, wo die Juden seit Alexander des Großen Zeiten mit Hellenen gleiche bürgerliche Rechte besaßen und den Ehrennamen „Makedonier“ führten, herrschte seit alter Zeit zwischen Hellenen und Juden großer Zwist und Haß. Dieser flackerte jetzt zur hellen Flamme auf. Unselige Ereignisse kamen dazu. Wie in Cäsarea waren auch hier bei einem Ereignisse die Juden von den Griechen zuerst beschimpft worden und suchten daher eine Gelegenheit zur Ausübung ihrer Rache. An einem heidnischen Festtage, an welchem die gesamte nichtjüdische Bevölkerung im Amphitheater einer Festvorstellung beiwohnte, suchten die Juden das Theater in Brand zu stecken, wurden aber daran durch einschreitendes Militär verhindert. Als die Hellenen von diesem teuflischen Vorhaben hörten, rächten sie sich durch ein

unerhörtes Blutbad. Innerhalb weniger Stunden waren 50000 Juden umgebracht. Die Mörder traten unbehindert in den Besitz von Hab und Gut der Unglücklichen.

Die Berichte des Gessius Florus, welcher die Situation in Palästina gar bedrohlich für die Römer dargestellt hatte, veranlaßten Cestius Gallus, den Legaten von Syrien, zur Unterdrückung der Empörung in Palästina mit allen nur verfügbaren regulären Truppen einzurücken. Zu letzteren kamen noch 13000 Mann irregulärer, d. h. Hilfstruppen der Vasallenfürsten. Beim Einmarsch ins Land wurden sofort die friedlichen Einwohner der Grenzdistrikte niedergemetzelt, die noch keine Ahnung davon hatten, daß in Jerusalem der Krieg ausgebrochen sei, alle Dörfer und Städte, die am Wege des Heerzuges lagen, geplündert und eingeäschert. Auf solche Verwüstung friedlicher Ortschaften antworteten die Juden durch Bildung von patriotischen Guerillabanden, welche sich in allen galiläischen Bezirken formierten und nicht nur römische Streifpatrouillen überfielen, sondern auch römischgesinnte Juden niedermachten.

Unter Morden und Verheeren des Landes rückte Cestius Gallus langsam bis Jerusalem vor und bezog außerhalb der Stadt ein Lager, das er stark befestigte, während er alle Anstalten unterließ, sich schnellmöglichst in den Besitz der Stadt zu setzen. Zu diesem strategischen Verhalten hatten ihn indirekt Intrigen des Gessius veranlaßt. Der Prokurator, dem nur ein längerer Krieg erwünscht war, befürchtete, die Empörung der Juden könnte, gegen seinen Wunsch, zu schnell erstickt werden. In heimlichen Unterredungen mit den Anführern der Legionen, d. h. mit den Regimentskommandeuren, stellte er diesen fälschlich vor, daß man mit einer so geringen Macht, wie sie dem Legaten zur Verfügung stehe, Jerusalem unmöglich stürmen und einnehmen könne, denn in der Stadt

lägen mehr denn hunderttausend fanatisierter Krieger, von denen jeder mit Todesmut kämpfen werde. Käme es dazu, daß das römische Heer bei einem einzigen Sturme aufgerieben werden würde, so sei Palästina auf lange Jahre den Römern verloren und andere asiatische Grenzvölkerschaften würden, durch das Beispiel der Juden verleitet, sich ebenfalls erheben und den römischen Waffen Trotz zu bieten versuchen.

Da diese listigen Vorstellungen des Gessius mit klingenden Beweisgründen unterstützt wurden, fanden sie nötiges Gehör. So kam es, daß die Chefs der einzelnen Truppenabteilungen sich einstimmig gegen die sofortige Bestürmung aussprachen und rieten, zunächst beträchtliche Verstärkungen heranzuziehen, bis dahin aber den Krieg in Landstriche hineinzutragen, welche noch nicht verwüstet seien und daher den Truppen die Möglichkeit zum Unterhalt und Beutemachen geben könnten.

Diesem Vorschlage folgte der Legat. Er beschloß eine Dislokation des Heeres aus dem verheerten Gebiete von Jerusalem und zog ab.

Der Abzug fachte leider die Hoffnung der verblendeten Jerusalemer frisch an. Die Rebellen verbreiteten die Meinung, Gott Jahve selbst habe die Widersacher vertrieben; er würde auch fürderhin für Israel streiten.

Das Volk, das durch die eingebildete Mitwirkung Gottes sich stolz gehoben fühlte, griff nun selbst zur Offensive und begann die Römer zu verfolgen. Jüdische Kriegerscharen, gut bekannt mit den topographischen Verhältnissen der Heimat, eilten dem römischen Heere auf Umwegen voraus, besetzten Pässe und Höhen, welche die engen Hohlwege der Heerstraße beherrschten und überfielen von hier aus die Römer. Diesen letzteren wurde in der That aufs übelste mitgespielt, namentlich in den Hohlwegen, wo weder Reiter noch Fußsoldaten kämpfen konnten, während die Feinde von

den Höhen herab Steinmassen auf sie niederschleuderten. Hier wurde die größere Masse des römischen Heeres aufgerieben, der Rest rettete sich durch eiligste und nicht unschimpfliche Flucht. Die Rebellen aber machten ungeheure Beute. Das auf der Heerstraße zurückgelassene Kriegs- und Belagerungsmaterial der Römer kam ihnen später sehr zu statten.

Die rückkehrenden jüdischen Krieger wurden mit Jubelhymnen empfangen. Ganz Jerusalem befand sich in einem unbeschreiblichen Siegestaumel.

Der „Sieg“ über die Römer galt allen als sicheres Zeichen, daß Zebaoth, der Herr der Heerscharen, fest und treu zur israelitischen Sache stehe und nimmer sie fallen lassen würde. Anderes sei ja auch gar nicht denkbar, denn die Befreiung vom Römerjoche diene doch nur zum Besten und zur Ehre Jahves, folglich sei Gott verpflichtet, seinerseits auch etwas zur Sache zu thun. Sicher werde er starke Hilfe senden! — So rechnete das Volk.

Der vorübergehende Kriegserfolg entflammte die Begeisterung der Bevölkerung auch in den Provinzen. Hier glaubte man ebenfalls, daß Gott selbst, vom Himmel aus, die Sache der Befreiung vom Römerjoche leite.

Wer sich gegen diesen Wahn aussprach, ward geächtet, wer zur besonnenen Vorsicht riet, verhöhnt und beschimpft. Im Volksbewußtsein wucherte wieder üppig empor die Idee vom siegreichen Messias, welcher das römische Weltreich zerstören sollte. Alles Geschehene sah man nur als Vorboten, Vorzeichen der bevorstehenden Ankunft des Messias an und Schriftgelehrte fanden die gegebene Zeit in den heiligen Schriften vorgezeichnet.

Und so ward das ganze Land siegestrunken und voll jubilierender Hoffnung. Es waren das Symptome einer

politisch-religiösen, unheilbaren Psychopathie, die zuletzt auch auf die nüchtern denkenden Leute ansteckend wirkte.

Doch traf man immerhin auch Verteidigungsmaßnahmen. In Jerusalem konstituierte sich ein Zentralkomitee zur Landesverteidigung, welches in ganz Palästina den Aufstand organisierte. In die einzelnen Landesteile wurden angesehene Männer als Bevollmächtigte gesandt, welche an Ort und Stelle die kriegerischen Maßnahmen leiten sollten. In die wichtige Provinz Galiläa wurde Josephus Flavius abkommandiert, welcher nachher die Geschichte dieses Krieges geschrieben hat und uns als Gewährsmann dient. In Galiläa formierte er zunächst eine Landwehr nach römischem Muster, die er taktisch tüchtig ausbilden und an strenge militärische Disziplin gewöhnen ließ. Dabei war er auch darauf bedacht, Ordnung in die inneren Verwaltungsverhältnisse zu bringen. Er schuf einen Provinzialsenat, dem die ebenfalls neugeschaffenen Bezirkssenate unterstellt wurden. Die Lokalbevölkerung mußte aus der Zahl der angesehensten und tüchtigsten Männer die Glieder und Spitzen der Senate wählen. Diesen wurde auch die Erhebung von Steuern aufgelegt.

Opferwillig gab das Volk die nötigen Mittel her zum Bau neuer starker Festungen, zur besseren Befestigung von Städten und Dörfern, zur Anschaffung von großen Vorräten von Proviant- und Kriegsmaterial.

In solcher Weise rüstete man sich in Galiläa, wo Josephus sich als ein vorzüglicher umsichtiger und energischer Führer und Organisator bewährte. Ähnlich ging man auch in andren Provinzen vor.

Jerusalem selbst war die offene Arena, auf der sich der zügelloseste Römerhaß frei tummeln konnte. Die Mahnrufe zur politischen Ernüchterung waren längst verhallt. Die Christen, die römischgesinnten und viele intelligente Leute,

welche das kommende Elend voraussahen, verließen die Metropole. Der Plebs hatte die Exekutivgewalt dem Priesteradel entrissen und sich auf seine Weise zum Kriege vorbereitet. Zum nächsten Frühjahr — des Jahres 67 n. Chr. — war der Anzug der Römer gegen die alte Davidsstadt bestimmt zu erwarten.

In Rom, wo man über den wahnwitzigen Abfall des winzigen Ländchens höchst empört war, beschloß man, den weltbekannten Fanatismus der Juden ein für allemal zu brechen; mit schnellen, energischen Schlägen wollte man das aufrührerische Land so hart treffen, daß in Zukunft neue Aufruhrgelüste unmöglich wären.

Dazu bedurfte es aber eines vorzüglichen Heerführers. Des Kaisers Nero Wahl fiel auf den energischen Vespasianus, einen alten bewährten Kriegshelden. Diesem wurde der Auftrag zu teil, Palästina zur gesetzlichen Ordnung zurückzuführen.

Vespasian machte sich auf den Weg, zunächst nach Antiochia, wo er den Befehl gab, von allen Seiten reguläre römische Truppen sogar auch die in Ägypten stationierten Legionen zusammenzuziehen. Letztere sollte sein Sohn Titus nach Palästina führen.

Noch ehe Titus mit ihnen anlangte, war Vespasian bereits in Ptolemais eingerückt, von wo er 6000 Mann nach Sepphoris warf, der Nachbarstadt Nazareths, deren heidnische Bevölkerung um schnellere Besetzung dieses festen, strategischen Platzes gebeten hatte. Diese Festung konnte nun für die bevorstehenden militärischen Operationen als sichere Basis dienen.

Mit 60,000 Mann römischer regulärer Truppen und mit den Hilfstruppen des Agrippa II. und anderer Vasallenfürsten, drang Vespasian ins Innere des Landes vor, und ward in kurzer Zeit Herr von Galiläa, in welchem nur

einige wenige Festungen etwas länger dauernden Widerstand leisteten.

In einer solchen Festung hielt sich der Führer der galiläischen Rebellen, Josephus, eine geraume Zeit, bis er doch schließlich den Platz den stürmenden Römern überlassen mußte. Während der Einnahme der Festung barg sich der Rebellenfeldherr und spätere Historiker mit einigen anderen Kriegern in eine versteckte unterirdische, ziemlich geräumige Zisterne. Die Flüchtlinge schworen feierlichst einander zu, sich nicht dem Feinde lebend zu ergeben, sondern sich zu töten. Die Reihenfolge sollte durch das Los bestimmt werden. Jeder sollte den Vorangehenden erstechen, um selbst von dem Nachfolgenden getötet zu werden. Der letzte aber sollte sich selbst erstechen.

Josephus als Anführer leitete die Auslosung, wobei der, vielleicht von ihm selbst ein wenig „korrigierte" Zufall es wollte, daß das letzte Loos auf ihn fiel. Als nun alle seine Vordermänner erstochen waren, fand er es zwecklos, sich zu töten und ergab sich den Feinden.

Vor Vespasian geführt, verstand er es, seine männliche Würde kühn zu wahren, spielte sich sogar theatralisch als Abgesandter des jüdischen Gottes Jahve auf und bat als solcher den römischen Feldherrn um eine geheime Unterredung, die von dem neugierig gewordenen Vespasian auch gewährt wurde.

Der listige Jude eröffnete nun dem ehrgeizigen Römer in hochtrabendem, effektvollem Tone, Gott Jahve lasse ihm durch des Josephus Mund verkünden, daß er ihn gar bald zum Kaiser des Weltalls machen werde.

Vespasian ward bestürzt, fühlte sich danach geschmeichelt und konnte zuletzt seine Freude nicht verbergen. Als umsichtiger Mann ließ er zwar den Rebellenführer in der Ge-

fangenschaft, behielt ihn aber um sich und ward ihm ein gnädiger, wohlgesinnter Herr, als die „Prophezeiung“ wirklich in Erfüllung ging.

Bis zum Herbste des Jahres 67 wurden alle Festungen in den nördlichen Landstrichen Palästinas eingenommen und die römischen Truppen konnten nun in aller Ruhe Winterquartiere in Cäsarea und Skythopolis beziehen.

Im Winter dieses Jahres brach innerhalb Jerusalems Mauern ein blutiger Bürgerkrieg aus. Die Demagogie stürzte das Zentralkomitee, das sie für alle Verluste verantwortlich machte, und ergriff selbst die Exekutivgewalt. Infolgedessen erhob sich ein erbitterter Parteikampf, bei welchem die ersten Familien des Priesteradels hingemordet wurden.

Und nun regierte die Hefe des Volkes, die sich sogar soweit verfing, einen ihrer Brüderschaft, einen verworfenen, berüchtigten Mann, zum Hohenpriester zu ernennen. Johannes, der Anführer einer Schar fanatischer Geheimbündler (Zeloten) ward Führer der Volkspartei. Gewaltsam nahm er den Tempelberg ein und verschanzte sich im Tempel selbst.

Die Gegenpartei, welche aus religiösen Gründen sich scheute, den Tempel zu stürmen, mußte sich darauf beschränken, mit den Zeloten zu kämpfen, sobald sie sich außerhalb der Tempelmauern zeigten. Die Zeloten riefen zu ihrer Verstärkung die halbwilden räuberischen Bewohner des bergigen Idomäa herbei und rieben mit letzterer Hilfe die aristokratische Partei vollständig auf. Nun war Johannes der unumschränkte Diktator von Jerusalem.

Die wenigen Christen, die bisher in Jerusalem noch ausgeharrt hatten, beeilten sich, der Weisung des Herrn eingedenk, die unglückliche Stadt zu verlassen. Die meisten zogen nach Peräa und siedelten sich bei Pella an.

Da ganz Palästina, mit Ausnahme Jerusalems, wieder

in der Gewalt der Römer war, hätte man mit der Einnahme der Stadt den römisch-jüdischen Krieg für beendet halten können. Ein minder umsichtiger Feldherr wie Vespasian hätte versucht, die Stadt mit Sturm zu nehmen, um desto schneller sich die Lorbeeren des Siegers aufs Haupt zu drücken. Vespasian aber stand von einer Erstürmung ab. Wozu sollte er seine Truppen aufopfern, da es doch wahrscheinlich war, daß die Belagerten bei ihren wütenden Parteikämpfen sich gegenseitig niedermetzeln würden!

Zu dieser strategischen Rücksicht kam noch die politische. Im Juni d. J. 68 ward nämlich im Feldlager der Tod des Nero bekannt, Vespasian aber glaubte von dem neuerwählten Kaiser Galba erst spezielle Verhaltungsbefehle abwarten zu müssen.

Unterdessen führte Johannes mit seinen Zeloten und raublustigen Idomäern in Jerusalem eine entsetzliche Tyrannenwirtschaft fort. Ein Teil der geknechteten Bürgerschaft rief gegen diese Tyrannei einen gewissen Simon, den Anführer einer Bande, zu Hilfe, welche durch kühne Raubzüge zu trauriger Berühmtheit gelangt war.

Simon rückte mit seiner Räuberhorde in die Stadt, installierte aber ebenfalls eine Tyrannenwirtschaft, die in keiner Weise hinter der des Johannes zurückstand.

Und so hausten nun in Jerusalem statt des einen, zwei Schreckensmänner, die zwar sich gegenseitig befehdeten, in gleicher Weise aber den friedlichen, ruhigen Teil der Städter brandschatzten.

In Rom war unterdessen Kaiser Galba ermordet worden. Am 1. Juli des Jahres 69 wurde der Oberfeldherr Vespasian von den in Ägypten stationierten Truppen zum Kaiser ausgerufen und bereits Mitte Juli vom römischen Orient als solcher anerkannt.

Vespasian übergab den Oberbefehl in Palästina seinem Sohne Titus und eilte nach Rom.

In Jerusalem hatte sich schließlich noch eine dritte Schreckenspartei gebildet. Ein Teil der Zeloten nämlich fiel von der Parteigenossenschaft des Johannes ab und konstituierte sich selbstständig unter Führung eines gewissen Eleazars, der im inneren Tempelhofe feste Stellung nahm, während Johannes sich im äußeren Hofe und auf dem Tempelberge verschanzt hielt. In der inneren Stadt und in der Königsburg hauste Simon.

Diese drei Parteien wüteten gegen einander; Mord und Brand pausierten nicht einmal während der Sabbatruhe. Da kam das Passahfest des Jahres 70 n. Chr.

Die Parteien waren übereingekommen, für die Zeit des Festes den Kampf ruhen zu lassen.

Als aber Eleazar die inneren starken Tempelthore öffnen ließ, damit das Volk zum Gottesdienste kommen könnte, drang Johannes wortbrüchig mit seinen bewaffneten Scharen hinein und machte Eleazar und dessen ganzen Anhang nieder. Am großen Brandopferaltar, ja in den geheiligten Räumen des eigentlichen Tempels selbst, im Raume des Allerheiligsten wurde gemordet. Und das alles zur Festzeit!

So wüst es in der Stadt selbst aussah, so verödet zeigte sich auch die einst so üppige farbenprangende Umgebung von Jerusalem. Überall sah man nur nackte Felshöhen, denn alle Erde war abgegraben und zum römischen Lager geführt, um Schanzen herzustellen, alle Wein- und Fruchtgärten waren niedergelegt, alles Holz für den Gebrauch des Lagers verwandt; verschwunden war auch der herrliche Zedernwald auf dem Ölberge. Seine mächtigen Stämme waren zu Belagerungsmaschinen verarbeitet worden.

Die traurigste Wüstenei umgab nun die Stadt. Einiges

Leben brachten in dieses trostlose Landschaftsbild die langen Zeltreihen des römischen Lagers und die vielen hohen Gerüste der Schleudermaschinen, welche unaufhörlich auf die Außenseite der Stadtmauern große Felsblöcke warfen.

Josephus Flavius wurde einigemal in die Stadt als Friedensvermittler gesandt, doch ohne Erfolg. Das letzte Mal, als er seine Landsleute zum Frieden zu überreden suchte, ward er als Verräter und Abtrünniger beschimpft und entging mit Mühe der Steinigung. Die Bevölkerung wollte nichts von Unterhandlungen mit den Römern wissen und erwartete täglich die Ankunft des Messias, verführt durch die Vorspiegelungen einiger irrsinniger, fanatischer und ekstatischer Schwärmer, welche diese Ankunft prophezeiten. So ward die falsch aufgefaßte messianische Idee der Stadt und dem Lande zum Verhängnis. Sie hielt die Hoffnung auf die Hilfe Gottes wach, sie begeisterte alle Parteien zur bewunderungswürdigen, todesverachtenden Verteidigung der Außenmauer. Kurz sie fanatisierte das Volk zum wahnwitzigsten Widerstande, die inneren Parteikämpfe aber vermochte sie nicht zu beseitigen. Diese dauerten im Innern der Stadt, auch dann noch fort, als bereits hohlwangiger Hunger durch alle Gassen ging und zahllose Opfer forderte.

Endlich konnten die Belagerer zum Sturme schreiten, als die Stadtmauern unter der Wucht ununterbrochen von den römischen Wurfmaschinen geschleuderter gewaltiger Projektile an vielen Stellen schon geborsten waren. Manche große Steinblöcke der Grundmauern waren bereits aus ihren Fugen geraten.

Am Tage des Sturmes eroberten die Römer in hartem Ringen zunächst Teile der inneren Stadt, dann den Tempelberg, zuletzt den Tempelplatz. Die Juden kämpften mit Todesverachtung und wichen nur Schritt für Schritt vor

den kriegserfahreneren römischen Kriegern zurück. Um das Heiligtum des Jahve, im innersten Tempelhofe, wogte der Kampf am zähesten und erbittertsten.

Unter Titus persönlicher Führung drangen die Römer bis zum Tempel vor. Mit dem römischen Schwerte ging aber auch die Brandfackel einher. Während des wilden Kampfes wirft ein Soldat die Feuerfackel in das Innere des Allerheiligsten. Es entflammt sich.

Titus, der den herrlichen Bau retten möchte, dringt persönlich in das rauchende und brennende Innere hinein und trifft Anordnungen um das Feuer zu ersticken. Doch umsonst! Vom Kampfgetöse werden seine Befehle überhört oder mißverstanden und von außen her war es einigen Soldaten bereits gelungen, das Zederngebälk, welches das Dach trug, in Brand zu stecken. Die Flammen greifen schnell um sich und bald lodert das Tempelgebäude auf.

Krachend stürzen die Mauern ein.

Jahves einziges Heiligtum war an demselben Monatstage, dem 5. August des Jahres 70 n. Chr. zum Aschenhaufen geworden, an welchem einst der salomonische Tempel von den Babyloniern eingeäschert worden war (5. August 588 vor Chr.).

Mit dem Tempel war auch der ganze Reichtum an Edelmetallen und Edelsteinen, welche von der Bevölkerung in den unterirdischen Schatzkammern des Tempels in Sicherheit gebracht worden waren, verloren.

In dem westlichen Teile der Stadt, in der Veste der herodianischen Königsburg, wo sich die Reste der jüdischen Streiter festgesetzt hatten, dauerte der Widerstand und Kampf noch fort, bis es erst im Septembermonat dem Titus gelang, endlich Herr der ganzen Stadt zu werden.

Was von der Bevölkerung nicht bereits vom Hunger

und Schwerte dahingerafft war, wurde von den römischen Soldaten hingeschlachtet, nur gegen 97000 junger kräftiger Leute schonte man, um sie für zukünftige Festspiele zu reservieren. Solches war nötig, denn nach Beendigung des Krieges veranstaltete Titus eine Menge großartiger festlicher Schauspiele, bei denen die Gefangenen wilden Tieren vorgeworfen wurden oder in der Rolle von Gladiatoren sich gegenseitig abschlachten mußten.

Während der ganzen Dauer der Belagerung hatten die Juden gegen eine Million Toter gehabt.

Über den unsinnigen Widerstand der Juden empört, ließ Titus die Stadt vollständig zerstören und dem Erdboden gleich machen. Stehen ließ er nur die drei gewaltigen Wachttürme Phasael, Hippicus und Mariamne. Zukünftigen Geschlechtern sollten sie als unvergängliche Zeugen des Ruhms dienen, den er, Titus, durch Niederwerfung Jerusalems glaubte sich erworben zu haben! —

Das war das Ende der Stadt, die schon Jahrhunderte vor Eroberung Palästinas durch die Juden als Sitz einer mächtigen ägyptischen Statthalterschaft bedeutungsvoll gewesen war, zu Davids und Salomons Zeiten aber sich eines stolzen Klanges im ganzen Orient gerühmt hatte.

Der Augenzeuge von Jerusalems Fall und Historiograph des römisch-jüdischen Krieges ruft bei den Schilderungen der grausigen Ereignisse wehklagend aus:

„Keine Stadt hat jemals so viel zu erdulden gehabt, und kein Geschlecht hat es jemals in der Schlechtigkeit soweit gebracht, wie Jerusalem und seine letzten Bewohner.“

Das einst reichblühende Palästina war zur Einöde geworden, denn in der Provinz hatte das römische Schwert ebenso hart gewütet wie in der Metropole. Die gesamte Jugend unter 17 Jahren wurde in die Sklaverei geschickt.

Kaiser Vespasian machte das ganze Land zum kaiserlichen Kammergute, das er auf seine eigene Rechnung verwalten ließ. Die Verwüstung war so gründlich geschehen, daß die 800 römischen Veteranen, welchen man in der Umgebung Jerusalems Land angewiesen hatte, nur mit großer Mühe ihr Leben fristen konnten.

Die Tempelsteuer, die jeder Israelit, in welchem Lande er auch wohnen mochte, zu entrichten hatte, mußte fortan auch von jedem Juden des römischen Reiches gezahlt werden, doch — zum Besten des Tempels des kapitolinischen Jupiters!

Sechzig Jahre hindurch lag die einst so schöne Stadt als ein gigantischer Schutthaufen da, in dem es unmöglich war, sich topographisch zu orientieren. Dann wurde auf dem geweihten Boden Jerusalems eine römische Kolonie angelegt, und wo einst der Tempel Jahves ins Land hineingeleuchtet, stand jetzt ein stolzer Tempel des kapitolinischen Jupiters. Den Juden aber war es bei Todesstrafe verboten, die neue Kolonie und deren Bezirk zu betreten.

Als einst die Jünger Jeschuas, in ihres Meisters Gegenwart, mit patriotischem Stolze die Herrlichkeit und Uneinnehmbarkeit der Stadt Jerusalem priesen, da weissagte der Herr in wehmütigem Tone, daß nicht ein Stein auf dem andern gelassen werde, der nicht zerbrochen worden, daß die Stadt von den Heiden würde zertreten, daß die Einwohner durch die Schärfe des Schwertes fallen und unter alle Völker in die Gefangenschaft abgeführt werden würden.

Seit jener Prophezeiung waren erst 40 Jahre vergangen und bereits war sie in vollem Umfange, Titel für Titel in Erfüllung gegangen.

Tausende der Landeseinwohner waren in die Sklaverei

in alle Länder hin verkauft worden. Aus ihrem Gefüge gerissen, lagen die mächtigen Quadern der Grundmauern Jerusalems zerbrochen da. Der stolze Tempel war verschwunden, die Stadt ein einziger mächtiger Schutthaufen, an dessen westlichem Rande drei einsame hochragende Türme in die verödete Landschaft hineinblickten. Zwei von ihnen stehen noch heutzutage, Zeugen jener Zeit, als der historische Christus auf jener Stätte weilte.

Dornen- und Distelgebüsch wucherte aus dem Schutte des Tempels hervor und, wo einst Psalmenhymnen zum Himmel gestiegen waren, erschallte das Geheul hungriger Schakale.

Das waren die natürlichen logischen Folgen der Verwerfung des wahren Messias, der vom Himmel herabgekommen war, um nur ein geistiges Gottesreich zu gründen; Folgen des Beharrens der Epigonen beim irrigen, von national-politischen Vorstellungen durchsetzten Messiasglauben!

Jetzt ist das jüdische Volk über alle Länder der Erde verstreut. Überall wird es, wegen mancher, von den Urvätern ererbter unsympathischer Eigenschaften mißachtet und verachtet, gehaßt und angefeindet, ohne daß die dem Volke innewohnenden guten Eigenschaften gerechterweise berücksichtigt werden.

Und doch sollte die Christenheit Mitleid mit diesem Volke, seines tragischen Geschickes wegen haben.

Liegt nicht tiefe Tragik darin, daß das jüdische Volk Jahrhunderte hindurch treu und fest seines Messias harrt und, als derselbe endlich auf Erden in der menschlichen Gestalt des Rabbi Jeschua ben Joseph erscheint, ihn verkennt und, unter dem Drucke einer falschen Auffassung der messianischen Idee, verwirft und daß das Nichtverstehen des

Wesens der messianischen Mission noch heutzutage das Volk auf seinen Messias warten läßt!!

Liegt nicht eine tiefe Tragik darin, daß es einst das vor allen Völkern der Erde bevorzugte und erwählte Volk Gottes war, dieser Stellung mit Einbuße seiner nationalen Selbständigkeit und des Heimatlandes verlustig ging, und nun als Fremdling unter den Völkern umherirren muß, sich begnügend mit dem Zerrbild des Altmosaismus, in kalter talmudischer Moral verknöchert, ohne Tempel, ohne Priesterschaft, ohne religiöse Faktoren, welche dem verzweifelnden Geiste lebendige, neubeseligende Kraft, der ermatteten Seele neuen, höheren Schwung geben könnten!!

Fürwahr, ein unglücklicheres Volk mit mehr tragischem Geschick, als das jüdische, hat es auf dem Erdkreise nimmer gegeben!

Und doch hat gerade dieses Volk sich ein unsterbliches Verdienst um das Menschengeschlecht erworben: Unter unsäglichen Leiden und Verfolgungen, Jahrhunderte hindurch, die Zeit des wüstesten Heidentums hindurch — hat es das Glaubensbanner des einigen, lebendigen, über Erde und Himmeln waltenden Gottes hochgehalten und hat den Boden fertiggestellt, auf dem die Saat des Christentums reich emporsprießen konnte.

Ist es da nicht an der Zeit, daß das Christentum, die Religion der Gottes- und Nächstenliebe, seine Anhänger so weit beselige, daß sie bereit werden, Nächstenliebe auch an dem jüdischen Volke zu üben und ihm freundlich und vorurteilsfrei die Bruderhand zu reichen, statt seiner sich zu erwehren?!



Öttingen, Prof. Dr. **A. v., Goethes Faust.** Erster u. zweiter Teil. Text und Erläuterung in Vorlesungen. Brosch. M. 6.—.

A. v. Öttingen giebt den vollständigen Text durchwoben von den Erläuterungen, die auf einer fleißigen eigenen Forschung, wie auf der Durchforschung der bislang von der Kritik gewonnenen Resultate beruhen. Er basiert namentlich auf der Einheitsidee des ganzen Gedichtes und schließt sich darin wesentlich Kreyßig an. Der Verfasser schreibt für ein großes Publikum, setzt bei ihm nichts voraus, sondern entwickelt ihm bis ins einzelne den Gedankengang und erklärt, was nur irgend einer Erklärung zu bedürfen scheint, so daß der an das große Gedicht Herantretende nicht ohne viele Belehrung und Anregung zu eigenem Denken diesen Kommentar benützen wird. (Über Land und Meer.)

Renatus, Johs., Der Graf von Wertheim. Histor. Erzählung aus der Reformationszeit. 30 3/4 Bogen. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

Nur wenigen ist wie Renatus die Gabe verliehen, in edler und doch volkstümlicher Form so frisch und fesselnd zu erzählen, daß man sich nur schwer von seinen Büchern trennt. Auch diese neueste Erzählung ist in hervorragender Weise ausgezeichnet durch alle die Vorzüge, welche Renatus so schnell einen großen Freundeskreis gewinnen halfen.

— —, **Rudolf von Vargula,** der Schenk zu Saaleck. Ein Lebensbild aus d. 13. Jahrhundert. 2. Aufl. M. 4.50, eleg. geb. M. 5.70.

Der Roman, der sich an alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft wendet, der die höchsten fürstlichen Kreise wie das bescheidene Heim des Arbeiters schildert und dessen Gestalten mit so unmittelbar wirkender Lebenswahrheit gezeichnet und durchgeführt sind, daß wir sie nimmer vergessen, empfehlen wir als ein wahrhaft deutsches Volksbuch. (Hamb. Korrespondent.)

— —, **Gesellige Stunden für Jung und Alt.** Lustspiele, Deklamationen, leb. Bilder ꝛc. 1893. M. 3.—, eleg. geb. M. 3.60.

Wer des Verfassers köstlichen, kernigen Humor kennt, weiß, daß er ganz besonders befähigt ist, auch schriftstellerisch für gesellige Unterhaltung zu wirken. Seine schöne Gabe, einen Kreis froher Menschen zu beleben, edel und dabei doch fröhlich zu unterhalten, hat ihm viele Freunde erworben, und wir sind überzeugt, daß diese neue Gabe seinen Freundeskreis vermehren wird. (Leipz. Ztg.)

Esther. Eine Selbstbiographie von **R. N. Carey.** Autorisirte Übertragung von **T. Olawsky.** M. 3.75, el. geb. 4.50.

Zwar in erster Reihe für junge Mädchen ist das Buch bestimmt, dennoch fühlte sich Referent so seltsam angezogen, so wundersam gefesselt von dem keuschen Zauber, der innigen Gemütstiefe, der durch und durch sittlichen Atmosphäre, die das Buch ausströmt. Auf einem stillen, einsamen Landsitz in England spielt sich das an äußeren Ereignissen arme, an inneren Wandlungen so reiche Leben der Heldin ab. Verfasser versteht mit den einfachsten Mitteln so meisterhaft Stimmung zu machen, daß man sich im Kreise ihrer Helden sofort heimisch fühlt und sich am Schluß nur ungern von der lieben Gesellschaft trennt. Gerade solche Bücher thun der heranwachsenden Jugend not. (St. Petersburger Ztg.)

Liliencron, A. v., Zu spät. Roman. M. 4.20, geb. 5.20.

— —, **Ein Versprechen.** Roman. M. 4.50, geb. 5.25.

Hervorragende Gaben zum Weihnachtsfeste, die hoffentlich von vielen gelesen, vielen herrlichen Genuß gewähren. Hier ist gesunde Speise, die aus der Alltäglichkeit hinaushebt und den Sinn auf hohe Ideale lenkt. (Reichsbote.)

Walter, G., (Mar.-Pf. Heims), **Auf einsamen Wegen.** M. 2. 80, eleg. geb. M. 3.50.

— —, **In freier Luft.** M. 2.—, eleg. geb. M. 2.70.

Köstliche Frische und Lebendigkeit, fröhliche und doch tiefe Lebensanschauung, feine psychologische Charakterschilderung, so rein und gesund, so spannend und interessant, daß Jugend wie Alter sich daran erfreuen und die Lektüre reichen Genuß gewährt. (Theol. Litt.-Ber.)

Fünfzig Jahre unter dem Geheimnis Gottes. Selbstbiographie von **J. D.** 1898. M. 2.10, geb. M. 3.—.

Durch ein reich bewegtes Leben in den Frieden des Evangeliums hineingeführt, weiß Verfasser tiefergreifend von seinen Führungen zu reden. Das Buch wird wahre innere Befriedigung gewähren; es ist überaus interessant, in einfacher, aber edler Weise geschrieben.

Einsame Wege. Von Kirchenrat D. **R. Rocholl.** 2. rev. u. verm. Aufl. 29 Bog. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

Einsame Wege. Von Kirchenrat D. **R. Rocholl.** Neue Folge. 29 Bogen. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

Des Verfassers verschlungene Lebenspfade, seine zahlreichen Beziehungen zu hervorragenden, einflußreichen Zeitgenossen, seine bekannte feine, geistreiche, aber auch von großer Gemütstiefe zeugende Weise zu schildern, gestalten die Lektüre nicht nur überaus interessant, sondern verleihen ihr auch einen ganz eigenartigen Reiz.

Caspari, K. H., Geistliches und Weltliches zu einer volkstümlichen Auslegung des kl. Katechismus. **18. Orig.-Aufl.** mit Bild und Biographie des Verfassers von Prof. **D. W. Caspari.** M. 1.60, eleg. geb. M. 2.10.

— —, **Christ und Jude.** Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Mit Bildern u. Beilagen. 17 Bog. **4.** Aufl. M. —.80, eleg. geb. M. 1.40.

— —, **Von jenseit des Grabes.** Predigt-Jahrgang. 4. Aufl. M. 2.80, eleg. geb. M. 3.80.

Dächsel, Superintendent, **Th., Glaube an den Herrn Jesum Christum.** Ein Jahrgang Evangelienpredigten nebst Passionsbetrachtungen zur häuslichen Erbauung wie zum Gebrauch bei Lesegottesdiensten. 32 Bog. M. 4.80, eleg. geb. M. 5.80.

Verfasser ist Meister der biblischen und textgemäßen Schriftbehandlung; ihrer hervorragenden Eigenschaften wegen eignet sich die Sammlung besonders auch für Lesegottesdienste und die häusliche Erbauung.

Die Offenbarung St. Johannis nach den Vorlesungen des weil. Prof. D. **von Hofmann,** für das Verständnis der Gemeinde bearbeitet von **E. von Lorentz,** Pastor. 17½ Bog. M. 3.25, geb. M. 4.—.

Prof. v. Hofmanns Auslegung der Offenbarung gilt noch heute als unübertroffen; die Ausgabe ist für das Verständnis der gläubigen Gemeinde bearbeitet.

Kähler, Prof. D. **M., Der lebendige Gott.** Fragen und Antworten von Herz zu Herz. **2.** Aufl. 1897. M. 1.20.

Wer trotz moderner Kultur und Wissenschaft eine Lücke in seinem Innern, Armut am besten Gut, die Not eines verödeten Herzens spürt, der nehme das Buch zur Hand und er wird reichen Segen daraus gewinnen. (Allg. ev.-luth. K.-Z.)

Rocholl, Kirchenrat, D. **R., Aller Schöne Meister.** Ein Hamburger Vortrag. **2.** Aufl. 1898. Eleg. kart. 80 Pf.

Herzog, Prof. Dr. J. G., **Evangel. Choralbuch** für Klavier, Harmonium (Orgel) und Gesang, mit einem Anhang geistlicher Volkslieder für Kirche, Schule u. Haus.
M. 3.60, eleg. geb. M. 4.80.

— —, **Geistliches und Weltliches.** Eine Sammlung von Liedern, Arien, Chorgesängen, Volksliedern u. s. w. für Vereine, Kirche und Familie.
Heft 1—4 à M. 2.—, Heft 5: M. 2.60.

Die Herzen in die Höhe. Gebete aus Gotteswort und Kirchenlied mit Schriftlektionen auf alle Tage des Jahres für vielbeschäftigte Christenleute herausgegeben von **G. Seeberger,** Pfarrer. 70 Pf., in Ganzleinwandbd. 90 Pf. Für Kolportagevereine u. s. w., sowie in Partieen billiger.

Vorzüge des Buchs: Für jeden Tag aus heiliger Schrift und Kirchenlied entn. Gebetsworte (keine selbstgemachten) nebst anschließenden Schriftlexionen; warmer Ton, der innig zum Herrn ruft; thunl. Kürze, also für alle, die wenig Zeit haben; billige Preise.

Zahn, Prof. D. Th., **Skizzen aus dem Leben der alten Kirche.** 2. durchges. u. vermehrte Aufl. (**Neu!**)
M. 5.25, eleg. geb. M. 6.25.

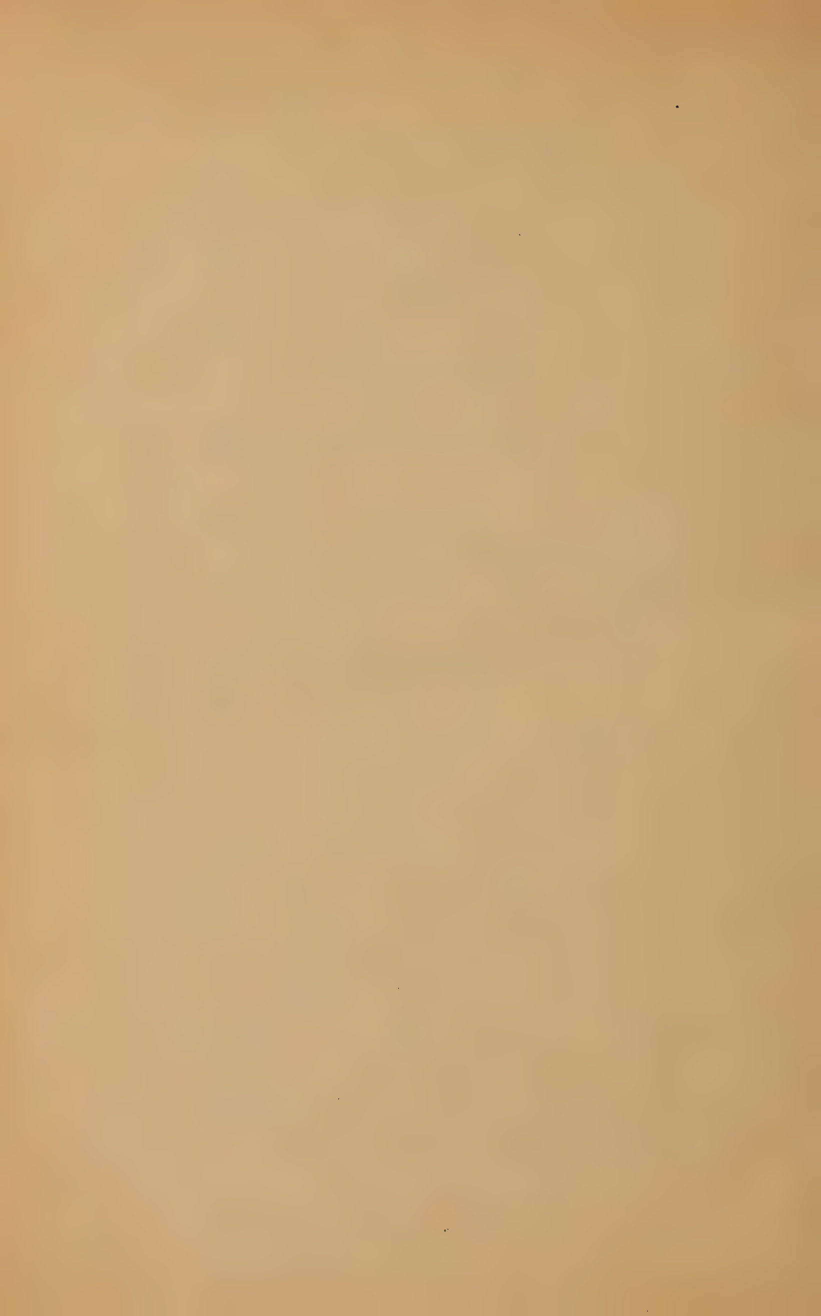
Das Werk ist nicht blos für Theologen, sondern für jeden Gebildeten berechnet; bei Ausgabe der 1. Auflage schrieb die „Kreuzzeitung“:

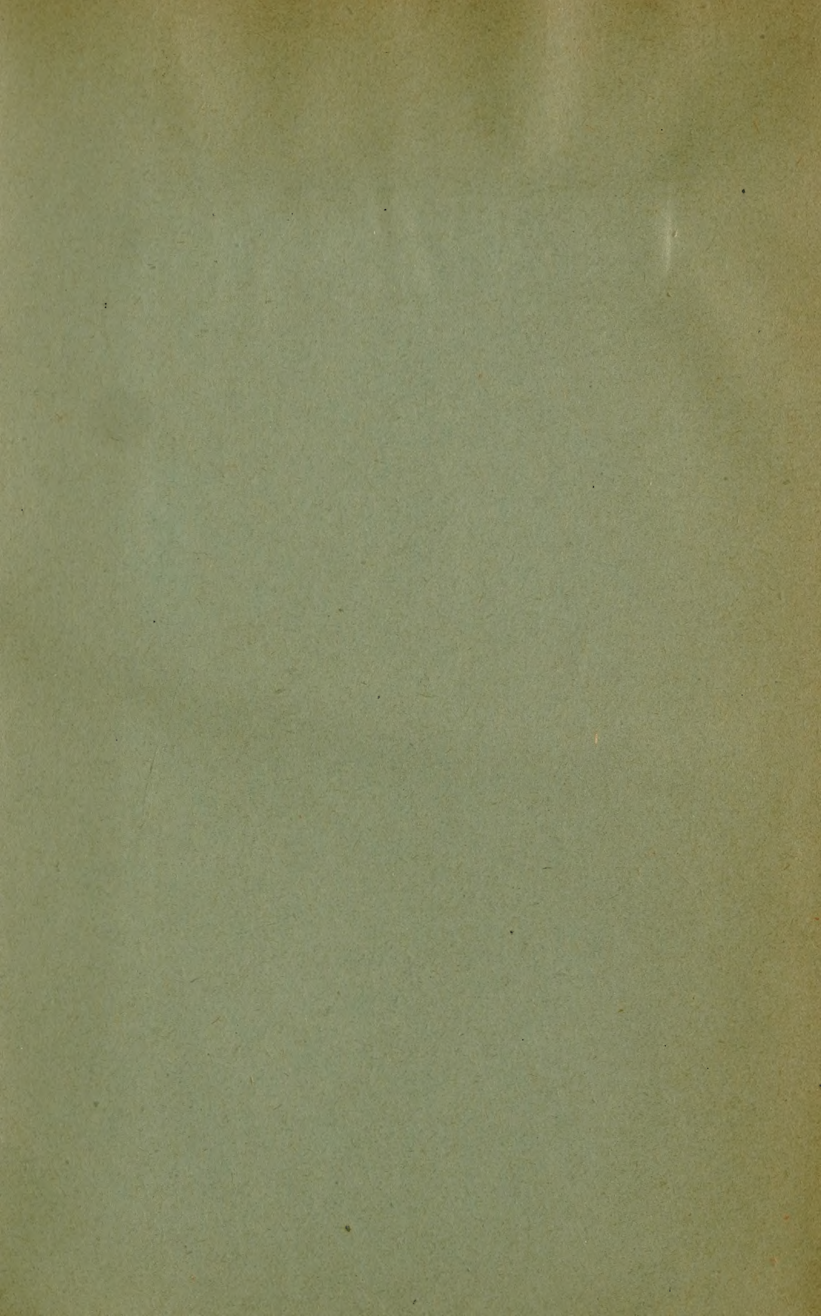
„Merkt man auch überall, daß hier jemand das Wort hat, der des Stoffes wissenschaftlich völlig Meister ist, so war doch infolge der überaus klaren Gedankenentwickelung, der edlen Einfachheit der Sprache die Lesung ein Genuß, wie wir ihn lange nicht gehabt haben.“

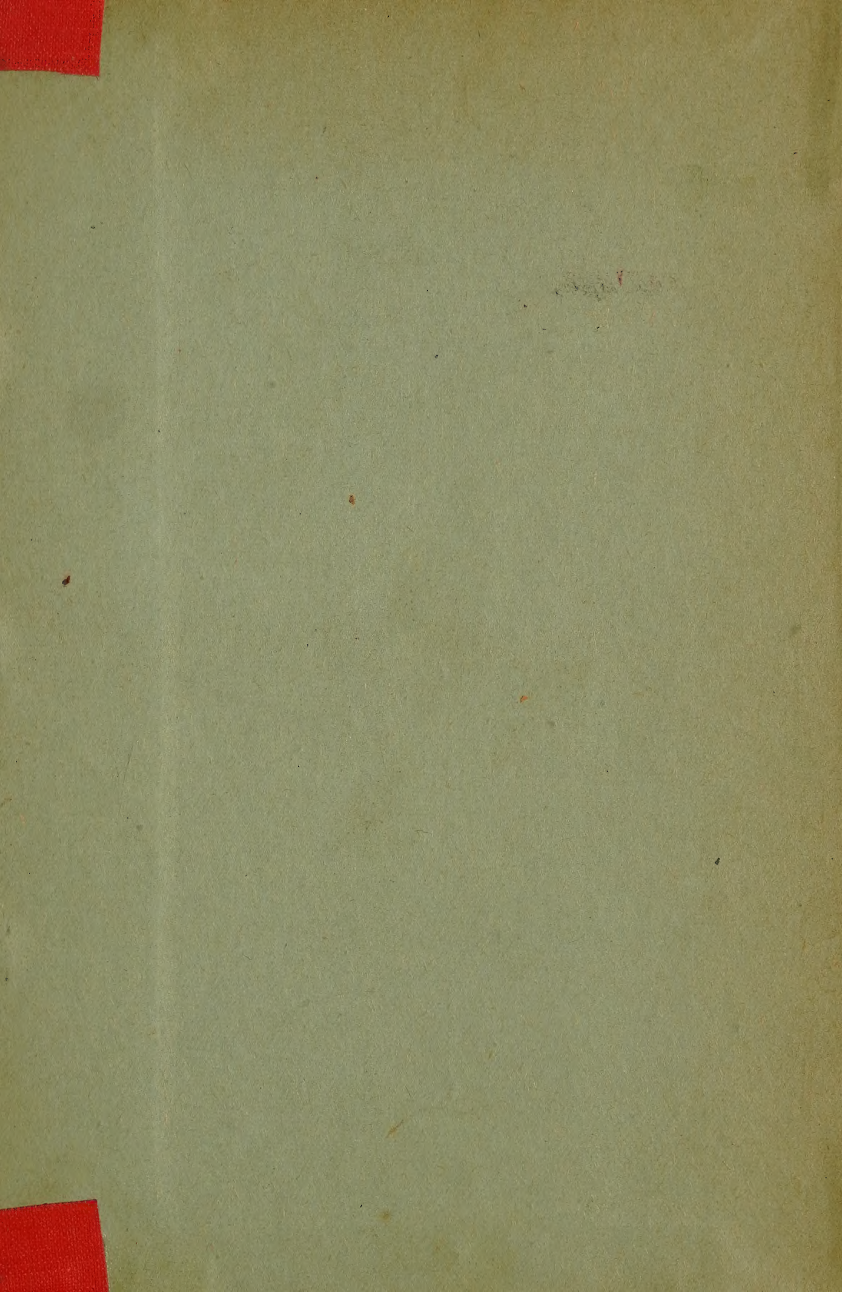
Ziemßen, Dr. W., **„Ich sehe den Himmel offen.“** Bibl. Betrachtungen über das Leben der Gläubigen im Himmel. I. Der Blick in den offenen Himmel.
M. 2.80, eleg. geb. M. 3.60.

Verf. gibt als Ertrag seiner Lebensarbeit Antwort auf die jedes Menschenherz bewegende Frage nach dem Leben der Gläubigen in der Ewigkeit in so feinsinniger und tiefer Weise, daß alle, die noch nicht gänzlich dem Materialismus verfallen sind, davon innerlich ergriffen und erbaut werden müssen. Die Form der Darstellung ist vollendet schön. (Pfarrbl.)










PT2635 .A89J5
Jeschua ben Joseph : eine Erzahlung aus
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00079 8340